

BLANVALET

R.A.
SALVATORE

Das verwunschene
Tal

Dämonendämmerung 3



R. A. Salvatore

Das verwunschene Tal

Dämonendämmerung 3

Aus dem Amerikanischen von
Christiane Schott-Hagedorn

BLANVALET

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1998
unter dem Titel »The Demon Spirit« (Parts 1 + 2)
bei Del Rey/Ballantine Book, New York.
Blanvalet Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH.



3. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung 10/99

Copyright © der Originalausgabe 1998 bei R. A. Salvatore

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1999

bei Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

This translation was published by arrangement with

The Ballantine Publishing Group,

a division of Random House, Inc.

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagillustration: Agt. Schlück/Krasny

Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin

Druck: Elsnerdruck, Berlin

Titelnummer: 24905

Redaktion: Alexander Groß

V.B. • Herstellung: Peter Papenbrok

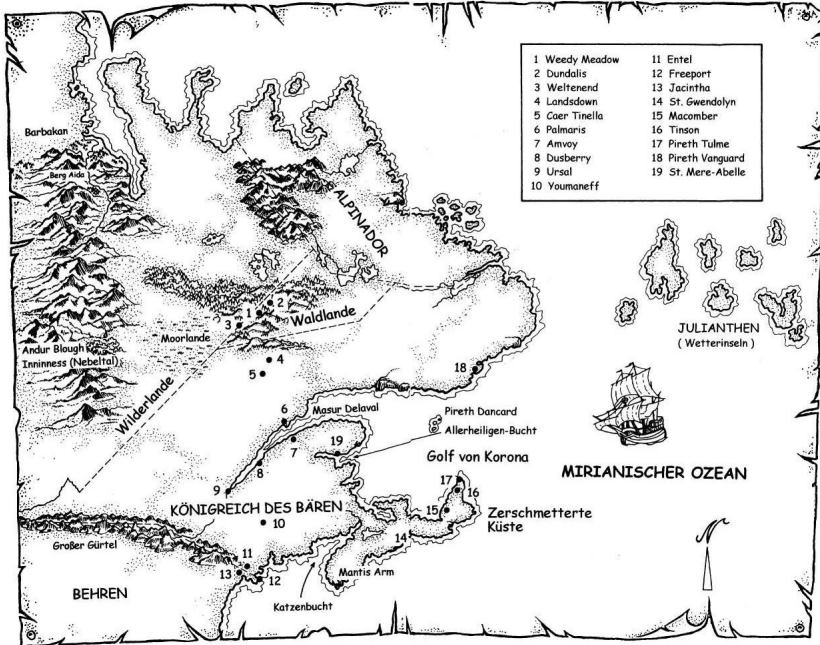
Printed in Germany

ISBN 3-442-24905-8

www.blanvalet-verlag.de

Zurück in den Wilderlanden, erwartet Eibryan und Pony eine böse Überraschung: Goblinhorden ziehen brandschatzend durch das Land, Bergriesen und Zwerge tyrannisieren die Menschen. Sie wenden sich hilfesuchend an die Elfen, die jedoch selbst in arger Bedrängnis sind: Ein böser Zauber läßt ihr Tal dahinsiechen. Die Suche nach dem Quell für das Übel führt sie zu den Mönchen von St. Mere-Abelle...

*Für Scott Siegel
und Jim Cegeilski,
die beiden Jungs,
die mir diesen Beruf
immer wieder zu einem
solchen Vergnügen machen.*



Teil eins

Die Wilderlande

Ich habe Angst, Onkel Mather, nicht meinetwegen, sondern um all der prächtigen Menschen willen, die auf dieser Welt leben. Pony und ich ritten schweren Herzens, aber nicht ohne Hoffnung vom Barbakan fort gen Süden. Avelyn, Tuntun und Bradwarden mußten ihr Leben lassen, aber ich glaubte, wir hätten die Finsternis von der Welt genommen, als wir den Geflügelten vernichteten.

Doch ich sollte mich irren.

Ich dachte, mit jedem Schritt, den uns Symphony weiter gen Süden trug, würden wir uns gastlicheren Landen nähern, und das sagte ich auch zu Pony. Ich kann die Goblins, die wir unterwegs gesehen haben, nicht mehr zählen! Es waren Tausende, Onkel Mather, Zehntausende, und Unmengen von Bergriesen und Hunderte von bösen Pauris dazu. Es kostete Pony und mich zwei Wochen und ein gutes Dutzend Gefechte, bis wir die Umgebung von Dundalis erreicht hatten, und dort fanden wir nur noch mehr Gegner vor, die sich fest verschanzt hatten und die Überreste der drei Städte als Stützpunkt benutzten, um weiteres Unheil anzurichten. Belster O'Comely und sein Stoßtrupp sind verschwunden, und ich hoffe inständig, daß sie nach Süden gegangen sind. Doch das Dunkel, vom dem dieses Land umzingelt ist, hat solche Ausmaße, daß ich fürchte, man ist nirgends mehr sicher.

Ich habe Angst, Onkel Mather, aber ich schwöre Dir, ganz gleich, wie aussichtslos die Lage auch wird, ich werde die

Hoffnung nicht aufgeben, und weder der Geflügelte noch die Goblins oder alles Böse auf der Welt können sie mir nehmen. Die Hoffnung verleiht meinem Schwertarm Kraft, so daß Sturmwind energisch zuschlagen kann. Die Hoffnung läßt mich immer wieder neue Pfeile anfertigen, wenn einer nach dem anderen in Goblinherzen landet und es doch scheinen will, als würden die Ungeheuer dabei niemals weniger.

Hoffnung ist das Geheimnis, Onkel Mather. Ich glaube nicht, daß meine Feinde von ihr geleitet werden. Sie sind viel zu selbstsüchtig, um Opfer zu bringen, auf daß es denen, die nach ihnen kommen, bessergehe. Und ohne eine solche Perspektive und Zuversicht sind sie meist leicht zu demoralisieren und zu schlagen.

Hoffnung, das habe ich gelernt, ist die Voraussetzung für Uneigennützigkeit.

Ich werde also weiter hoffen und kämpfen, und jede neue Schlacht wird mich daran erinnern, daß meine Einstellung richtig ist. Pony machen die Steine stark, und die magischen Kräfte, die sie heraufbeschwört, sind wirklich unglaublich. Außerdem haben unsere Gegner, so zahlreich sie auch sein mögen, keine klare Richtung mehr, denn es fehlt die Kraft, die sie zusammenhielt, der Geflügelte, und ich habe sogar schon Goblins gegeneinander kämpfen sehen.

Es ist ein trüber Tag, Onkel Mather, aber vielleicht reißen ja irgendwann die Wolken wieder auf.

ELBRYAN WYNDON

1. Wieder so ein Tag

Eibryan Wyndon klemmte sich den Holzstuhl und den kostbaren Spiegel unter den Arm und begab sich damit zur Öffnung der kleinen Höhle. Er blinzelte überrascht, als er die Decke beiseite zog und sah, daß die Sonne längst aufgegangen war. Für einen Mann von Eibryans Ausmaßen, mit seiner kräftigen, gut sechs Fuß hohen Gestalt, schien es kein leichtes Unterfangen, aus dem Loch herauszuklettern, aber mit der Geschmeidigkeit, die er sich in jahrelangem Training mit den leichtfüßigen Elfen angeeignet hatte, kostete es ihn kaum Mühe, die Richtung zu finden.

Er sah, daß seine Gefährtin Jilseponie bereits auf war und Bettzeug und Gerätschaften zusammenräumte. Nicht weit entfernt stand sein stolzer Hengst Symphony und wieherte und stampfte mit den Hufen, als er Eibryan erblickte, ein Bild, das die meisten Menschen in Entzücken versetzt hätte. Symphony war groß, aber kein bißchen mager, mit kräftigem, muskulösem Brustkorb, einer Decke, die sich schwarz und schimmernd über den Muskeln spannte, und Augen voller Klugheit und tiefer Einsicht, über denen ein weiter, wie ein Diamant geformter Fleck prangte. Davon und von einer kleinen weißen Stelle an der Vorderhand abgesehen, war das einzige, was die makellose schwarze Decke unterbrach, ein türkisfarbener Edelstein, der die Brust des Pferdes zierte, das magische Bindeglied zwischen Symphony und Eibryan.

Der Hüter schenkte dem Pferd jedoch trotz all dieser Pracht kaum Beachtung, denn sein Blick hing, wie so oft, an Pony. Sie war ein paar Monate jünger als Eibryan, die Gespielin seiner Kindheit und nun, da sie erwachsen waren, seine

Geliebte. Das kräftige goldene Haar reichte ihr jetzt bis über die Schultern und war zum ersten Mal nach Jahren länger als Eibryans eigener hellbrauner Haarschopf. Der Tag war leicht bewölkt, der Himmel grau, doch das tat dem Glanz von Ponys großen blauen Augen keinen Abbruch. Der Hüter wußte, sie war seine Kraft, der helle Fleck in einer dunklen Welt. Ihre Energie schien grenzenlos, ebenso wie ihr Lächeln. Kein Vorfall konnte sie entmutigen, kein Anblick einschüchtern; systematisch und unerschrocken ging sie ihren Weg.

»Suchen wir nach dem Lager nördlich von Weltenend?« fragte sie mitten in Eibryans Versonnenheit hinein.

Er überlegte. Sie hatten festgestellt, daß es in der Gegend kleinere Stützpunkte gab, zum größten Teil voller Goblins, die von den größeren Stellungen versorgt wurden, die man dort errichtet hatte, wo sich vordem die drei Städte Dundalis, Weedy Meadow und Weltenend befunden hatten. Da diese Orte jeweils einen Tagesmarsch voneinander entfernt lagen, Dundalis westlich von Weedy Meadow und Weedy Meadow westlich von Weltenend, würden diese kleineren Außenposten der Ansatzpunkt für die Rückeroberung des Gebietes sein – falls jemals ein Heer aus dem Königreich des Bären bis an die Grenzen der Wilderlande vorrücken würden. Wenn Eibryan und Pony die Ungeheuer vertreiben könnten, hätten die drei Städte kaum noch Verbindung untereinander.

»Mir scheint, wir können ebensogut dort anfangen wie irgendwo anders«, erwiderte der Hüter.

»Anfangen?« fragte Pony ungläubig, und Eibryan zuckte mit den Achseln. Sie waren inzwischen alle beide des Kämpfens müde, und doch wußten sie, daß noch viele Gefechte vor ihnen lagen.

»Hast du mit Onkel Mather geredet?« fragte Pony und deutete mit dem Kopf in Richtung Spiegel. Eibryan hatte ihr

das »Orakel« erklärt, jene geheimnisvolle Zeremonie der Elfen, bei der man mit den Toten Kontakt aufnehmen konnte.

»Das habe ich«, erwiderte der Hüter, und seine olivgrünen Augen blitzten, während ihm ein kalter Schauer über den Rücken lief – wie immer, wenn er an den Geist des großen alten Mannes dachte, der vor ihm dahingegangen war.

»Gibt er dir eigentlich jemals eine Antwort?«

Eibryan dachte darüber nach, wie er ihr das mit dem Orakel besser klarmachen konnte. »Ich antworte mir selbst«, sagte er dann. »Ich glaube, Onkel Mather lenkt meine Gedanken, aber er gibt mir keine direkten Antworten.«

Ponys Kopfnicken zeigte ihm, daß sie genau verstand, was der junge Mann ihr zu sagen versuchte. Eibryan hatte seinen Onkel Mather zu Lebzeiten nicht gekannt, da die Familie den Mann bereits in jungen Jahren verloren hatte, lange bevor Olwan Wyndon – Mathers Bruder und Eibryans Vater – mit seiner Frau und den Kindern in die rauen Waldlande gegangen war. Aber Mather war wie Eibryan von den Touel'alfar, dem Elfenvolk, aufgenommen und zum Hüter ausgebildet worden. Nun beschwor Eibryan beim »Orakel« seine Vorstellung von diesem Manne, das Abbild eines rechtschaffenen Hüters, und wenn er mit diesem Bild sprach, zwang sich Eibryan, dieses Ideal aufrechtzuerhalten.

»Wenn ich dir das mit dem Orakel beibringe, könntest du vielleicht mit Avelyn reden«, sagte der Hüter, und es war nicht das erste Mal, daß er diesen Vorschlag machte. Er hatte schon seit etlichen Tagen angedeutet, daß Pony versuchen könnte, mit dem Freund, den sie verloren hatten, Verbindung aufzunehmen, nachdem er selbst, zwei Tage nach ihrem Aufbruch von dem verwüsteten Barbakan, daran gescheitert war, Avelyns Geist beim Orakel zu beschwören.

»Ich brauche das nicht«, sagte Pony sanft und wandte sich ab, und zum ersten Mal fiel Eibryan auf, wie mitgenommen sie wirkte.

»Du glaubst nicht an die Zeremonie«, meinte er, eher fragend als vorwurfsvoll.

»Doch, doch«, erwiderte sie rasch und kurzangebunden, als fürchtete sie eine Fortsetzung der Unterhaltung. »Ich... vielleicht kenne ich so etwas ja auch.«

Eibryan sah sie schweigend an und ließ ihr Zeit, sich ihre Antwort zu überlegen.

Als aus Sekunden langsam Minuten wurden, half er nach: »Du hast das Orakelbeschwören schon gelernt?«

»Nein«, antwortete sie und drehte sich wieder zu ihm um. »Nicht ganz so wie du. Ich suche es nicht. Es kommt eher über mich.«

»Es?«

»Avelyn«, sagte Pony überzeugt. »Er ist bei mir, das spüre ich, ist irgendwie ein Teil von mir, der mich führt und mir Kraft verleiht.«

»So wie ich meinen Vater spüre«, pflichtete ihr Eibryan bei. »Und du den deinen: Ich bin ganz sicher, daß Olwan über uns...« Er verstummte, als er sie ansah, denn Pony schüttelte den Kopf.

»Es ist mehr«, erklärte sie. »Als mir Avelyn zum ersten Mal zeigte, wie man die Steine benutzt, war er schwer verwundet. Wir verbanden unsere Seelen mit Hilfe des Hämatits, des Seelensteins, und das Ergebnis war für uns beide so wohltuend, daß Avelyn noch wochenlang damit fortfuhr, mir die Geheimnisse der Edelsteine anzuvertrauen. In nur einem Monat kannte und beherrschte ich die Steine weitaus besser, als ein Mönch in St. Mere-Abelle es in fünfjähriger Übung lernen könnte.«

»Und du glaubst, daß er diese geistige Verbindung mit dir immer noch aufrechterhält?« fragte Eibryan, und es lag keinerlei Skepsis in seiner Frage. Der junge Hüter hatte schon zuviel an Zauber- und Teufelswerk erlebt, als daß er an dieser – oder irgendeiner anderen – Möglichkeit gezweifelt hätte.

»Er ist es«, bekräftigte Pony. »Und ich wache jeden Morgen auf und stelle fest, daß ich wieder ein bißchen mehr über die Steine weiß. Vielleicht träume ich von ihnen und sehe in diesen Träumen neue Verwendungsmöglichkeiten für jeden einzelnen Stein oder neue Kombinationen der Steine untereinander.«

»Dann ist es nicht Avelyn, sondern Pony«, wandte der Hüter ein.

»Es ist Avelyn«, sagte sie unbeirrt. »Er ist bei mir, in mir, ein Teil von mir.«

Sie wurde still, und Eibryan widersprach ihr nicht. So standen sie beide schweigend da und mußten diese Erkenntnis – die Pony bis dahin nicht einmal sich selbst eingestanden hatte – erst einmal verdauen. Dann überzog plötzlich ein Lächeln Eibryans Gesicht und steckte Pony langsam an, und es tröstete sie beide, daß ihr Freund, der verrückte, aus St. Mere-Abelle entlaufene Mönch, vielleicht doch noch bei ihnen war.

»Wenn dein Gefühl richtig ist, dann vereinfacht das unsere Sache sehr«, meinte Eibryan. Immer noch lächelnd zwinkerte er ihr zu und machte dann kehrt, um Symphonys Satteltaschen zu packen.

Pony gab keine Antwort, sondern brach statt dessen routinemäßig das Lager ab. Sie blieben nie länger als eine Nacht an derselben Stelle – oft auch nur eine halbe Nacht, wenn Eibryan feststellte, daß Goblin-Späher in der Gegend unterwegs waren. Der Hüter beendete zuerst seine Tätigkeit, und nach einem Blick zu der jungen Frau hinüber, den diese

mit einem zustimmenden Kopfnicken beantwortete, gürtete er sein Schwert und machte sich auf den Weg.

Pony packte eilig ihre Sachen zusammen und folgte ihm dann leise. Sie kannte sein Ziel, eine Lichtung, an der sie vorbeigekommen waren, kurz bevor sie ihr Lager aufgeschlagen hatten, und sie wußte auch, daß ihr das dichte Blaubeergestrüpp an seinem nordöstlichen Rand reichlich Deckung bieten würde. Lautlos, wie Eibryan es sie gelehrt hatte, schlich sie sich zu der betreffenden Stelle.

Der Hüter hatte sich inzwischen entkleidet. Er war nackt bis auf eine grüne Armbinde um seinen linken Bizeps und hielt sein mächtiges Schwert Sturmwind in der Hand, das sein Onkel Mather Wyndon von den Touel'alfar erhalten hatte. Geschmeidig und präzise vollführte Eibryan die Bewegungen, seine Muskeln spannten sich in vollkommenem Zusammenspiel, und sein Körper glitt in stetigem Gleichgewicht dahin.

Pony sah ihm zu, wie hypnotisiert von der Schönheit dieses Tanzes, den die Elfen *Bi'nelle dasada* nannten, und der makellosen Gestalt ihres Liebsten. Wie immer, wenn sie Eibryan bei diesem Tanz beobachtete – nein, nicht Eibryan, denn in dieser Kämpferpose war er der, den die Elfen Nachtvogel nannten, und nicht Eibryan Wyndon –, fühlte sich Pony schuldig und wie ein Voyeur. Doch es lag nichts Lüsternes darin, nur die Bewunderung seiner Geschicklichkeit und der Schönheit im Zusammenspiel der kraftvollen Muskeln ihres Liebsten. Lieber als alles andere wollte sie diesen Tanz erlernen, wollte lernen, ihr eigenes Schwert in anmutigen Kreisen zu schwingen und ihre nackten Füße so mit dem feuchten Gras eins werden zu lassen, daß sie jeden einzelnen Halm spüren konnten.

Pony selbst war keine schlechte Kämpferin, hatte sie doch mit Auszeichnung bei der Küstenwache ihren Dienst versehen

und gegen viele Goblins, Pauris und sogar Riesen gekämpft. Aber wenn sie sich Eibryan, den Nachtvogel, ansah, kam sie sich vor wie ein Anfänger.

Dieser Tanz, *Bi'nelle dasada*, war die vollkommene Kunstform, und ihr Geliebter war der vollkommene *Bi'nelle-dasada*-Tänzer. Der Hüter fuhr fort mit seinen Schwerthieben, seinen Schwüngen und Fußdrehungen, den Schritten zur Seite, nach vorn, nach hinten, dem abwechselnden Beugen und Wiederaufrichten des Körpers in anmutiger Folge. Dies war der traditionelle Kampfstil: die durch die Luft peitschenden Hiebe der schweren, kantigen Schwerter.

Aber dann verlagerte er plötzlich seine Körperstellung, Füße im rechten Winkel, Fersen aneinander. Er machte einen Schritt vorwärts, Fußspitzen voran, und ging in eine ausgewogene Hocke, wobei seine gebeugten Knie über die Zehenspitzen hinausragten; der vordere Arm war abgewinkelt, mit dem Ellbogen nach unten, und der hintere Arm ebenfalls, nur daß sich der Oberarm auf gleicher Höhe mit der Schulter befand und die Hand von oben lose herabhing. Er machte noch einen Schritt vorwärts, wich dann mit kurzen, genau bemessenen, aber unglaublich flinken und ausgewogenen Schritten zurück, und dann streckte sich mitten aus diesem Rückzug plötzlich sein vorderer Arm aus und schien ihn mit sich zu ziehen. Dies alles geschah im Handumdrehen, und wie jedesmal verblüffte er sie auch an diesem Morgen. So plötzlich hatte Nachtvogel diesen Satz vorwärts gemacht, daß die Spitze seines Schwertes mindestens zwei Fuß Boden überspannt hatte, und indem er den hinteren Arm hängenließ, hatte er eine lange, gerade Linie beschrieben.

Pony lief es kalt den Rücken herunter bei der Vorstellung, wie er einen Feind mit dieser tödlichen Klinge durchbohren und dieser ihn bei dem plötzlichen Angriff mit aufgerissenen Augen ungläubig anstarren würde.

Und dann wich der Hüter wieder flink und geschmeidig zurück – ohne dabei seine Deckung aufzugeben – und kehrte zu seinem Schlangentanz zurück.

Mit einem Seufzer der Bewunderung und der Resignation stahl sich Pony davon, um das Lager endgültig abzurechnen. Eibryan kehrte kurz darauf zu ihr zurück, seine nackten Arme waren schweißnaß, aber er sah erfrischt aus und gestählt für die Strapazen eines neuen Tages auf der Wanderschaft.

Bald darauf machten sie sich auf den Weg, beide rittlings auf dem mächtigen Hengst Symphony, der sie mühelos dahintrug. Eibryan lenkte sie nordwärts, fort von den drei hintereinanderliegenden Städten und dann nach Westen Richtung Weltenend. Bis zum Mittag hatten sie das kleinere Goblin-Lager gefunden. Ein schneller Rundblick über das Gelände verschaffte ihnen die nötige Orientierung, und schon zogen sie sich ins Dickicht des Waldes zurück, um Symphony abzusatteln und ihren Überfall vorzubereiten.

Am frühen Nachmittag schlich der Hüter durch den Wald, in der Hand Falkenschwinge, seinen Elfenbogen. Bald traf er auf eine Gruppe von drei Goblin-Wachposten. Sie lungerten um eine ausladende Ulme herum, einer lehnte am Baum, der andere schlenderte davor auf und ab und brabbelte irgend etwas vor sich hin, und der dritte saß am Boden, an den Stamm gelehnt, und war offensichtlich eingeschlafen. Eibryan war leicht überrascht, als er sah, daß eine dieser Wachen einen Bogen bei sich hatte, denn Goblins kämpften für gewöhnlich mit Knüppeln, Schwertern oder Speeren, und der Bogen deutete darauf hin, daß möglicherweise auch Pauris in der Nähe waren.

Er machte lautlos eine Runde, um sicherzugehen, daß niemand weiter da war, und suchte dann nach dem besten Angriffswinkel. Nun trat Falkenschwinge in Aktion, so genannt nach den drei Federn an seiner Spitze, die sich

spreizten wie die »Federfinger« am ausgebreiteten Flügel eines Habichts, als er die Sehne spannte. Sie richteten sich hoch auf, als Eibryan seinen Pfeil nun abschoß.

Der Bogen summte. Im nächsten Moment hatte der Hüter bereits einen neuen Pfeil angelegt. Er war jetzt Nachtvogel, der Krieger aus der Elfenschule, dessen bloßer Name selbst den standfestesten Pauris den Schrecken in die Glieder fahren ließ.

Der erste Pfeil nagelte den am Baum lehrenden Goblin an den Stamm. Der zweite setzte seinen auf und ab gehenden Kumpel außer Gefecht, bevor dieser Zeit fand, einen Überraschungsschrei auszustoßen.

»Hä?« fragte der dritte verschlafen, als Nachtvogel ihn durchbohrte. Der Goblin hob gerade rechtzeitig den Kopf, um zu sehen, wie das mächtige Schwert herabsauste und ihm den Schädel spaltete.

Der Hüter sammelte seine Pfeile ein und nahm sich noch ein paar aus dem Köcher des Goblin. Sie waren zwar nicht gut gemacht und ziemlich krumm, aber ihren Zweck würden sie schon erfüllen.

Dann ging er weiter, einmal um das ganze Lager herum. Dabei traf er zwei weitere Wachposten, die er ebenso schnell erledigte wie die anderen. Schließlich kehrte er zu Pony und Symphony zurück und dachte über seine nächsten Schritte nach. Seinen Angriffsplan hatte er sich bereits zurechtgelegt. Das Lager der Goblins war geschickt auf einer niedrigen Klippe zwischen einem Haufen herabgestürzter Felsbrocken errichtet. Es gab offensichtlich nur zwei Zugänge, um dorthin zu gelangen: Der eine führte im Südosten einen Pfad hinauf, an schulterhohen Steinmauern entlang, und ging von einem dreißig Fuß tiefen Steilhang aus; der zweite wand sich den sanfteren Westhang des Hügels empör, ein breiter unbewachsener Grasweg.

Nachtvogel verschanzte sich in einem Wäldchen auf der Westseite, von wo aus er besser zielen konnte, während Pony sich vorsichtig oben an der Felswand entlangastete.

Nun suchte der Hüter sich einen höheren Standort, indem er von Symphonys Rücken auf den herabhängenden Ast einer Eiche kletterte. So befand er sich noch immer unterhalb des Goblin-Lagers, hatte aber mehr als die Hälfte davon im Blickfeld. Pony würde auf ihn warten, darauf konnte er sich verlassen, und so ließ er sich Zeit mit der Auswahl seines ersten Ziels, wobei er versuchte, ein Gespür für die Rangordnung der Wachen zu entwickeln. Kein Goblin-Haufen glich dem anderen, das hatte der Hüter gelernt, denn diese mickrigen gelblichgrünen Gestalten waren pure Egoisten und hatten kein höheres Ziel im Auge als das Stillen ihrer augenblicklichen Bedürfnisse. Der Geflügelte hatte das geändert – und diese plötzliche Koordination der Ungeheuer war das ausschlaggebende Kriterium gewesen, das die völlige Finsternis herbeigeführt hatte –, aber jetzt war der Geflügelte nicht mehr da, und die erbärmlichen Kreaturen waren schnell wieder zu ihrem früheren chaotischen Naturell zurückgekehrt.

Das war auch diesem Lager deutlich anzusehen: ein einziges Durcheinander, ein Geschiebe und Gedränge und Geschrei und Gezeter.

»Auf nach Süden, wir wollen was erleben!« hörte Nachtvogel einen brüllen.

»Wir gehen dahin, wohin ich sage!« erwiderte ein besonders quirlicher kleiner Wicht, ein Scheusal mit spindeldürren Ärmchen und krummen Flitzbogenbeinen, der selbst nach Goblin-Maßstäben klein war – das heißt, er war kaum mehr als vier Fuß hoch – und dessen Nase und Kinn so spitz waren, daß sie wie Pfeilspitzen aus seinem häßlichen Gesicht hervorragten.

Der Hüter sah, wie der größere Goblin, der vor dem Zwerg stand, vor Wut die Hände rang und die drei, die um ihn herumstanden – und, wie Eibryan feststellte, alle mit Bogen bewaffnet waren –, nach ihren Köchern griffen. Sekundenlang hielt sich die Spannung knapp unter dem Siedepunkt, und dann tauchte noch eine Gestalt auf, ein Koloß, mindestens fünfzehn Fuß hoch und zweitausend Pfund Muskeln und Knochen.

Der Riese reckte sich verschlafen und schlenderte hinüber zu den anderen. Das Ungetüm sagte kein Wort, sondern baute sich lediglich hinter dem Wuselzweig auf – und wie sich dieser mit dem Leibwächter an seiner Seite da auf einmal in die Brust warf!

»Nach Süden«, sagte der eine noch einmal, diesmal in ruhigem Tonfall. »Im Süden gibt's welche umzulegen.«

»Wir sollten hierbleiben und aufpassen«, insistierte der Zwerg.

»Auf was denn?« quengelte der andere. »Auf die Bären und Wildschweine?«

»Tolle Idee!« bekräftigte ein anderer von der Seite und kicherte zaghaft – sein Lachen erstarb jedoch schnell, als der dürre Goblin dem Witzbold einen strengen Blick zuwarf.

All das lief aus Nachtvogels Sicht wie am Schnürchen, vom Auftauchen des Riesen einmal abgesehen. Sein erster Impuls war, dem Ungeheuer einen Pfeil ins Gesicht zu rammen, aber als er sich die Grundmechanismen der Gruppe vor Augen hielt, kam ihm eine bessere Idee.

Der Disput ging weiter, gefolgt von etlichen wüsten Drohungen des dürren Zwergs, der sich mit dem Riesen im Rücken sicher fühlte. Zum Schluß versprach er jedem, der sich seinen Befehlen widersetzen würde, einen grausamen Tod und machte dann auf dem Absatz kehrt.

Nachtvogel nahm einen der Goblin-Pfeile und traf ihn im Rücken, nachdem er das Geschoß mitten zwischen zwei

Bogenschützen am Rande des Lagers hindurchgeschossen hatte. Der Goblin krümmte sich und ging kreischend zu Boden, wobei er versuchte, den schmerzhaften Pfeil herauszuziehen, und die ganze Versammlung stob unter gegenseitigen Anschuldigungen und lautem Geschrei auseinander.

Die drei Bogenschützen waren in heilloser Aufregung, jeder von ihnen schrie die anderen an und zählte die Pfeile in deren Köchern. Einer verlangte lautstark nach einer Untersuchung des Pfeils im Rücken ihres Anführers mit dem Argument, daß seine eigenen Pfeile besondere Markierungen hätten.

Doch der wütende Riese hatte keine Geduld für solche Scherze. Er stapfte hinüber und versetzte dem protestierenden Bogenschützen einen Schlag ins Gesicht, so daß dieser kopfüber den grasbewachsenen Hang hinunterpurzelte. Dann nahm er sich den zweiten vor, während sich der dritte aus dem Staub machte, hob den Unglücksraben in die Luft und zerquetschte ihn. Inzwischen stürzte sich die übrige Lagerbesatzung auf den dritten Schützen, dessen Flucht sie als Schuldbekennnis verstanden. In blutrünstiger Raserei schlugen und trampelten sie immer noch auf den armen Teufel ein, als er sich schon längst nicht mehr rührte.

Den Hüter bestätigte dieses blutige Schauspiel wieder einmal in seiner Meinung von der vollkommen unverbesserlichen Wesensart dieser abscheulichen Ungeheuer. Das Gemetzel war bald vorüber, aber das Geschiebe und Gedränge und die gegenseitigen Schuldzuweisungen wollten nicht abebben. Doch er hatte genug gesehen. Es waren vielleicht noch ein Dutzend Goblins im Lager, den Anführer nicht eingerechnet, der so bald zu keiner Kampfhandlung mehr fähig sein würde; und da war natürlich noch der Riese. Es stand also dreizehn zu drei, wenn man Symphony mitzählte.

Dieses Verhältnis gefiel dem Hüter.

Er sprang vom Baum herunter auf den Rücken des wartenden Pferdes. Der mächtige Hengst schnaubte und schoß davon, hinaus aus dem Wäldchen. Das letzte, was Nachtvogel wollte, war, die Goblins den Hang hinunterzulocken, wo sie sich zerstreuen konnten. Er ritt nach Westen, dann nach Süden, und dann wandte er sich wieder in Richtung Osten, wo er Pony entdeckte, die am Ende des langen schmalen Weges auf ihrem Posten stand. Sie winkten einander zu, und der Hüter hielt nach einem neuen Angriffspunkt Ausschau.

Im Lager der Goblins hielt die Aufregung an, und es wurde weiter mit Anschuldigungen um sich geworfen. Dem dummen Volk kam es offenbar überhaupt nicht in den Sinn, daß jemand anders ihren Anführer niedergestreckt haben könnte, bis Pony zum Schlag ausholte.

Ein Goblin tauchte am Ende des Pfades auf und lehnte sich gegen die Steinmauer. Er nahm seinen metallenen Helm ab – eine weitere Merkwürdigkeit bei diesen ungehobelten Wesen – und kratzte sich am Kopf, dann setzte er ihn wieder auf, wobei er sich die ganze Zeit über mit einem anderen unterhielt, der sich außerhalb von Ponys Blickfeld befand. Sie konzentrierte sich auf den einen Goblin, auf seinen Helm und hielt dabei einen schwarzen, scharfkantigen Stein mit Namen Magnetit oder Magnetstein vor sich hin. Sie ließ sich in den Stein fallen, sah durch ihn hindurch den Weg entlang. Es war alles neblig und verschwommen, mit Ausnahme des Helms, dessen Bild immer schärfer und klarer wurde. Pony spürte, wie sich im Innern des Steins die Energie ballte, welche sie ihm verlieh, zusammen mit seinen eigenen magischen Kräften. Sie spürte, wie der Helm sie immer stärker anzog und der Stein sich ihrem Griff entzog.

Als die Spannung ihren Höhepunkt erreichte und der Stein förmlich vor geballter Energie zu bersten schien, ließ sie ihn los. Im Bruchteil einer Sekunde überwand der Stein die

Entfernung und schlug erst gegen den Helm, dann durch ihn hindurch, und der Goblin fiel hintenüber und war tot.

Sein Gefährte kreischte auf.

Pony überraschte es nicht, den Riesen mit großen Schritten und unter wütendem Gebrüll in den schmalen Weg einbiegen zu sehen. Sie hielt einen anderen Stein, einen Malachit, den Stein der Levitation, vor sich hin, und noch ehe das Ungetüm drei Schritte vorwärts gekommen war, mußte es feststellen, daß seine Füße den Erdboden nicht mehr berührten. Trotzdem bewegte es sich, denn der Schwung schob seinen plötzlich schwerelos gewordenen Körper schnurgerade vorwärts.

Als der Pfad eine sanfte Kurve machte, durchbrach der Riese die Mauer. Er versuchte noch, sich irgendwo festzuhalten, aber es war zu spät, und er purzelte kopfüber ins Leere, während er verzweifelt nach irgendeinem Haltepunkt suchte.

Pony konnte kaum glauben, wieviel Kraft es sie kostete, das Ungetüm in der Luft zu halten, und sie wußte, daß sie es nicht mehr lange schaffen würde. Aber das brauchte sie auch gar nicht. Sie duckte sich tief – der Riese überschlug sich schneller, als er nach ihr greifen konnte – und ließ den Koloß an sich vorbeisausen. Sobald er über der Krippe hing, entspannte sie sich, nahm die magische Kraft des Steins zurück und ließ das Scheusal fallen.

Als sie in die andere Richtung schaute, sah sie am Ende des Weges eine Handvoll Goblins, die sie anstarrten, es aber noch nicht wagten, näher zu kommen. Schnell holte sie ihren dritten Stein, den Graphit, und versenkte sich tief in sich selbst, um noch mehr Zauberkräfte freizusetzen. Sie hatte jetzt schon mehr hintereinander gezaubert als je zuvor und war sich nicht sicher, ob ihr nächster Schlag, ein Blitzstrahl, noch viel Kraft haben würde.

Da brach auf dem Hügel hinter den Goblins ein neuer Tumult aus, und die Todesschreie gaben ihr neue Hoffnung; sie hörte

Symphonys Hufgetrappel und das Trommeln des todbringenden Elfenbogens.

Doch sie wußte, daß ihr Liebster ihr nicht rechtzeitig zu Hilfe eilen konnte. Johlend kam eine Reihe von fünf Goblins den Pfad heruntergerannt. Der eine schoß einen Pfeil ab, der die junge Frau nur knapp verfehlte.

Pony aber blieb standhaft. Sie verscheuchte ihre Angst und konzentrierte sich nur auf den Graphit. Der Blitzstrahl kam schneller, als sie es beabsichtigt hatte, ausgelöst von ihrer Bedrängnis durch den ersten Goblin, der jetzt nur noch drei Schritt von ihr entfernt war.

Pony wankte, als hätte sie ein Schlag getroffen. Die Energieentladung war stärker gewesen als ihre Widerstandskraft. Ihre Knie gaben nach, und sie wich instinktiv aus. Mit halbgeschlossenen Augen sah sie zu ihrer Erleichterung, daß der Blitz die Goblins zurückgeschlagen hatte. Drei von ihnen lagen zuckend am Boden, während sich die andern beiden unter heftigen Muskelkrämpfen nur mit Mühe auf den Beinen halten konnten.

Oben auf dem Hügel schoß Nachtvogel einen letzten Pfeil einem Goblin in seiner Nähe mitten durch die spitze Nase und schwang dann den Bogen mit der anderen Hand wie eine Keule, während Symphony an einem weiteren Ungeheuer vorbeipreschte. Nachdem er dieses erledigt hatte, ließ er den Bogen sinken und zog Sturmwind hervor, das handliche, aber kraftvolle Elfenschwert, geschmiedet aus kostbarem Silberil und knisternd vor Energie, die gleichzeitig vom Elfenzauber und von den Edelsteinen in seinem Knauf herrührte. Der Hüter ließ Symphony eine Kehrtwendung machen, und schon stürmte der mächtige Hengst gegen den nächsten Goblin an, und als er ihn überrannte, ohne daß das Pferd merklich aus dem Tritt kam, holte Nachtvogel mit seinem Schwert zum Schlag gegen den nächsten aus. Dieser hielt ihm zur Abwehr einen

metallenen Schild entgegen, aber der Edelstein im Kugelgriff des Schwertes, ein blauer, weiß-grau gemaseter Stein, flackerte vor geballter Energie, und die scharfe Klinge durchschlug den Schild, zerriß die Riemen, mit denen er am Arm des Goblin befestigt war, und schoß dann an dem losen Metall entlang dem Ungeheuer durchs Gesicht.

Nun war der Hügel geräumt, und der einzige Goblin, der weit und breit zu sehen war, rannte Hals über Kopf den grasbewachsenen Hang hinunter. Der Hüter wollte ihn verfolgen, überlegte es sich aber anders, als er hinter sich Ponys Blitze vernahm, eher ein Funkenknistern als ein Donnerschlag, und dann das Grunzen von Goblins hörte, die noch sehr lebendig waren.

Er rollte sich rückwärts über den Sattel ab und landete sicher auf seinen Füßen. Symphony bremste schlitternd ab und sah sich nach ihm um, und Nachtvogel konnte nicht anders, als innezuhalten und dasselbe zu tun. Das schwarze Fell des Pferdes glänzte vor Schweiß und zeichnete so die kraftvollen Muskeln nach. Es blickte seinen Gefährten scharf an und stampfte ungeduldig mit den Hufen, als könne es den nächsten Kampf gar nicht erwarten.

Der Hüter blickte von den klugen Augen des Pferdes zu dem Türkisarrangement auf seinem Brustkorb, Avelyns Geschenk, der telepathischen Verbindung zwischen Nachtvogel und Symphony. Jetzt benutzte Eibryan diese Verbindung, um dem Pferd seine Anweisungen zu übermitteln.

Mit einem zustimmenden Schnauben machte Symphony kehrt und stob davon, und der Hüter griff rasch nach seinem Bogen, während er bereits auf den schmalen Pfad zueilte.

Als er an seinem Rand angelangt war, ließ er sich mit gespanntem Bogen auf ein Knie nieder. Da unten war jetzt nur noch ein Goblin übrig, zwei andere jagten hinter Pony her, und zwei versuchten immer noch mühsam, sich auf den Beinen zu

halten. Der Pfeil sauste los, zischte zwischen den beiden Stehenden hindurch und über den Kopf des dritten hinweg, um den vordersten Goblin im Kreuz zu treffen. Die Kreatur verfiel in einen wilden Veitstanz, wobei sie etliche Fuß über der Erde zu schweben schien, und stürzte schließlich mit dem Gesicht nach unten zu Boden. Sein flüchtender Kumpan jaulte auf und duckte sich vor Angst, es könnte ihm dasselbe passieren.

Mit dem zweiten Schuß traf Eibryan den nächst stehenden Goblin in die Brust, dann sprang er auf, das Schwert in der Hand. Er ging mit voller Wucht auf den Goblin los und versuchte ihn mit wildem Gefuchtel aus dem Gleichgewicht zu bringen. Der Kerl wehrte sich verzweifelt gegen die blitzende Klinge, sein eigenes plumpe Schwert schlug im Eifer des Gefechts nur ein paarmal klirrend gegen Sturmwind. Der Goblin taumelte hin und her und trat sich fast auf die eigenen Füße bei dem Versuch, sich im Rhythmus der zuckenden Klinge zu drehen und zu wenden. Das Schwert kam erst von links, dann von rechts, dann noch einmal von rechts, dann griff Nachtvogel wieder von links an, beschrieb aber diesmal nur einen kurzen Bogen, und dann kam der entscheidende Stoß. Plötzlich und unvermittelt war die Spitze seines Schwertes da, zwei Fuß weiter vorn als zuvor, und fuhr dem Goblin heftig in die Schulter.

Der ließ kraftlos den Arm sinken, und sein Schwert fiel zu Boden. Der Hüter machte einen Schritt zur Seite und schlug hart auf den Schädel des übriggebliebenen Goblin ein, der schwankend versuchte, ihn abzuwehren. Dann holte er noch einmal aus, und ohne auf das jämmerliche Gewinsel des letzten Goblin zu achten, trieb er ihm die Klinge zwischen den Rippen hindurch in die Lunge.

Als der Hüter den Pfad hinunterblickte, sah er, daß Pony im Begriff war, den in Deckung gegangenen Goblin zu erledigen, diesmal nicht mit den Steinen, sondern mit dem Schwert. Sie

blickte zu Nachtvogel auf, nickte und riß dann weit die Augen auf, als der Hüter einen Schrei ausstieß und einen Satz zu ihr herüber machte.

Er landete genau neben Pony, als sie sich mit erhobenem Schwert umwandte in der Annahme, daß sich hinter ihrem Rücken etwas getan habe. Und tatsächlich hatte der Riese hartnäckig die Felswand erklommen und tauchte gerade mit beiden Händen und einer Schulter wieder über dem Rand auf, als Nachtvogels blitzendes Schwert ihn traf. Der Hüter schlug ihm erst auf den einen, dann auf den anderen Arm und dann immer wieder, wobei er ständig den Attacken des Ungeheuers ausweichen mußte, das nach ihm grapschte. Schließlich hatten die Hiebe die Abwehr des Riesen so weit geschwächt, daß sein Griff auf dem Klippenrand erlahmte und Nachtvogel gelassen nach vorn schlenderte, um dem Ungetüm ins Gesicht zu treten.

Mit Gepolter stürzte es wieder in den dreißig Fuß tiefen Abgrund, wo es stumpfsinnig den Kopf schüttelte und sich sogleich wieder aufrappelte, um sich erneut an den Aufstieg zu machen.

Als bald war Pony an Eibryans Seite. »Das hier könntest du brauchen«, meinte sie und übergab ihm Falkenschwinge.

Mit dem vierten Pfeil erlegte er den Riesen, während Pony zum Lager zurücklief, um die verwundeten Goblins zu erledigen. Inzwischen kehrte Symphony zurück, die hinteren Hufe des Pferdes triefend vor frischem Goblin-Blut.

Kurz darauf waren die drei Freunde wieder beisammen.

»Das war wieder so ein Tag«, sagte Pony trocken, und der Hüter nickte nur.

Ihm fiel auf, daß fast so etwas wie Resignation in ihrem Tonfall mitschwang, als hätte sie der Kampf, so reibungslos er auch abgelaufen war, doch irgendwie unbefriedigt gelassen.

2. St. Mere-Abelle

Das Licht der Fackeln zeichnete die Falten noch tiefer nach, die sich in diesem alten, wettergegerbten Gesicht eingegraben hatten, dem Gesicht eines Menschen, der zuviel gesehen hat.

Meister Jojonah fand, daß Dalebert Markwart, der ehrwürdige Vater von St. Mere-Abelle und die ranghöchste Person des Abellikaner-Ordens, in den letzten zwei Jahren enorm gealtert war. Der stattliche Jojonah, selbst kein junger Mann mehr, betrachtete Markwart eingehend, während die beiden auf der dem Meer zugewandten Mauer der großen Abtei standen und über die Allerheiligenbucht schauten. Er versuchte, dieses Bild des Abtes, unrasiert und mit tief eingesunkenen Augen, mit seiner Erinnerung an den Mann vor einigen Jahren zu vergleichen, als sie alle, im Jahre des Herrn 821, gespannt auf die Rückkehr der *Windläufer* gewartet hatten, des Schiffes, das vier ihrer Brüder von St. Mere-Abelle zu der Äquatorinsel Pimaninicuit gebracht hatte, damit sie dort die heiligen Steine sammeln konnten.

Es hatte sich viel verändert seit jenen hoffnungsvollen, wundersamen Tagen.

Die Mission war erfolgreich gewesen, mit einer riesigen Ausbeute an Edelsteinen, die man sorgfältig präpariert hatte. Und mit Ausnahme des armen Thagraine, der in einen Meteoritenregen geriet, waren die Brüder wohlbehalten zurückgekehrt, wenn auch Bruder Pellimar kurze Zeit später gestorben war.

»Ein Jammer, daß es nicht Avelyn war, der von einem Stein am Kopf getroffen wurde«, hatte der Abt seitdem oft gesagt, denn Avelyn, der als Präparator der heiligen Steine die größten

Erfolge in der Geschichte der Kirche gehabt hatte, war als ein anderer Mensch zurückgekehrt und hatte in Markwarts Augen den höchsten Grad der Ketzerei begangen, der in diesem Orden möglich war. Er hatte einige Steine an sich genommen und war damit geflohen, und bei seiner Flucht war Meister Siherton, ein Jahrgangsbruder Jojonahs und ein Freund Vater Markwarts, getötet worden.

Der Abt hatte den Diebstahl nicht hingenommen. Vielmehr hatte er die Ausbildung des verbliebenen der vier Brüder, eines stämmigen und grobschlächtigen Mannes namens Quintall, vorangetrieben. Auf Markwarts ausdrücklichen Befehl war Quintall zum Bruder Richter ernannt und hinter Avelyn hergeschickt worden, mit der Anweisung, den Mann tot oder lebendig zurückzubringen.

Erst vor einem Monat hatten sie die Nachricht erhalten, daß Quintall gescheitert und umgekommen war.

Doch Markwart hatte nicht die Absicht, Avelyn laufenzulassen. Und so ließ er von De'Unnero, dem besten Kämpfer des Klosters – und Jojonahs Meinung nach böseartigstem Kerl auf Gottes Erdboden –, als Ersatz für Quintall nicht einen, sondern gleich zwei Mönche zum Bruder Richter ausbilden. Jojonah konnte De'Unnero nicht ausstehen. Er fand dessen jähzorniges Naturell unpassend für einen Bruder des Abellikaner-Ordens, und so war er nicht begeistert gewesen, als der noch junge Mann anstelle von Meister Siherton in den Rang eines Meisters erhoben wurde. Und auch die Wahl der Jäger hatte Jojonah gestört, denn er hegte den Verdacht, daß man die beiden jungen Mönche, Bruder Youseff und Bruder Dandelion, nur zu diesem Zwecke in St. Mere-Abelle aufgenommen hatte. Mit Sicherheit war keiner der beiden geeigneter gewesen als andere, denen man die Aufnahme verweigert hatte.

Aber beide konnten kämpfen.

So war selbst die verantwortungsvollste Aufgabe der Äbte und Meister, die Auswahl der Novizen, Markwarts Geltungsdrang zum Opfer gefallen. Vater Markwart wollte die Steine wiederhaben.

Und zwar unter allen Umständen, dachte Meister Jojonah, als er in das eingefallene Gesicht des alten Abtes blickte. Dalebert Markwart war jetzt ein Besessener, ein zähnefletschendes, boshaftes Etwas. War er zuerst nur darauf aus gewesen, Avelyn einzufangen und vor Gericht zu stellen, so wollte er den Mann jetzt einfach nur tot sehen – grausam gefoltert und hingerichtet, gevierteilt, das Herz aus dem Leib gerissen und am Tor von St. Mere-Abelle auf einen Pfahl gespießt. Markwart sprach kaum noch über den toten Siherton; sein Augenmerk richtete sich ausschließlich auf die Steine, die kostbaren Steine, die er unbedingt zurückhaben wollte.

All das aber war vorläufig einem Umstand gewichen, der noch zwingender war als Markwarts Besessenheit, denn der Krieg war inzwischen bis nach St. Mere-Abelle vorgerückt.

»Da sind sie«, meinte der Abt und zeigte zur Bucht hinüber.

Jojonah beugte sich über die niedrige Mauer und blinzelte in die Dunkelheit hinaus. Da hinten, am nördlichen Ausläufer der felsigen Meeresküste, näherten sich in einem Bogen die Lichter eines Schiffes, das offensichtlich sehr flach im Wasser lag.

»Pauri-Tonnenschiffe«, sagte Markwart angewidert, während immer mehr Lichter ins Blickfeld kamen. »Es müssen Tausende sein!«

Und fühlen sich so sicher, daß sie groß und breit mit brennenden Lichtern angefahren kommen, dachte Jojonah. Und das war noch nicht einmal der volle Umfang des Problems, doch der Meister hielt es nicht für nötig, die Scherereien zu erwähnen, die der Abtei möglicherweise noch bevorstanden.

»Und wie viele sind es zu Lande?« fragte der Abt, als hätte er Jojonahs Gedanken gelesen. »Zwanzigtausend? Fünfzig? Das gesamte Pauri-Volk geht auf uns los. Als würden sämtliche Wetterinseln auf einmal vor unserem Tor abgeladen!«

Wieder wußte der stattliche Jojonah keine konkrete Antwort. Nach Berichten aus zuverlässiger Quelle war eine riesige Armee dieser vier Fuß großen, grausamen Zwerge an der Küste knapp zehn Meilen unterhalb von St. Mere-Abelle gelandet. Die Pauris hatten, ohne zu zögern, die umliegenden Dörfer in Schutt und Asche gelegt und alle Leute umgebracht, die ihnen nicht entkommen konnten. Bei dieser Vorstellung lief es Jojonah kalt den Rücken herunter. Die Pauris wurden auch »Blutkappen« genannt, weil sie die Angewohnheit hatten, ihre aus Menschenhaut gemachten Mützen in das Blut ihrer erschlagenen Feinde zu tauchen. Je blutiger so eine Kappe war, desto kräftiger leuchtete der Purpurfleck als Rangabzeichen unter den dickbäuchigen Zwergen mit den spindeldürren Gliedmaßen.

»Wir haben doch die Steine«, sagte Jojonah.

Markwart schnaubte verächtlich. »Und wir werden ihre Zauberkräfte erschöpft haben, lange bevor sich die Reihen der elenden Pauris lichten – und die des Goblin-Heers, das angeblich von Süden heranzieht.«

»Da ist aber noch die Nachricht von der Sache oben im Norden«, warf Jojonah hoffnungsvoll ein und gab sich alle Mühe, Markwarts schlechte Laune zu bessern.

Der Abt widersprach ihm nicht. Die Flüsterpropaganda aus zuverlässiger Quelle sprach von einer ungeheuren Explosion in dem als Barbakan bekannten Land im Norden, das als Herrschaftsgebiet des geflügelten Dämons galt, der dieses Invasionsheer aufgestellt hatte. Aber während diese Gerüchte zunächst die schwache Hoffnung aufkommen ließen, daß sich der Krieg vielleicht nur vor der Tür des Geflügelten abspielte,

halfen sie nur noch wenig angesichts der Streitmacht, die sich jetzt auf St. Mere-Abelle zubewegte. Ein Umstand, den Markwart mit einem weiteren verächtlichen Schnauben quittierte.

»Unsere Wände sind dick, die Brüder sind gut ausgebildet in allen Kampfarten, und unsere Mannschaften an den Steinschleudern sind die besten in ganz Korona«, fuhr Jojonah fort. »Und St. Mere-Abelle ist besser für eine Belagerung gerüstet als jeder andere Bau im Reich des Bären«, fügte er hinzu und gab damit das Stichwort für Markwarts nächste Nörgelei.

»Mit weniger hungrigen Mäulern wären wir noch besser dran«, fuhr ihn Markwart an, und Jojonah zuckte zusammen, als hätte er eine Ohrfeige bekommen. »Ich wünschte, die Pauris wären schneller gewesen!«

Meister Jojonah seufzte und trat ein paar Schritte beiseite, denn er konnte den beißenden Spott seines Oberen nicht ertragen, der offensichtlich auf die Schwärme erbarmungswürdiger Flüchtlinge abzielte, die in letzter Zeit in St. Mere-Abelle Zuflucht gesucht hatten. Für Jojonahs Gefühl grenzte das an Blasphemie. Schließlich waren sie die Kirche, von der sich die Allgemeinheit die Erlösung versprach, und da beklagte sich ihr ehrwürdiger Vater und geistiger Führer darüber, daß sie Menschen, die fast alles verloren hatten, Schutz gewähren mußten. Die erste Reaktion des Abtes auf die Invasion der Flüchtlinge war der Befehl gewesen, alles Wertvolle wie Bücher, Blattgold und sogar Tintenfässer einzuschließen.

»Das ist alles Avelyns Schuld«, zeterte Markwart weiter. »Dieser Dieb hat uns ins Herz getroffen und unseren Feinden Auftrieb gegeben!«

Jojonah überhörte die Tiraden des Abtes. Er kannte das alles schon längst – es hatte sich inzwischen in sämtlichen Klöstern

von Korona herumgesprochen, daß Avelyn Desbris schuld sei am Erwachen des geflügelten Dämons und damit alles Unheil ausgelöst hätte, das über das Land hereingebrochen war.

Meister Jojonah, der während Avelyns Zeit in St. Mere-Abelle sein Mentor und wichtigster Förderer gewesen war, glaubte von all dem kein Wort. Jojonah hatte vier Jahrzehnte in diesem Kloster verbracht und in der ganzen Zeit keinen Menschen erlebt, der so von Gott erfüllt gewesen wäre wie Avelyn Desbris. Zwar konnte er sich auf Avelyns jüngstes Verhalten in der Abtei – den Diebstahl der Steine und den Mord an Meister Siherton, wenn es überhaupt ein Mord war – noch keinen Reim machen, doch er vermutete, daß mehr hinter der ganzen Geschichte steckte, als aus der Version des Abtes hervorging. Meister Jojonah wünschte sich mehr als alles andere, daß er mit seinem ehemaligen Schützling reden und herausfinden könnte, was den Mann dazu getrieben hatte, davonzulaufen und die Edelsteine mitzunehmen.

In der Dunkelheit des Hafens tauchten immer mehr Lichter auf und erinnerten Jojonah daran, daß er sich besser auf die schlimme Lage konzentrieren sollte, die sich vor ihnen auftat. Avelyn konnte warten, denn mit der Morgendämmerung würde der Krieg in seiner ganzen Härte vor den Toren von St. Mere-Abelle angelangt sein.

Schließlich begaben sich die beiden Mönche zur Ruhe und versuchten, all ihre Kräfte zu sammeln.

»Angenehme Ruhe und Gott befohlen«, entbot Meister Jojonah Markwart den traditionellen Nachtgruß.

Markwart winkte geistesabwesend über die Schulter und entfernte sich, wobei er irgend etwas von »diesem elenden Avelyn« vor sich hinknurrte.

Meister Jojonah sagte sich, daß diese fixe Idee St. Mere-Abelle und den ganzen Orden noch ins Unglück stürzen würde, aber ihm war klar, daß er wenig dagegen tun konnte, und so

ging er in sein Zimmer. Er schloß Avelyn Desbris wortreich in sein Abendgebet ein, bat um Vergebung für seine Seele und rollte sich dann auf seiner Bettstatt zusammen, wohl wissend, daß er nicht gut schlafen würde.

Auch der Abt sprach über Avelyn, während er seine großzügigen Gemächer, vier von der Mitte des weiträumigen Erdgeschosses der Abtei abzweigende Räume, betrat. Der alte Mann stieß voller Zorn einen Fluch nach dem andern aus, zischte Avelyns Namen in einem Atemzug mit denen der größten Ketzer und Verräter in der Kirchengeschichte und schwor ein ums andere Mal, daß er den Mann zu Tode foltern lassen wolle, bevor er selbst dereinst vor Gottes Angesicht treten würde. Seine Regentschaft in St. Mere-Abelle war ohne Fehl und Tadel gewesen, und der glückliche Umstand, daß er dem Orden gerade während der Zeit der Steinschauer vorstand, die eine ungeheure Ausbeute an magischen Steinen erbracht hatten – die größte, die je in Pimaninicuit vorgekommen war –, hatte ihn zu einem der geschätztesten Äbte der Geschichte gemacht. Dann aber war dieser elende Avelyn gekommen und hatte seinen guten Ruf befleckt, und er wurde der erste Klostervorsteher, dem die Schmach widerfuhr, ein paar der heiligen Steine einzubüßen.

Unter solch finstern Brüten und ohne einen Gedanken an die Invasionsflotte unten in der Allerheiligenbucht fiel der Abt schließlich in unruhigen Schlummer.

Und so rasiermesserscharf wie sein Zorn waren auch seine Träume, die ihm in klar umrissenen Bildern ein weit entferntes, unbekanntes Land zeigten. Er sah Avelyn, wie er dick und fett und mit wilder Miene Goblins und Pauris schnarrend Befehle erteilte. Er sah ihn einen Riesen mit einem sengenden Blitzstrahl niederstrecken, nicht aus Haß dieser

bösen Brut gegenüber, sondern weil er ihm nicht stillschweigend gehorcht hatte.

Im Hintergrund tauchte eine Art Engelsfigur auf, ein geflügelter Mensch, groß und furchterregend. Der personifizierte Zorn Gottes.

Da fiel es Markwart wie Schuppen von den Augen.

Ein geflügelter Dämon war die Ursache des Krieges? Nein, dieses Unheil hatte etwas heraufbeschworen, das noch stärker war als diese Macht der Finsternis. Die wahre Triebkraft des Bösen war Avelyn, dieser Ketzer!

Der Abt fuhr kerzengerade in die Höhe, er schwitzte und zitterte am ganzen Leib. Schließlich sagte er sich, daß es nur ein Traum gewesen war.

Aber lag nicht doch ein Fünkchen Wahrheit in diesen Visionen begraben? Es erschien dem müden alten Mann wie eine große Eingebung, ein Alarmgeläut so deutlich wie von der größten Glocke aller Zeiten. Seit Jahren hatte er Avelyn zur Wurzel allen Übels erklärt, doch das meiste davon war eine reine Selbstverteidigungsstrategie gewesen, um von seinen eigenen Fehlern abzulenken. Er hatte immer gewußt, daß es da eine verborgene Wahrheit gab...

Nun erkannte Markwart, daß es tatsächlich Avelyn war, ohne jeden Zweifel. Er wußte, daß dieser Mann alles Heilige entweiht und die Steine zu seinen eigenen niederträchtigen Zwecken mißbraucht hatte und sich damit gegen die Kirche und die gesamte Menschheit gewandt hatte.

Markwart war sich nun ganz sicher, und diese tiefe Überzeugung befreite ihn endlich von aller eigenen Schuld.

Der alte Mann erhob sich mühsam von seinem Bett, schlurfte hinüber zu seinem Schreibpult und entzündete die Lampe. Erschöpft ließ er sich in den Sessel fallen und holte aus dem Geheimfach einer Schublade einen Schlüssel, mit dem er ein anderes Geheimfach öffnete, das sein persönliches Steinarsenal

enthielt. Rubin, Graphit, Malachit, Serpentin, eine Tigertatze, ein Magnetstein und, der wertvollste von allen, der kraftvollste Hämatit in St. Mere-Abelle, der Seelenstein. Mit Hilfe dieses schweren grauen Steins konnte Markwart seine Gedanken meilenweit fortschicken und sogar mit Verbündeten Kontakt aufnehmen, von denen ihn ein halber Kontinent trennte. Er hatte diesen Stein benutzt, um mit Bruder Richter in Verbindung zu treten – keine einfache Aufgabe, da Quintall im Gebrauch der Steine ungeübt war und ihn sein zielstrebiges Training zu einem Grad der geistigen Disziplin gebracht hatte, die schwer zu durchdringen war.

Wie kostbar waren diese heiligen Steine! Für die Mönche von St. Mere-Abelle gab es keinen größeren Schatz, und Markwart konnte es nicht ertragen, daß er ein paar davon eingebüßt hatte.

Er sah die Handvoll Steine an, als wären es seine Kinder, setzte sich aufrecht hin und zwinkerte spöttisch. Denn jetzt sah er sie deutlicher als je zuvor, als wäre ihm eine große Wahrheit offenbart worden. Er sah die Kraft, die einem jeden Stein innewohnte, und wußte, daß er sie fast mühelos nutzen konnte. Und einige von ihnen schienen bereits zu verschmelzen, als der alte Mann immer neue, kraftvolle Kombinationen herausfand.

Der Abt ließ sich in den Sessel fallen und schrie beinahe auf, Freudentränen in den Augen. Er sah sich plötzlich aus Avelyns vernichtender Umklammerung befreit, denn jetzt wußte er zweifellos Bescheid. Und mit der Enthüllung war er zu größerem Wissen und tieferen Einsichten gelangt. Es war Markwart immer ein Dorn im Auge gewesen, daß Avelyn, dieser Ketzer, der mächtigste Beherrscher der Steine in der ganzen Kirchengeschichte gewesen war. Wenn diese Steine von Gott kamen, dann folgte daraus, daß ihre Kraft eine Gottesgabe war. Wie konnte das aber sein, wenn der Dieb Avelyn Desbris so geschickt mit ihnen umzugehen verstand?

Der Geflügelte hatte Avelyn diese Macht verliehen! Er hatte die Steine in Avelyns Hände gelegt und ihm das Wissen gegeben, sie zu nutzen.

Markwart hielt seine Steine fest umklammert und kehrte zu seinem Bett zurück. Er war überzeugt, daß Gott jetzt dem Geflügelten entgegentrat, indem er ihm die gleichen – nein, noch größere – Erkenntnisse vermittelte. Und diesmal fand er keinen Schlaf, denn er war zu gespannt auf den Kampf am nächsten Morgen.

Dalebert Markwart; der ehrwürdige Vater, der ranghöchste Vertreter des Abellikaner-Ordens, sah die Dinge genau verkehrt herum, und das gefiel dem Geist des Geflügelten ungemein. Wie mühelos hatte Bestesbulzibar diesen alten Jammerlappen überlistet und Markwarts Überzeugungen auf den Kopf gestellt!

Fast alle der mehr als siebenhundert Mönche aus St. Mere-Abelle nahmen noch vor Sonnenaufgang Aufstellung an der Mauer zum Meer und beobachteten das Anrücken der Pauri-Flotte. Mit zwei bemerkenswerten Ausnahmen, wie Meister Jojonah feststellte, denn Bruder Youseff und Bruder Dandelion waren nirgends zu sehen. Markwart hatte sie aufgehoben für das, was er als ihre höchste Aufgabe bezeichnete.

Die meisten Mönche besetzten die langen Burgwälle der Abtei, andere zogen sich auf strategische Positionen in Räume unterhalb der Mauerkante zurück. Zwei Dutzend Steinschleudern wurden in Stellung gebracht, als die riesige Pauri-Flotte auf die Klippen zusteuerte. Eine noch tödlichere Waffe hielten die älteren und mächtigeren Mönche, die Meister und Immakulaten, Mönche, die diese Kunst zehn Jahre und länger studiert hatten, in Form ihrer jeweiligen Edelsteine bereit, und mitten unter ihnen befand sich der Abt mit seinen

neugewonnenen Erkenntnissen und seiner gesteigerten Energie.

Die meisten Mönche standen auf der Seeseite der Anlage, obwohl sich einige der Brüder auch an der gegenüberliegenden Mauer aufstellen mußten, um das Herannahen des zu erwartenden Landangriffs zu beobachten. Dann wurde es ruhig in St. Mere-Abelle, und alle warteten ab, während eine Reihe Pauri-Schiffe nach der anderen um die Felsnase bog und vor der mächtigen Abtei Aufstellung nahm, wobei die meisten aussahen wie halbuntergegangene Fässer, andere aber, mit flachen offenen Decks, waren mit Steinschleudern ausgerüstet.

Aus einem der Räume dicht unterhalb des Standorts des Abtes flog ein Wurfgeschöß im hohen Bogen auf das nächstgelegene Boot.

»Halt!« brüllte Markwart aufgebracht hinunter. »Wollt ihr denen etwa unsere Aufstellung verraten?«

Meister Jojonah legte dem Abt seine Hand auf die Schulter. »Sie sind nervös«, meinte er, um das voreilige Feuer zu entschuldigen.

»Sie sind Dummköpfe!« fuhr ihn der Abt an und schüttelte den freundlichen Griff ab. »Geh und stell fest, wer den Schuß abgefeuert hat, dann tausch ihn aus – und bring ihn zu mir herauf!«

Jonah wollte protestieren, erkannte aber sofort, daß dies eine Dummheit gewesen wäre. Wenn er den Abt noch mehr erzürnte – und er sah nicht, wie er das hätte vermeiden können, wenn er weiter auf den Mann einredete –, dann würde Markwart den jungen Mönch nur noch härter bestrafen. Mit einem seiner üblichen Seufzer, einem Ausdruck der Hilflosigkeit, den er seiner Meinung nach in letzter Zeit viel zu oft von sich gab, verschwand der stattliche Meister, um den Sünder zu suchen, im Schlepptau einen Zweijährigen als Ersatzmann.

Immer mehr Pauri-Boote kamen in Sicht, aber sie waren immer noch nicht in Reichweite der Steinschleudern oder im Kraftfeld der magischen Steine.

»Sie warten auf die Bodentruppen«, bemerkte Bruder Francis Dellacourt, ein Mönch aus dem neunten Jahr, der für seine spitze Zunge und den harten Drill der jüngeren Schüler bekannt war, Eigenschaften, die ihn zu einem Favoriten Markwarts gemacht hatten.

»Was tut sich an der westlichen Mauer?« fragte der Abt.

Francis schickte sofort zwei jüngere Mönche los, um sich zu erkundigen. »Sie werden uns zuerst vom Land her angreifen«, erklärte Francis dann.

»Was bringt dich zu diesem Schluß?«

»Die Klippen sind mindestens hundert Fuß hoch, und das an ihrer niedrigsten Stelle«, erklärte Francis. »Diese Pauri-Boote haben kaum eine Chance, unsere Mauern zu erreichen, solange wir nicht im Westen stark in Anspruch genommen sind. Sie werden uns von dort hart zusetzen, und wenn wir dann hier an dieser Mauer nur noch dünn besetzt sind, wird die Flotte angreifen.«

»Was weißt du denn über Pauri-Strategien?« sagte Markwart laut und bezog damit alle Umstehenden, den mit dem Artilleristen zurückkehrenden Jojonah inbegriffen, in das Gespräch mit ein. Markwart wußte, was Francis sagen würde, denn er hatte wie alle älteren Mönche die Berichte über frühere Pauri-Überfälle gelesen, aber er dachte, daß die Ausführungen des tüchtigen Francis ein vernünftiger Hinweis waren.

»Wir haben nur wenige Beispiele von Doppelangriffen der Pauris«, räumte Francis ein. »Für gewöhnlich greifen sie in erster Linie von See her an, in unglaublichem Tempo und mit ungeheurer Härte. Aber ich habe den Verdacht, daß St. Mere-Abelle dafür ein zu großer Brocken ist und sie das wissen. Sie werden unsere Abwehr von Westen her angreifen, zu Lande,

und dann werden die Geschosse ihrer Schleudern im hohen Bogen über unsere Mauern fliegen.«

»Wie weit werden sie wohl kommen, wenn wir oben an den Seilen stehen und sie durchschneiden oder mit Pfeilen oder Zauberkraft auf die emporkletternden Pauris zielen?« fragte ein Mönch großspurig.

Meister Jojonah setzte zu einer Antwort an, aber Markwart hob die Hand und hinderte ihn daran, denn er wollte lieber von Francis etwas über diese Angelegenheit hören. Er bedeutete dem Neunjährigen fortzufahren.

»Wir sollten sie nicht unterschätzen!« ereiferte sich Francis, und Jojonah fiel auf, daß sich Markwart zum ersten Mal seit Wochen ein Lächeln abrang. »Erst vor ein paar Monaten überfielen die Pauris Pireth Tulme, eine Festung, die nicht weniger hoch auf dem Felsen liegt als unsere eigene. Sie nahmen den Vorhof ein, noch ehe der größte Teil der Garnisonsbesatzung überhaupt an den Mauern in Verteidigungsstellung gehen konnte. Und was diejenigen angeht, die schon an den scheinbar so wehrhaften Mauern von Pireth Tulme auf dem Posten waren...«

Francis brauchte nicht weiterzusprechen. Es war allgemein bekannt, daß es unter den Elitetruppen von Pireth Tulme keine Überlebenden gegeben hatte und die Überreste, die man von ihnen gefunden hatte, grausam verstümmelt gewesen waren.

»Wir sollten sie nicht unterschätzen!« brüllte Francis noch einmal und drehte sich dabei nach allen Seiten, um sicherzugehen, daß ihm auch jeder zuhörte.

Meister Jojonah sah sich Francis genau an. Er mochte diesen Mann ganz und gar nicht. Bruder Francis war offensichtlich von großem Ehrgeiz befallen, und er griff jedes Wort, das Vater Markwart beiläufig äußerte, so eifrig auf, als käme es geradewegs vom Herrgott selbst. Jojonah glaubte allerdings nicht, daß Frömmigkeit die treibende Kraft für Francis'

Ergebenheit Markwart gegenüber war, sondern eher rein praktische Überlegungen. Und die Art, wie der Mann jetzt in der ihm entgegengebrachten Aufmerksamkeit schwelgte, bestätigte Jojonah nur in seiner Annahme.

Die beiden Mönche kehrten ohne sichtbare Eile von der Westseite der Mauer zurück. »Nichts«, meldeten sie übereinstimmend. »Keinerlei Anzeichen für ein anrückendes Heer.«

»Vor ein paar Minuten sind mehrere Dorfbewohner hergekommen«, fügte der eine hinzu, »und haben berichtet, daß sie ein großes Aufgebot von Pauris entdeckt hätten, das westlich des Dorfes St. Mere-Abelle in Richtung Westen zieht.«

Jojonah und Markwart sahen sich erstaunt an.

»Ein Täuschungsmanöver«, warnte Bruder Francis. »Sie tun so, als entfernten sie sich von uns, damit wir nicht auf ihren plötzlichen Angriff zu Lande gefaßt sind.«

»Das klingt einleuchtend«, pflichtete ihm Jojonah bei. »Aber ich frage mich, ob wir sie nicht mit ihren eigenen Waffen schlagen könnten, wenn es tatsächlich ein Trick ist.«

»Das mußt du uns erklären«, sagte Markwart.

»Mag sein, daß die Flotte tatsächlich auf den Landangriff wartet«, meinte Jojonah. »Und vielleicht kommt der ja wirklich erst später, damit unsere Aufmerksamkeit nachläßt. Aber unsere Pauri-Freunde da unten im Hafen können die Mauern im Westen von St. Mere-Abelle nicht sehen und schon gar nicht das Gelände davor.«

»Aber sie werden den Gefechtslärm hören«, warf ein anderer Mönch ein.

»Oder das, was sie dafür halten«, gab Meister Jojonah listig zurück.

»Dafür werde ich sorgen!« rief Bruder Francis und stürzte davon, bevor der Abt noch seine Zustimmung geben konnte.

Markwart gab den Befehl, jeden zweiten Mann vom Wall abzuziehen.

Nur wenige Augenblicke später brach der Tumult los, mit »Zum Angriff!«-Geschrei und dem Zischen von Wurfgeschossen in der Luft. Dann erschütterte eine gewaltige Explosion die Erde, und ein Feuerball stieg empor, ausgestoßen von der Zauberkraft eines Rubins.

»Wirklich täuschend echt«, sagte Meister Jojonah trocken. »Aber unser fleißiger Francis sollte seine magischen Kräfte schonen.«

»Er muß die Pauris überzeugen«, erwiderte Markwart scharf.

»Sie kommen!« erscholl es, noch ehe Jojonah antworten konnte, und ganz nach Plan machte sich die Pauri-Formation siegesgewiß in der Bucht auf den Weg. Im Westen tobte weiter der Tumult, hörte man Schlachtrufe und Salven, und der aufgeregte Francis ließ sogar noch einen Feuerball los. Die Pauris, angespornt durch diesen Anblick und den Lärm, legten sich mächtig ins Zeug, so daß ihre Tonnenboote schaukelten.

Markwart gab den Befehl, sie nah heranzulassen, obwohl mehr als ein Geschosß vorzeitig abgefeuert wurde. Doch die Schiffe kamen schnell näher, und unter eifrigen Segenssprüchen des Abtes eröffneten die zwei Dutzend Wurfmaschinen des Klosters ihr Kreuzfeuer mit Steinen und Pech. Ein Pauri-Katapultboot ging in Flammen auf, ein Tonnenboot wurde an seiner bauchigen Seite getroffen, so daß es von der Wucht des Geschosses kenterte. Ein anderes Tonnenboot mußte einen Treffer quer über dem Bug einstecken, der schwere Steinbrocken drückte das Vorderteil unter Wasser, der Bug ragte gen Himmel, und die mit Pedalen betriebene Schiffsschraube kreiselte nutzlos in der Luft. Bald strampelten viele der bösen Zwerge kreischend im Wasser.

Doch die Begeisterung auf der Mauer der Abtei dauerte nicht lange, denn schon bald waren die Pauri-Schiffe am Fuße der

Mauer direkt unterhalb des Standortes von Vater Markwart angelangt, und nun brachten sie ihre Schleudern in Anschlag, die Dutzende von beschwerten, geknoteten Tauern mit vielzackigen Enterhaken abschossen wie einen Hagelschauer, so daß die Mönche auf allen vieren durcheinanderkrabbelten. Einige wurden von so einem Haken erfaßt und schreiend gegen die Mauer gedrückt, während sich ein Zacken in ihren Arm oder ihre Schulter grub.

Eine Gruppe von sieben Immakulaten stand rechts von Jojonah im Kreis und vereinte ihre Energien mit eintönigem Singsang; sechs von ihnen hielten sich an den Händen, der siebte in der Mitte hielt ein Stück Graphit in die Höhe. Eine blaue Funkenschicht breitete sich knisternd über der Bucht aus, schlug in die metallenen Kurbeln der Pauri-Katapulte und streckte Dutzende Pauris nieder, die sich ungeschützt an Deck der Flachboote befanden.

Doch die Entladung dauerte nur den Bruchteil einer Sekunde, und schon nahmen Dutzende anderer Pauris die Plätze der Gefallenen ein und kletterten in ungeheurem Tempo, eine Hand vor die andere, die Tauer hinauf.

Die Mönche griffen sie konventionell mit Pfeil und Bogen und mit den Edelsteinen an, indem sie Blitze aussandten, Feuer aus ihren Fingerspitzen schlagen ließen, um die Tauer durchzusengen, während andere den Enterhaken mit schweren Hämmern und den Tauern mit dem Schwert zu Leibe rückten. Dutzende von Seilen rissen und versenkten Pauris in der Bucht, doch es kamen immer neue heraufgestürmt, denn es drängelten sich immer mehr Schiffe am Fuß der Klippe.

Da es noch immer keine Anzeichen für den Aufmarsch von Landtruppen gab, begaben sich jetzt alle Mönche auf die Meereseite der Mauer, und St. Mere-Abelle konzentrierte seine ganze Kraft auf die tausend Pauri-Schiffe, die inzwischen in die Allerheiligenbucht geschwärmt waren. Die Luft war erfüllt

vom Knistern der magischen Kräfte, vom Gestank des brennenden Pechs und vom Kreischen ertrinkender Pauris. Und vom Schreien sterbender Mönche, denn sobald alle Taue verschossen waren, begannen die Katapultboote der Pauris riesige Körbe mit Holzkugeln abzufeuern, die, eine Handbreit im Durchmesser, mit zahllosen metallenen, oft an der Spitze vergifteten Nadeln gespickt waren.

Trotz des ganzen Geredes über Pireth Tulme und aller Warnungen der älteren und erfahreneren Mönche waren die Verteidiger von St. Mere-Abelle doch bestürzt über die Grausamkeit und Kühnheit des Überfalls. Und über die Geschicklichkeit der Pauris, denn sie waren ebenso leistungsfähig und diszipliniert wie jedes andere Heer auf der Welt. Keiner der Mönche, nicht einmal der unbeugsame Bruder Francis, bezweifelte auch nur einen Augenblick, daß, wenn die feindliche Landstreitmacht zu dieser Zeit aufmarschiert wäre, St. Mere-Abelle, die altehrwürdigste und wehrhafteste Bastion im ganzen Königreich des Bären, gefallen wäre.

Doch auch ohne diese Landtruppen erkannte Vater Markwart die Gefährlichkeit der Lage.

»Du!« rief er dem Mönch zu, der den ersten Schuß mit der Schleuder abgegeben hatte. »Jetzt hast du die Gelegenheit, deinen Fehler wiedergutzumachen!«

Der junge Mönch, der bestrebt war, die Gunst des ehrwürdigen Vaters zurückzugewinnen, huschte herbei und ließ sich drei Steine aushändigen: einen Malachit, einen Rubin und einen Serpentin.

»Benutze den Malachit erst, wenn du zum Schiff hinuntergestiegen bist«, erklärte ihm Markwart hastig.

Der junge Mönch riß vor Schreck die Augen auf, als er begriff, was der Abt vorhatte. Vater Markwart wollte, daß er von der Klippe sprang, sich zu einem besonders großen Knäuel

von Pauri-Schiffen hinunterließ, die Levitationskraft des Malachits und den Feuerschild des Serpentins auslöste und einen Feuerball über die Schiffe fegen ließ.

»Er wird nicht nah genug herankommen«, protestierte Jojonah, aber Markwart fuhr so wütend zu ihm herum, daß der stattliche Mann unwillkürlich zurückwich. Jojonah aber blieb für sich dabei, daß es nicht richtig war, den jungen Mönch hinunterzuschicken, denn der Gebrauch der drei Steine war eher etwas für einen älteren, erfahrenen Mönch, zumindest einen Immakulaten oder sogar einen Meister. Selbst wenn der junge Mann das schwierige Kunststück zuwege brachte, würde die Explosion nicht sehr stark sein, eine Stichflamme vielleicht, aber nichts, womit man die Pauris in die Flucht schlagen konnte.

»Wir haben keine Wahl«, sagte Markwart zu dem jungen Mönch. »Wir müssen mit diesem Haufen Schiffe fertigwerden, und zwar sofort, sonst sind wir verloren!«

Noch während er sprach, kletterten zwei Pauris über die Mauer. Die Immakulaten stürzten sich auf sie und schlugen sie nieder, bevor sie in Kampfstellung gehen konnten, und schnitten dann die Taue um sie herum durch. Markwarts Standpunkt war damit klar unterstrichen worden.

»Sie werden dich nicht kommen sehen oder denken, einer von ihnen hätte dich hinuntergeworfen«, erklärte er. »Bis sie merken, was los ist, brennen sie lichterloh, und du kommst wieder herauf.«

Der Mönch nickte, hielt die Steine fest in der Hand und sprang auf die Mauer. Nach einem kurzen Blick zurück machte er einen großen Satz und stürzte sich über die Klippe in den Abgrund. Markwart, Jojonah und mehrere andere liefen an die Mauer, um zuzusehen, und der Abt fluchte laut, als der Malachit den Fall des Mönchs in das sanfte Zu-Boden-Gleiten

einer Feder im Wind verwandelte, während dieser noch hoch über dem Deck der Schiffe schwebte.

»Dummkopf!« schrie Markwart, als die Pauris den Mann ins Visier nahmen und mit Speeren und Hämmern nach ihm warfen und ihre kleinen Armbrüste in Anschlag brachten. Es war dem jungen Mönch hoch anzurechnen – vielleicht lag es aber auch nur an dem plötzlichen Schrecken oder einfach daran, daß er noch nicht über genügend magische Fähigkeiten oder Kräfte verfügte –, jedenfalls kehrte er nicht um und schwebte wieder die Felswand hinauf, sondern glitt hinab und immer weiter hinab.

Der Pfeil aus einer Armbrust bohrte sich in seinen Arm, und ein Stein fiel ihm aus der Hand.

»Der Serpentin!« rief Jojonah.

Der junge Mönch hielt sich den Arm, drehte und wendete sich im aussichtslosen Bemühen, dem wachsenden Beschuß auszuweichen, und versuchte offensichtlich wieder aufwärts zu schweben.

»Nein!« brüllte Markwart.

»Er hat keinen Schutzschild gegen den Feuerball!« brüllte Jojonah zurück.

Der junge Mönch zuckte krampfartig, in schneller Reihenfolge von drei Pfeilen getroffen. Mit dem Lebensfunken verließen ihn auch seine magischen Kräfte, und sein lebloser Körper stürzte hinab, prallte von einem Pauri-Schiff ab und versank im dunklen Wasser der Allerheiligenbucht.

»Hol mir einen von den Bauern!« brüllte Markwart Bruder Francis an.

»Er war noch nicht kräftig genug«, sagte Jojonah zu Vater Markwart. »Das war keine Aufgabe für einen einfachen Novizen. So ein Kunststück bringt vielleicht nicht mal ein Immakulat zustande.«

»Am liebsten würde ich dich hinunter schicken, damit ich dich endlich los bin!« schrie Markwart ihm ins Gesicht, und Jojonah verstummte. »Aber du wirst noch gebraucht.«

Bruder Francis kehrte mit einem jungen Dorfbewohner zurück, einem Mann von etwa zwanzig Jahren mit einem einfältigen Gesicht. »Ich kann mit einem Bogen umgehen«, sagte er in dem Bemühen, tapfer zu erscheinen. »Ich habe schon Wild gejagt.«

»Nimm das hier«, befahl ihm Vater Markwart und gab ihm einen Rubin.

Der Mann starrte den Stein mit großen Augen an. »Ich kann doch nicht...«, stotterte er verständnislos.

»Aber ich kann«, knurrte Markwart und hielt einen anderen Stein hoch, seinen mächtigen Hämatit, den Seelenstein.

Der Mann sah ihn verlegen an. Bruder Francis, der genug verstand, um zu wissen, daß er den Bauern ablenken sollte, schlug ihm mit der Faust ins Gesicht, so daß er zu Boden ging.

Meister Jojonah schaute weg.

Francis beugte sich über den Mann, um ihn erneut zu schlagen.

»Es ist gut«, sagte der Mann in diesem Augenblick, und Francis ließ den Arm sinken und half ihm ehrerbietig auf die Beine.

»Inbesitznahme eines andern!« stieß Jojonah angewidert hervor. Er konnte kaum glauben, daß Vater Markwart so etwas Niederträchtiges getan hatte, das normalerweise als die dunkelste Seite des Hämatits angesehen wurde. In allen Edikten war die Inbesitznahme des Körpers eines anderen Menschen streng untersagt – und tatsächlich schützten sich Mönche, die mit Hilfe des Hämatits Seelenwanderungen unternahmen, häufig davor, indem sie noch andere Steine präparierten. Und wenn Jojonah über das nachdachte, was er gerade gesehen hatte, so konnte er kaum glauben, daß diese

vielleicht schwierigste Übung von allen so einfach vonstatten gegangen war.

Der Abt im Körper des Bauern ging gemächlich zur Mauer hinüber, warf einen Blick über den Rand, um festzustellen, wo sich die größte Ansammlung von Pauri-Booten befand, und sprang dann, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, ruhig über die Kante. Diesmal gab es keinen Malachit, keine Schreie und keine Angst. Der Abt konzentrierte sich ganz auf den Rubin, während er die hundert Fuß in die Tiefe stürzte, um den Stein auf das Höchstmaß seiner Energie zu bringen und einen gewaltigen, alles erschütternden Feuerball freizusetzen, kurz bevor er auf dem Deck aufschlug. Sein Geist verließ den Körper des Bauern und erhob sich aus den Flammen – zurück zu seiner eigenen Gestalt, die oben auf der Mauer über dem Meer auf ihn wartete.

Er blinzelte und öffnete seine müden alten Augen. Er brauchte ein paar Minuten, um sich wieder an seinen eigenen Körper zu gewöhnen und das blanke Entsetzen abzuschütteln, das ihn überkommen hatte, als er in die Nähe des Pauri-Decks gelangt und sein ausgeliehener Körper von dem magischen Feuer verschlungen worden war. Alle Mönche um ihn herum, mit Ausnahme von Meister Jojonah, brachen in wilden Jubel aus; viele von ihnen schauten über die Mauer auf den brennenden Klumpen Pauri-Schiffe und äußerten ungläubige Begeisterung darüber, daß irgend jemand imstande war, einen so gewaltigen Feuerball hervorzurufen.

»Es mußte sein«, sagte Markwart kurzangebunden zu Jojonah.

Der Meister zuckte nicht mit der Wimper.

»Einen zu opfern zum Wohle der andern ist das höchste Gebot unseres Ordens«, erinnerte ihn Markwart.

»Sich selbst zu opfern«, verbesserte ihn Meister Jojonah.

»Verschwinde hier, und geh zu den Mannschaften an den Schleudern«, befahl Markwart angewidert.

Jojonah war froh, dem Befehl zu folgen, obwohl ihm klar war, daß seine Fähigkeiten im Umgang mit den Steinen immer noch oben auf dem Dach benötigt wurden. Er sah sich immer wieder nach Markwart um, während er sich entfernte, denn während die anderen schlicht von dem Zauberkunststück hingerissen waren, war Jojonah, der Markwart seit mehr als vierzig Jahren kannte, irritiert und ziemlich argwöhnisch.

Es gab auch von der Bucht aus einen Eingang nach St. Mere-Abelle, aber dort unten waren die Tore so massiv – aus zwei Fuß dickem Eichenholz, außen mit Metallbeschlägen verstärkt und auf der Rückseite mit Fallgittern versehen, die aus Oberschenkeldicken Stäben bestanden, und dahinter eine weitere Fallmauer, so dick und widerstandsfähig wie die äußeren Türen –, daß kein Pauri und nicht einmal ein Bergriese sie hätte durchbrechen können, selbst wenn er eine geschlagene Woche damit zugebracht hätte.

Das setzte allerdings voraus, daß die Tore geschlossen waren.

Wenn Vater Markwart und Meister Jojonah weit genug über die Klippen hätten schauen können, dann hätte es keinen von beiden überrascht zu sehen, wie diese gewaltigen Tore sich einladend den Horden von Pauris öffneten, die es geschafft hatten, dem Feuersturm zu entkommen und sich an die felsige Küste zu retten. Tatsächlich hatten sie so etwas erwartet, als sich Meister De'Unnero erboten, ja geradezu darauf bestanden hatte, den Zwölfertrupp auf dem unteren Wachposten anzuführen. Diese Gruppe hatte zwei Wurfmaschinen, eine auf jeder Seite der mächtigen Tore, aber ihr Zielradius war stark eingeschränkt durch die schmalen Schießscharten, und Markwart hatte nur zu genau gewußt, daß sich De'Unnero

niemals damit zufrieden geben würde, ein paar, für gewöhnlich nutzlose Schüsse abzufeuern.

Also hatte der junge Meister in seinem Eifer die Tore geöffnet und stand nun exponiert und unter hysterischem Gelächter drinnen im Eingang und forderte die Pauris heraus.

Eine größere Horde Blutkappen, bereits stark angeschlagen, aber furchtlos, marschierte grölend hinein und schwang dabei Hämmer, Äxte und gräßliche Kurzschwerter.

Als der letzte von ihnen unter dem Fallgitter hindurch war, sauste es mit ohrenbetäubendem Krachen hinab, so daß man die Erschütterung in der ganzen Abtei spürte, bis hinauf zur Meeresmauer.

Die Pauris, die zwar erschrecken, sich aber nicht aufhalten ließen, kreischten nur um so lauter und stürzten vorwärts. Ein Dutzend Armbrustpfeile wurden abgefeuert, was ein paar von ihnen zu Boden warf, aber das Tempo der anderen kaum verminderte.

Da stand De'Unnero mutterseelenallein und lachte so heftig, daß seine angespannten Muskeln aussahen, als würden sie jeden Moment zerreißen. Andere Mönche, besonders Meister Jojonah, hatten schon des öfteren ihre Ansicht bekundet, daß De'Unnero eines Tages einfach in der Luft zerspringen würde, denn der junge Meister war viel zu hitzköpfig für die Bewältigung irgendwelcher menschlichen Anfechtungen.

Dies schien sich jetzt zu zeigen, wo er förmlich vor Energie bebte. Er hatte keine für die Pauris sichtbare Waffe in der Hand, nur einen einzigen Stein, die glatte, braune, schwarzgestreifte Tigertatze.

Und nun brachte er die Zauberkraft dieses Steins zur Wirkung, und als der erste Pauri in seine Nähe kam, nahmen De'Unneros Arme die Gestalt der mächtigen Tigerpranken an.

»*Yak!*« kreischte der Anführer und riß abwehrend seine Waffe hoch.

Aber De'Unnero war schneller, machte einen Satz vorwärts wie eine Raubkatze und fuhr dem Pauri mit dem rechten Arm durchs Gesicht, so daß es nicht wiederzuerkennen war.

Nun schien der Meister in wilde Raserei zu verfallen, aber in Wahrheit hatte er sich völlig unter Kontrolle, wie er da hin und her sprang, um die Pauris nicht an sich vorbeizulassen, obwohl noch zwölf weitere Mönche im Gang standen und sie erwarteten. Der Stein war in seiner verwandelten Pfote geblieben, war mit der Haut verschmolzen, und De'Unnero geriet immer stärker in seinen Bann, und obwohl sich sein Äußeres nicht mehr veränderte, wurden seine Muskeln zu denen des Raubtiers.

Mit einem Ausholen der Tigerpranke ließ er einen Pauris durch die Luft fliegen. Ein Zucken der Beinmuskulatur, und er sprang geschmeidig beiseite, um nicht von einem Hammer getroffen zu werden. Eine erneute Muskeldehnung, und er stand wieder vor dem Angreifer, bevor der verdutzte Zwerg überhaupt seinen Hammer hochreißen konnte.

Die Klauen hinterließen eine gräßliche Spur, und so hatte auch dieser Pauri kein Gesicht mehr.

Jetzt wichen die übrigen Pauris zurück, aber De'Unneros Kampfeslust war noch lange nicht gestillt. Seine Beine zuckten, und schon landete er fünfzig Fuß weiter vorn mitten unter den Zwergen. Er glich einem Wirbelwind aus um sich schlagenden Klauen und Füßen. Die Pauris waren eigentlich keine ungefährlichen Gegner, aber obwohl sie diesem Wesen neun zu eins überlegen waren, wollten sie lieber nichts mit ihm zu tun haben und nahmen ihre Beine in die Hand. Zwei von ihnen liefen zu den Fallgittern zurück und schrien nach ihren Kumpanen, die noch immer draußen waren, während etliche andere an dem mörderischen De'Unnero vorbei- und den Gang hinunterwankten, wo sie ein weiterer Armbrusthagel erwartete.

Alle Mönche bis auf einen ließen ihre Armbüste sinken und zogen ihre Nahkampfwaffen, eine Handvoll aber stürzte sich mit bloßen Händen auf die Zwerge, um ihnen den Garaus zu machen.

Weiter unten im Gang hielt De'Unnero den Kopf des letzten Pauri, der vor ihm stand, zwischen seinen riesigen Pranken fest. Seine Klauen hatten sich in den Schädel gebohrt, und er schlenkerte die Gestalt so leicht hin und her wie eine ausgestopfte Kinderpuppe. Dann warf er den Pauri in die Ecke und ging auf die beiden am Fallgitter los. Hinter ihnen zielte ein Pauri mit einem Blasrohr und landete einen Treffer auf De'Unneros Bauch, genau unterhalb der Rippen.

Der Mönch brüllte, das Brüllen eines Tigers, und zog den Pfeil zusammen mit einem beträchtlichen Stück Fleisch heraus. Dann setzte er seinen Weg fort. Der Pauri-Schütze lud einen neuen Pfeil nach. Die beiden Zwerge am Fallgitter kreischten und versuchten sich hindurchzuquetschen.

Da krachte die innere Falltür herab, klemmte das Blasrohr ein und drückte die beiden Pauris platt.

De'Unnero bremste langsam ab, als ihn Blutspritzer trafen. Er drehte sich ein paarmal um sich selbst und brüllte noch einmal, doch sein Schlachtruf verstummte enttäuscht, als er feststellte, daß seine Soldaten die übrigen Zwerge erfolgreich erledigt hatten und der Kampf vorüber war.

Schließlich nahm der blutrünstige Meister wieder voll und ganz seine menschliche Gestalt an, sowohl körperlich als auch magisch erschöpft. Da spürte er plötzlich den stechenden Schmerz in seinem Bauch; ein brennendes Gefühl stieg in ihm auf, und er merkte, daß er vergiftet worden war. Der größte Teil des Gifts, ein lähmendes, schmerzhaftes Gebräu, war durch die Kraft der magischen Verwandlung vernichtet worden, aber es war noch genug vorhanden, um den Mönch in ein solches Zittern zu versetzen, daß er in die Knie ging.

Bestürzt umringten ihn seine Männer.

»Besetzt die Schleudern!« knurrte er sie an, und obwohl De'Unnero wieder ganz und gar Mensch war, klang seine Stimme so furchterregend wie das Brüllen des Tigers auf der Jagd. Die jüngeren Mönche gehorchten, und durch seinen puren Willen war Meister De'Unnero bald wieder bei ihnen und lenkte ihre Schüsse.

Nachdem die größte Ansammlung von Pauri-Schiffen in Flammen aufgegangen und damit aus dem Kampf ausgeschieden war, liefen die das Schauspiel beobachtenden Mönche auseinander, um die Festungsmauern, wo immer es nötig war, zu verteidigen. Im Laufe dieses langen, schrecklichen Morgens hatten viele Pauris die Mauern erklommen, aber keiner hatte sich dauerhaft oben halten können, und als um die Mittagszeit noch immer keine Bodentruppen in Sicht waren, bestand kein Zweifel mehr an dem Ausgang der Schlacht. Die Pauris gaben – wie immer – nicht auf und erschlugen mehr als fünfzig Mönche, aber ihre eigenen Verluste waren erschreckend: Mehr als die Hälfte der tausend Schiffe zählenden Flotte sank auf den Grund der Allerheiligenbucht, und die paar hundert, die diesem Schicksal entrannen, trieben mit den traurigen Überresten ihrer Mannschaft hinaus in tiefere Gewässer.

Am Nachmittag war Meister Jojonah mit den anderen im Gebrauch der Steine geübten Mönche zusammengekommen, um sich um die vielen Verwundeten zu kümmern, während ihre jüngeren Brüder bereits das Begräbnis derer organisiert hatten, für die jede Hilfe durch die Seelensteine zu spät kam. Die Schlacht befand sich in ihrer letzten Phase, dem Stadium des Aufräumens. Diszipliniert und tüchtig taten die Mönche ihre Pflicht. Eines aber erfüllte Meister Jojonah mit

Verwunderung. Der Abt, der, wie Jojonah wußte, den mächtigsten Seelenstein in ganz St. Mere-Abelle besaß, lief zwischen den Verwundeten umher und verteilte zwar aufmunternde Worte, schien aber niemanden zu behandeln. Der Einschlag des Feuerballs und die paar Blitzschläge, die Markwart oben auf der Mauer gezündet hatte, waren inzwischen etliche Stunden her, und so war dessen Erklärung, er habe keine Energien mehr, nicht sehr glaubwürdig.

Der Meister konnte darüber nur hilflos mit den Achseln zucken und den Kopf schütteln. In diesem Augenblick erschien Meister De'Unnero mit einer klaffenden Bauchwunde an der Mauer, und doch hinkte der Mann kaum und ließ auch keinerlei Anzeichen von Schmerz erkennen. Dennoch eilte Markwart sofort herbei und versiegelte die Wunde mit dem Seelenstein. Jojonah hatte ja immer gewußt, daß es zwischen den beiden eine starke Verbindung gab, so wie zwischen Vater Markwart und Bruder Francis.

Doch vorerst ging er schweigend an seine Arbeit und ließ die Angelegenheit auf sich beruhen, bis er irgendwann genug Zeit haben würde, eingehender darüber nachzudenken.

»Du legst es darauf an, dich in Gefahr zu stürzen«, schalt Markwart De'Unnero, während die klaffende Wunde unter dem Einfluß des Hämatits heilte.

»Der Mensch muß schließlich sein Vergnügen haben«, erwiderte der Meister mit boshafem Grinsen. »Ein Vergnügen, daß Ihr mir ständig verwehrt.«

Markwart trat einen Schritt zurück und sah ihn streng an, denn er verstand die Beschwerde nur zu gut. »Wie läuft es mit dem Training?« fragte er scharf.

»Youseff ist recht vielversprechend«, erklärte De'Unnero. »Er ist geschickt und wird alles tun, um sich unter Beweis zu stellen.«

»Und Bruder Dandelion?«

»Ein Kerl wie ein Bär, mit starkem Arm, aber schwachem Kopf«, sagte De'Unnero. »Er wird uns gute Dienste leisten, solange Youseff ihn lenkt.«

Der Abt nickte, scheinbar zufrieden.

»Ich könnte sie beide in die Tasche stecken«, trumpfte De'Unnero auf und übernahm den selbstgefälligen Blick seines Vorgesetzten. »Sie werden zum Bruder Richter gemacht, dabei könnte ich sie beide mit Leichtigkeit zerschmettern und Avelyn und die Edelsteine zurückholen.«

Gegen diese Behauptung hatte Markwart kein schlagendes Argument. »Du bist ein Meister und hast andere Pflichten«, sagte er.

»Wichtigere als die Jagd auf Avelyn?«

»Genauso wichtige«, sagte Markwart entschieden. »Youseff und Dandelion werden diese Aufgabe erfüllen, wenn Meister Marcalo De'Unnero sie ordentlich trainiert.«

De'Unnero verzog das Gesicht; seine Augen wurden schmal und schossen unsichtbare Pfeile auf Vater Markwart ab. Er mochte es ganz und gar nicht, wenn man ihn zurechtwies.

Markwart erkannte den Blick, denn er hatte ihn schon oft gesehen. Doch er wußte, daß De'Unnero sich ihm nicht widersetzen würde, und unter dieser Voraussetzung konnte seine Hitzköpfigkeit sehr nützlich sein.

»Überlaßt mir die Jagd!« sagte De'Unnero.

»Du trainierst die Jäger«, erwiderte Markwart. »Glaub mir, deine Mühe wird belohnt werden.« Und damit ließ ihn der Abt stehen.

»Wir waren heute heldenmütig!« brüstete sich De'Unnero Markwart und den anderen Meistern gegenüber bei ihrer Zusammenkunft nach dem Nachtmahl.

»Aber wir hatten auch Glück«, erinnerte Meister Jojonah sie alle. »Denn weder die Landtruppen der Pauris noch das Goblinheer, das schon oft in dieser Gegend gesichtet wurde, haben sich blicken lassen.«

»Mehr als Glück, würde ich meinen«, quäkte Francis dazwischen, obwohl er gar nicht befugt war, bei so einem Treffen mitzureden. Francis war schließlich noch nicht einmal ein Immakulat und nahm lediglich als Begleiter des Abtes an der Versammlung teil. Trotzdem machte Markwart keine Anstalten, ihn zu unterbrechen, und auch die anderen Meister ließen ihn gewähren. »Das ist untypisch für unseren Gegner«, fuhr Francis fort. »Nach allem, was man von der Kampffront nördlich von Palmaris hört, kämpfen die feindlichen Ungeheuer koordiniert und mit System, und der Erfolg unseres Täuschungsmanövers zeigt, daß diese Pauri-Schiffe tatsächlich auf das Eintreffen der Landtruppen gewartet haben.«

»Und wo bitte schön sind dann diese feindlichen Landtruppen?« fragte Markwart ungehalten. »Werden wir vielleicht morgen früh aufwachen und feststellen, daß wir schon wieder belagert sind?«

»Die Flotte wird nicht zurückkommen«, erwiderte ein anderer Mönch. »Und wenn die Ungeheuer zu Lande auf uns losgehen, werden sie feststellen, daß unsere Befestigungsanlagen dort noch robuster sind als die auf der Meereseite.«

Bei diesen Worten warf Meister Jojonah zufällig gerade einen Blick auf De'Unnero und war angewidert von dessen brutalem Grinsen, das sich für einen Meister des Abellikaner-Ordens wahrhaftig nicht ziemte.

»Verdreifacht heute nacht die Wachen an den Mauern zur See und zum Land hin«, entschied der Abt.

»Viele sind erschöpft vom Kämpfen«, sagte Meister Engress, ein freundlicher Mann, der mit Jojonah befreundet war.

»Dann nimm die Bauern«, fuhr Markwart ihn brüsk an. »Sie sind hergekommen, um sich von uns durchfüttern zu lassen und sich im Schutz der Klostermauern zu verkriechen. Sie sollen sich ihre Verpflegung verdienen, indem sie von jetzt an Wache halten.«

Engress sah Jojonah und einige andere Meister an, aber keiner von ihnen wagte es, Markwarts Tonfall zu kritisieren. »Es soll geschehen, wie Ihr befiehlt, ehrwürdiger Vater«, sagte Engress ergeben.

Der Abt schob seinen Stuhl so ruckartig zurück, daß dessen Beine auf dem Dielenboden laut quietschten. Dann erhob er sich, erklärte mit einem Handzeichen die Versammlung für beendet und verließ den Raum.

Nach Markwarts Meinung waren alle wichtigen Dinge abgehandelt. Nun wollte er mit seinen Gedanken und Empfindungen allein sein, denn einiges davon war in der Tat beunruhigend. Er hatte heute einen Menschen in den Tod geschickt, ein Vorfall, über den er noch eine Weile nachzudenken hatte, und er war sich auch des Umstands bewußt, daß er sich nach der Schlacht wenig um die Versorgung der Verwundeten gekümmert hatte. Dabei hatte er durchaus noch über einige magische Energie verfügt – und das wußte er bereits, als er diese Ausrede gebraucht hatte –, aber er hatte einfach *keine Lust* verspürt zu helfen. Er war auf einen verwundeten Mönch zugegangen, der an der Mauer zum Meer lehnte und dessen Arm schlimm von einem Pauri-Enterhaken zerfetzt war, aber als er den Mann mit dem Hämatit heilen wollte, ein Vorgang, der eine enge Verbindung erforderte, packte ihn ein Gefühl von – was?

War es Ekel? Verachtung?

Markwart hatte keine konkrete Antwort darauf, aber er wußte, daß er sich auf seinen Instinkt verlassen konnte. Da war ein Umschwung, eine Kraftlosigkeit, die sich im Orden breitmachte, das spürte er. Dieser elende Avelyn hatte die Aufsässigkeit angezettelt, und nun schien sich diese Haltung schneller auszubreiten, als selbst er es für möglich gehalten hatte.

Ja, das war es, sagte sich Vater Markwart. Sie wurden weich und so mitleidig, daß sie gar nicht mehr richtig gegen das Böse kämpfen konnten. So wie Jojonah mit seinem dummen Mitgefühl für diesen Bauern, dessen Opfer so viele Menschenleben gerettet hatte.

De'Unnero war da ganz anders, dachte Markwart und rang sich ein Lächeln ab. Der Mann war kräftig und hellwach. Vielleicht sollte er seinem Wunsch nachgeben und ihn auf Avelyn und die Steine ansetzen. Mit Marcalo De'Unnero wäre der Erfolg der Aktion schon so gut wie sicher.

Der Abt schüttelte den Kopf und dachte daran, daß er etwas anderes mit dem Meister vorhatte. Er würde De'Unnero zu seinem Nachfolger machen, schwor sich Vater Markwart im stillen. Als er De'Unneros Wunden sah, hatte Markwart sofort den Wunsch verspürt, sie zu heilen, als hätten die heiligen Steine ihn dazu gedrängt.

Für den Abt fügte sich nun alles genau zusammen. Er nahm sich vor, die Heldenhaftigkeit des Bauern gebührend zu würdigen, vielleicht sogar eine Statue zu Ehren des Mannes aufstellen zu lassen; dann ging er zu Bett.

In dieser Nacht schlief er tief und fest.

Am nächsten Tag schickte man von St. Mere-Abelle Kundschafter aus, die den ganzen Landstrich durchkämmten

und dann mit der Meldung zurückkehrten, daß nirgends eine Spur von den Ungeheuern zu finden sei. Nach Ablauf einer Woche war die Lage klar: Die Kampftruppen der Pauris waren zu ihren Schiffen zurückgekehrt und verschwunden – niemand wußte, wohin. Das Goblin-Heer indessen, und hier gab es tatsächlich ein großes Aufgebot in der Gegend, hatte sich zersplittert und irrte in einzelnen wilden Horden orientierungslos und plündernd durch die Städte.

Diese Horden wurden durch das königliche Heer des Bärenlandes eine nach der anderen aufgespürt und vernichtet.

In St. Mere-Abelle zog man aus dieser scheinbar guten Nachricht allerdings weitergehende Konsequenzen.

»Wir müssen der Ursache für das Auseinanderbrechen der feindlichen Reihen auf den Grund gehen«, sagte Vater Markwart zu seinen Klosterältesten. »Nämlich dieser angeblichen Explosion im Barbakan.«

»Ihr glaubt, daß der Geflügelte vernichtet wurde«, folgerte Meister Jojonah.

»Ich glaube, daß unsere Feinde ihr Oberhaupt verloren haben«, erwiderte Markwart. »Aber wir müssen es genau wissen.«

»Ein Erkundungsfeldzug«, meinte Meister Engress ohne Umschweife.

Bruder Francis war als erster auf und davon, um dienstefrig wie immer, wenn er Vater Markwart gefällig sein wollte, einen Plan für die Reise zum Barbakan auszuarbeiten.

3. Roger Flinkfinger

»Er ist da drin«, stöhnte die alte Frau. »Das weiß ich genau. Ach, das arme Kind!«

»Vielleicht ist er ja längst tot«, sagte jemand anderer, ein Mann von ungefähr dreißig Wintern. »Das wäre das beste für den armen Jungen.«

Ein Dutzend Dorfbewohner hockte zusammen auf einem Felsvorsprung eine Viertelmeile nördlich von ihrem ehemaligen Zuhause, Caer Tinella, und beobachtete die Pauris und Goblins. Zwei Bergriesen waren vorher auch schon im Dorf gewesen, aber jetzt waren sie wieder fort, wahrscheinlich hinter den Flüchtenden her.

»Ich hab ihm gleich gesagt, er soll da nicht hinuntergehen«, jammerte die alte Frau. »Es sind zu viele. Zu viele.«

Tomas Gingerwart schmunzelte versonnen vor sich hin. Die Leute hatten keine Ahnung, was in diesem Bengel namens Roger vor sich ging. Für sie war er einfach Roger Billingsbury, ein Waisenknabe, den man im Dorf aufgenommen hatte. Als Rogers Eltern gestorben waren, war der erste Gedanke gewesen, ihn in den Süden zu schicken, vielleicht zu den Mönchen von St. Precious. Aber die Leute von Caer Tinella, die wahrhaftig eine eingeschworene Gemeinschaft waren, beschlossen, Roger bei sich zu behalten und ihm alle gemeinsam über Kummer und Leid hinwegzuhelfen.

Denn Roger war ein armes, dürres Kerlchen und sah so zerbrechlich aus. Als er elf Jahre alt war, bekam er dasselbe Fieber, das seine Eltern und auch seine beiden Schwestern umgebracht hatte, und hörte auf zu wachsen.

Das war zwar jetzt schon etliche Jahre her, aber in den Augen der besorgten Dörfler war Roger, der noch genauso aussah wie damals, immer noch der kleine verlassene Waisenknabe.

Doch Tomas wußte es besser. Inzwischen hatte der Junge den Spitznamen Roger Flinkfinger, und das aus gutem Grunde, denn es gab kein Schloß, das vor ihm sicher war, keine Tür, durch die er nicht irgendwie hindurchschlüpfen konnte. Das machte sich Tomas immer wieder bewußt, während er nach Caer Tinella hinunterschaute, denn in Wirklichkeit war auch er natürlich ein bißchen besorgt. Allerdings nur ein bißchen.

»Da kommen wieder welche«, plapperte die alte Frau und zeigte aufgeregt auf das Dorf. Sie hatte scharfe Augen, denn tatsächlich marschierte in diesem Moment ein Haufen Goblins über den Marktplatz, der eine Gruppe zerlumpter Gefangener eskortierte – Leute aus Caer Tinella und den umliegenden Gemeinden, die sich nicht schnell genug in den Wäldern in Sicherheit bringen können. Jetzt nahmen die Ungeheuer die Ortschaften als Gefangenenlager und die Bewohner als Geiseln.

Den Entkommenen war nur zu klar, welch grausames Schicksal diesen Gefangenen drohte, wenn sie den Pauris und Goblins nichts mehr nützen würden.

»Ihr solltet euch das lieber nicht ansehen«, vernahm man eine Stimme von hinten, und alle drehten sich gleichzeitig um und sahen einen bulligen Mann auf sie zukommen. Es war Belster O'Comely. »Und ich fürchte, wir sind alle noch viel zu dicht bei den Städten. Wollt ihr etwa, daß sie uns alle schnappen?« Doch so sehr er sich auch bemühte, es gelang Belster, dem gutmütigen Wirt des ehrenwerten Gasthauses »Zur Heulenden Sheila« in Dundalis, nicht, seiner Stimme die nötige Schärfe zu verleihen. Er war mit den Flüchtlingen aus den drei Städten der Waldlande, Dundalis, Weedy Meadow und Weltenend, hierher nach Süden gezogen. Belsters Gefährten aus dem Norden aber

waren ganz anders als die erst kürzlich in die Flucht geschlagenen Leute aus Caer Tinella und Landsdown und der Handvoll anderer kleinerer Gemeinden, die an der Straße südlich der großen Hafenstadt Palmaris lagen. Belsters Haufen, den der geheimnisumwitterte Hüter Nachtvogel im Kampf ausgebildet hatte, kannte weder Angst noch Mitleid. Sie versteckten sich sicherheitshalber vor den Goblins, aber wenn ihnen die Umstände günstig erschienen, wurden sie zu Jägern und Pauris und Goblins zu ihrer Beute.

»Wir versuchen sie rauszuholen, wie ich es versprochen habe«, fuhr Belster fort. »Aber jetzt noch nicht. O nein. Tot nützen wir unseren Freunden nicht viel. Also kommt jetzt!«

»Können wir denn gar nichts tun?« sagte die alte Frau aufgebracht.

»Betet, gute Frau«, erwiderte Belster in vollem Ernst. »Betet für alle.«

Tomas Gingerwart nickte zustimmend und dachte im stillen, daß Roger das inzwischen sicher brauchen konnte.

Belster entging sein Grinsen nicht, und er nahm Tomas beiseite, um allein mit ihm zu reden.

»Es wäre dir lieber, wenn ich mehr täte«, sagte der rundliche Gastwirt, der Tomas' Blick mißverstanden hatte, ruhig. »Und das werde ich auch, mein Freund. Aber ich habe hundertfünfzig Leute in meiner Obhut.«

»Eher schon hundertachtzig, wenn man die aus Caer Tinella und Umgebung mitzählt«, verbesserte ihn Tomas.

»Und nur fünfzig, die kämpfen können, um die anderen zu beschützen«, meinte Belster. »Wie könnte ich es riskieren, meine Krieger in die Stadt zu schicken, wenn so viele Menschenleben auf dem Spiel stehen?«

»Ich zweifle nicht an Eurer Weisheit, Meister O'Comely«, sagte Tomas ernsthaft. »Ihr schwört, daß Ihr die Stadt stürmen werdet, wenn es soweit ist; ich fürchte nur, daß es den rechten

Zeitpunkt nicht geben wird. Die Goblins sind Schlafmützen, die Pauris aber nicht. Das ist ein gerissener Haufen, gut ausgebildet für den Kampf. Ihre Aufmerksamkeit wird nicht nachlassen.«

»Was soll ich also tun?« fragte Belster betrübt.

»Haltet an Eurer Verantwortung fest«, riet ihm Tomas. »An der Verantwortung für die hundertachtzig, nicht für diejenigen, die die Pauris bereits in ihren Klauen haben.«

Belster sah dem Mann lange und ruhig in die Augen, und Tomas konnte die Qual in den Augen des gutmütigen Mannes sehen. Der Wirt wollte keinen einzigen von ihnen durch seine schützenden Finger schlüpfen lassen.

»Ihr könnt sie nicht alle retten«, sagte Tomas schlicht.

»Aber ich muß es versuchen.«

Tomas schüttelte den Kopf. »Spielt nicht den Helden«, schimpfte er, und Belster merkte zum erstenmal, daß Tomas' Lächeln vorhin nicht verächtlich gemeint gewesen war, weil er zögerte, Caer Tinella zu stürmen. »Wenn Ihr sie offen angreift«, fuhr Tomas fort, »müßt Ihr damit rechnen, daß sie Euch in die Flucht schlagen. Und ich fürchte, unsere Pauri- und Goblin-Freunde werden sich nicht damit zufrieden geben, sondern die Wälder solange durchkämmen, bis sie uns alle gefunden und in Ketten gelegt haben – oder ermordet, im Falle vieler der älteren Leute und der Kinder, die sie zu nichts gebrauchen können.«

»Du teilst also meine Meinung, lieber abzuwarten? Und uns sogar zurückzuziehen?«

»Ungern«, erwiderte Tomas. »Ebenso ungern wie Ihr. Ihr seid ein besonnener Mann, Belster, und wir aus Caer Tinella können uns glücklich schätzen, daß Ihr mit Euren Leuten hierher in den Süden gekommen seid.«

Belster nahm das Kompliment dankbar an, er konnte die Bestätigung gebrauchen. Dennoch konnte er sich einen letzten

Blick auf die okkupierte Stadt nicht verkneifen, und es wollte ihm schier das Herz brechen beim Gedanken an die Qualen, denen die armen Gefangenen jetzt ausgesetzt waren.

Noch ein weiterer Zuschauer beobachtete die Prozession der Gefangenen, die die Goblins in den dunklen Wald am Rande von Caer Tinella trieben. Roger Flinkfinger wußte besser, was in der Stadt vor sich ging als irgendein anderer. Seit dem Überfall war er jeden Abend in Caer Tinella gewesen, war von einer dunklen Ecke in die andere gehüpft und hatte die Goblins und Pauris beim Pläneschmieden und bei ihren Gesprächen über den größeren Krieg, der sich nicht weit von hier im Süden abspielte, belauscht. Der schlaue Roger kannte seine Feinde und ihre schwachen Stellen besser als alles andere. Und jeden Tag, wenn er vor Sonnenaufgang wieder aus der Stadt verschwand, war das schmächtige Bürschchen voll beladen mit Nahrungsmitteln für die Flüchtlinge in den nahe gelegenen Wäldern. Dabei vollführte er seine Raubzüge so geschickt, daß die Ungeheuer den Diebstahl meist gar nicht bemerkten.

Drei Nächte zuvor hatte er ein wahres Glanzstück vollbracht. Er hatte ein Pony gestohlen, das Lieblingspferd des Pauri-Häuptlings, während die zwei Goblin-Wachposten, wie Roger zuvor erspäht hatte, zufällig gerade einen Festschmaus zu Pferde abhielten.

Am nächsten Morgen wurden die beiden auf dem Marktplatz gehängt – auch das hatte Roger gesehen.

Der junge Mann, der kaum größer war als ein Kind, wußte, daß heute alles anders war. Heute wollten die Goblins einen ihrer Gefangenen töten. Er hatte kurz vor Tagesanbruch gehört, wie sie sich darüber unterhielten, und das hatte ihn dazu bewogen, in der Nähe zu bleiben, als die Sonne aufging.

Die Goblins hatten Mrs. Kelso dabei erwischt, wie sie sich einen Extrakeks in den Mund steckte, und der Pauri-Häuptling, ein ausgesprochen unangenehmer Bursche namens Kos-kosio Begul, hatte befohlen, sie am Morgen als abschreckendes Beispiel für die anderen umzubringen.

Jetzt war sie draußen und hackte zusammen mit den anderen Gefangenen Holz, in dem Bewußtsein, daß sie nur noch ein paar Stunden zu leben hatte.

Roger hatte in den letzten paar Wochen viele Grausamkeiten beobachtet, hatte gesehen, wie man etliche Leute ermordet hatte, nur weil einem Pauri oder Goblin die Art, wie man sie ansah, nicht gefiel. Und jedesmal hatte der raffinierte junge Räuber weggeschaut und sich gesagt: Geht mich nichts an.

Diesmal aber war es etwas anderes. Mrs. Kelso war seine Freundin, eine liebe Freundin, die ihm oft etwas zugesteckt hatte, als er jünger war und als verlassenes Waisenkind durch die Straßen von Caer Tinella gestreunt war. Jahrelang hatte er in ihrer Scheune geschlafen, denn obwohl ihr Mann ihn nicht recht leiden konnte und ihn immer wieder fortschicken wollte, hatte die freundliche Mrs. Kelso ihn jedesmal beiseite geschoben und Roger zugezwinkert und zur Scheune hinübergewinkt.

Sie war eine gute Frau, und Roger fand es an diesem Tag schwer, wegzuschauen und sich zu sagen: Geht mich nichts an.

Aber was konnte er tun? Er war kein Krieger, und selbst wenn er es gewesen wäre: Es gab da zwei gewaltige Bergriesen in oder in der Nähe von Caer Tinella, mehr als hundert Goblins, etwa fünfzig Pauris und wahrscheinlich zehnmal so viele Ungeheuer, die in den Wäldern und benachbarten Dörfern herumstreunten. Er hatte gehofft, daß er Mrs. Kelso noch vor Tagesanbruch aus der Stadt bringen könnte, aber während er sich angehört hatte, was sie mit ihr

vorhatten, waren die Gefangenen schon geweckt und unter strenger Bewachung hinausgebracht worden.

Immer eins nach dem andern, sagte sich Roger immer wieder. Die Gefangenen waren an den Füßen aneinandergefesselt, immer einer an zwei anderen, jeweils mit einer fünf Fuß langen Kette dazwischen. Zur zusätzlichen Sicherheit waren die Fußfesseln eines Gefangenen kein zusammengehöriges Paar, sondern die eine war jeweils an dem zur Rechten, die andere an dem zur Linken befestigt. Roger schätzte, daß er mindestens eine Minute brauchen würde, um beide Schlösser aufzukriegen, und das auch nur, wenn Mrs. Kelso und die beiden an sie geketteten Gefangenen mitspielten und sich nichts anmerken ließen.

Eine Minute war eine lange Zeit mit lauter Pauri-Bogenschützen um einen herum.

»Ein Königreich für ein gutes Ablenkungsmanöver«, murmelte der junge Räuber vor sich hin, während er von einem dunklen Winkel zum andern huschte. Ein Feuer vielleicht?

Roger hielt inne und nahm zwei Goblins ins Visier, die es sich gerade in Yosi Hoosiers Scheune auf den Heustapeln vom vorigen Jahr gemütlich gemacht hatten. Einer von ihnen hatte sich ein Pfeifchen in den Mund gesteckt und blies damit gigantische Rauchringe in die Luft.

»O ja, ich liebe Feuer«, flüsterte Roger und schlich sich davon, lautlos und flink wie eine Katze auf der Jagd. Er machte einen weiten Bogen um die Scheune und schlüpfte dann – wie er es in den vergangenen Jahren so oft getan hatte – durch ein loses Brett auf der Rückseite in das Gebäude hinein. Bald hockte er hinter dem Heu nur wenige Fuß weit von den pflichtvergessenen Goblins entfernt. Er wartete geduldig fast zehn Minuten lang, bis der Raucher seine Pfeife ausklopfte und neu stopfte.

Roger war gut im Feuermachen – noch eines seiner vielen Talente. Er zog sich zurück, damit man ihn nicht hören konnte, und schlug über ein paar Strohhalmen einen Feuerstein auf Metall.

Dann kroch er zurück und schob das Stroh vorsichtig in die Richtung, wo der Raucher seine Pfeife ausgeklopft hatte.

Bevor den beiden Goblins die ersten Rauchwölkchen in die Nase stiegen, war er bereits wieder auf und davon.

Das Heu loderte auf wie eine riesige Kerze, und wie die Goblins da jaulten!

»Angriff!« kreischten einige. »Feinde! Feinde!« schrien andere. Aber als sie der Sache auf den Grund gingen und ihre Kumpane sahen, die in den Flammen wild um sich schlugen, einschließlich eines Goblins mit einer brennenden Pfeife im Mund, da sangen sie ein anderes Lied.

Die Goblins draußen bei den Holzfällern kamen nicht herein, um das Feuer zu bekämpfen, aber ihre Aufmerksamkeit war genügend abgelenkt, so daß Roger sich leicht von hinten an die Gruppe heranschleichen konnte, bis er hinter der großen Eiche stand, an der Mrs. Kelso gerade halbherzig herumhackte. Ihr entfuhr ein Überraschungslaut, als er um die Ecke lugte, aber er brachte sie und die andern schnell zum Verstummen.

»Hört zu«, flüsterte er und krabbelte halb um sie herum, während seine Hände sofort an die Arbeit gingen und er sie fest ansah. »Rührt Euch nicht! Sie wollen Euch töten, das habe ich gehört.«

»Du kannst sie nicht mitnehmen, sie werden uns alle umbringen!« jammerte einer der Männer, laut genug, um ein Knurren und den Befehl »Arbeiten!« bei dem Goblin-Wachposten auszulösen.

»Dann mußt du uns alle mitnehmen«, verlangte ein anderer.

»Das kann ich nicht«, erwiderte Roger. »Aber sie werden euch nicht umbringen, nicht einmal bestrafen.«

»Aber –«, hob der erste an, doch Roger sah ihn so scharf an, daß er verstummte.

»Wenn ich sie frei habe, mache ich ihre Fesseln an diesem Schößling fest«, erklärte er. »Dann zählt Ihr bis fünf und macht folgendes...«

»Dieser blöde Qualmschädel mit seiner stinkenden Pfeife«, sagte einer der Goblins, der den Aufruhr im Dorf richtig deutete. »Der miese Kos-kosio gibt uns heute abend bestimmt keine Extraportion.«

Die anderen lachten. »Dann fressen wir eben den Qualmschädel!«

»Der Dämon!« ertönte in diesem Moment ein Schrei, der die Goblins herumfahren ließ. Sie sahen, daß die Gefangenen ihre Werkzeuge hingeworfen hatten und verzweifelt versuchten wegzulaufen.

»Aufhören!« rief einer der Goblins gellend, stürzte sich auf den nächstbesten von ihnen und versetzte ihm einen Stoß mit seinem Schild. »Aufhören!«

»Der Dämon!« schrien die anderen Leute, genau wie Roger es ihnen gesagt hatte. »Aufhören!«

»Er hat sie in einen Baum verwandelt!« kreischte eine Frau. Die Goblin-Wachen schauten verduzt drein und kratzten sich sprachlos am Kopf, denn die beiden Reihen von Gefangenen – und jetzt schienen es tatsächlich zwei Reihen zu sein – hatten die Ketten zwischen sich straff gezogen und waren beide an einem kleinen, aber robusten Bäumchen festgemacht.

»In einen Baum?« krächzte ein Goblin.

»Ich werd verrückt!« sagte ein anderer.

Nun verlagerte sich die Aufmerksamkeit des ganzen Lagers von dem langsam verlöschenden Feuer zu dem Tumult am Rande des Waldes. Viele Goblins kamen angerannt, zusammen mit Scharen von Pauris, angeführt von ihrem unbarmherzigen Anführer Kos-kosio Begul.

»Was hast du gesehen?« fragte der Pauri den Mann, der rechts von Mrs. Kelso angekettet gewesen war und jetzt neben dem Bäumchen stand.

»D-der Dämon«, stotterte der Mann.

»D-der Dämon?« echote Kos-kosio argwöhnisch. »Und wie sah der Dämon aus?«

»Groß und schwarz«, stammelte der Mann. »Ein großer Schatten mit Flügeln. Ich – ich hab nicht hingesehen. Er – er hat die arme Mrs. Kelso in einen Baum verwandelt!«

»Mrs. Kelso?« Kos-kosio Begul wiederholte den Namen zweimal, bevor er sich an die Frau erinnerte und daran, was er mit ihr vorgehabt hatte. War Bestesbulzibar, der Geflügelte, der Herr der Finsternis, zurückgekehrt? War das ein Zeichen des Geflügelten, daß er wieder über Kos-kosios Vorgehen wachte?

Ein kalter Schauer lief dem Pauri über den Rücken, als er an das Schicksal eines seiner Vorgänger dachte, eines Goblins namens Gothra. In einem seiner typischen Wutanfälle hatte Bestesbulzibar dem Goblin bei lebendigem Leib das Fell über die Ohren gezogen. Danach war Kos-kosio zum Anführer ernannt worden, und der Pauri hatte von Anfang an gewußt, daß das eine undankbare Aufgabe war.

Der Pauri untersuchte den Baum eingehend und versuchte sich daran zu erinnern, allerdings ohne Erfolg, ob dieser schon vorher dort gestanden hatte. War Bestesbulzibar tatsächlich zurückgekehrt, oder war das ein Trick? fragte er sich mißtrauisch.

»Sucht die ganze Gegend ab!« befahl Kos-kosio seinen Leuten, und als sie vorsichtig ausschwärmten und dabei suchend um sich blickten, brüllte der Pauri nur noch lauter hinter ihnen her, daß er jeden umbringen würde, der sich nicht spote.

»Und du stinkende Ratte«, sagte Kos-kosio zu dem Mann, der neben dem Bäumchen stand, »nimm deine verdammte Axt und schlag Mrs. Kelso um!«

Der entsetzte Gesichtsausdruck des Mannes war überzeugend genug, um das vierkantige Gesicht des scheußlichen Pauri mit einem höhnischen Grinsen zu überziehen.

Roger wußte, daß es riskant war, noch einmal in die Nähe der Stadt zu kommen, aber nachdem er Mrs. Kelso sicher auf den Weg zu Tomas und den andern geschickt hatte, konnte er der Versuchung einfach nicht widerstehen. Er machte es sich erst einmal an einem Baum gelehnt gemütlich, als zwei dumme Goblins direkt unter ihm vorbeimarschierten. Als die Streife verschwunden und weit und breit keine anderen zu sehen waren, ging er näher heran und kletterte hinauf in die Eiche, um die er zuvor herumgeschlichen war, um zu Mrs. Kelso zu gelangen.

Dann sah er sich die Sache zufrieden an. Die Leute waren wieder bei der Arbeit – die beiden, die rechts und links von Mrs. Kelso gestanden hatten, waren jetzt zusammengekettet –, und die Pauris waren in die Stadt zurückgekehrt und hatten eine Handvoll Goblins zurückgelassen, um die Leute zu bewachen, während ein anderes Dutzend der elenden Gestalten ängstlich die Wälder absuchte.

Ja, es hat hervorragend geklappt, dachte Roger, und er hatte sich noch nie zuvor in seinem jungen Leben so gut amüsiert.

4. Am Tor zum verlorenen Paradies

Kraftvoll und behende ließ sich Nachtvogel in vollem Galopp von Symphonys Rücken gleiten. Er lief sofort weiter und spannte seinen Bogen, während Pony, die hinter ihm auf dem Pferd gesessen hatte, nach vorn rückte und die Zügel ergriff, um Symphony festzuhalten, denn der morastige Boden war tückisch. Geschickt dirigierte sie das Pferd nach links um den Fuß eines ausladenden Hügels herum, während Eibryan sich nach rechts wandte.

Ehe die beiden ihn halb umrundet hatten, entdeckten sie die drei Goblins, hinter denen sie her waren. Zwei von ihnen rannten weit vorn auf ein Wäldchen zu, aber der dritte hatte kehrtgemacht und wollte in entgegengesetzter Richtung um den Hügel herum. »Aufgepaßt!« brüllte Pony, duckte sich tief auf Symphonys Rücken hinunter und gab dem Pferd die Sporen.

Symphony bremste ab, als der Goblin hinter dem Hügel hervorgewankt kam, die Hände um den Pfeil geklammert, der in seiner Kehle steckte. Ein zweiter Pfeil traf ihn in die Brust und warf ihn zu Boden.

»Sie wollten unter die Bäume«, sagte Pony, als der Hüter wieder in Sicht kam. »Wahrscheinlich sind sie alle da drin.«

Eibryan lief langsamer und sah zu dem Wäldchen hinüber, dann ging er, offensichtlich derselben Meinung, zu dem toten Goblin und begann seine Pfeile herauszuziehen. Als er damit fertig war, ließ er seinen Blick erneut umherschweifen, und ein verwunderter Ausdruck trat auf sein Gesicht.

»Wir können ja mal eine Runde um das Wäldchen machen«, schlug Pony vor. »Und herausfinden, wie wir am besten hineingelangen.«

Ihr Gefährte schien nicht zuzuhören.

»Eibryan?«

Der Hüter starrte noch immer vor sich hin, jetzt mit offenem Munde und erstauntem Gesicht.

»Eibryan?« wiederholte die junge Frau nachdrücklicher.

»Ich kenne diese Gegend«, erwiderte er gedankenversunken, und sein Blick irrte von einer Stelle zur anderen.

»Die Moorlande?« fragte Pony ungläubig und verzog angewidert das Gesicht beim Anblick der wüsten Umgebung.

»Woher denn?«

»Ich bin auf dem Rückweg nach Dundalis hier vorbeigekommen«, erklärte er. »Als ich die Elfen verlassen habe.« Dann lief er zu einem nahe gelegenen Birkendickicht und bückte sich tief, als erwarte er, sein Lager von damals noch immer darunter vorzufinden. »Ja«, sagte er aufgeregt. »Hier an dieser Stelle habe ich einmal geschlafen. Die Mücken waren entsetzlich«, fügte er kichernd hinzu.

»Und die Goblins?« fragte Pony und machte eine Kopfbewegung in Richtung des entfernten Wäldchens.

»Ein paar Goblins bin ich hier auch begegnet, aber weiter östlich am Rand der Moorlande«, erwiderte Eibryan.

»Ich meine die Goblins hier«, sagte Pony nachdrücklich und zeigte nach vorn.

Eibryan winkte ab. Die Goblins waren ihm im Augenblick ziemlich egal, jetzt, wo der Weg, den er vor langer Zeit zurückgelegt hatte, immer deutlicher in seiner Erinnerung wach wurde. Er kletterte hinter Pony und Symphony den Hang hinauf und blickte über das fleckige Gestrüpp und die herabrollenden Lehmklumpen auf die schwarze Silhouette der

Bergspitzen, die gerade noch im Westen zu sehen waren, umrahmt vom silbrigen Licht der untergehenden Sonne.

»Vergiß die Goblins«, sagte Eibryan plötzlich und griff nach Symphonys Zaumzeug, um Pferd und Reiterin auf einen Weg zu führen, der sie dicht an dem Wäldchen vorbei direkt in die Richtung der weit entfernten Berge bringen würde.

»Vergessen?« fragte Pony. »Wir haben diese Sippschaft zwanzig Meilen weit und durch die halben Moorlande gejagt. Mein ganzer Körper ist voller Mückenstiche, und den Gestank dieser Gegend werden wir ein Jahr lang nicht mehr los. Und da willst du, daß ich sie einfach vergesse?«

»Sie sind unwichtig«, sagte Eibryan, ohne sie dabei anzusehen. »Die letzten zwei von dreißig. Nachdem die anderen achtundzwanzig erschlagen sind, glaube ich nicht, daß sie in absehbarer Zeit nach Weltenend zurückkehren werden.«

»Unterschätze nicht die Boshaftigkeit der Goblins!« erwiderte Pony.

»Vergiß sie«, sagte Eibryan noch einmal.

Pony ließ den Kopf hängen und murrte leise. Sie konnte kaum glauben, daß Eibryan sie noch weiter nach Westen brachte, fort von den Waldlanden, selbst wenn er die beiden Goblins laufen lassen wollte. Aber sie vertraute ihm, und wenn ihr Gefühl sie nicht trog, waren sie näher am westlichen Ende der Moorlande als am östlichen. Und je eher sie aus dieser elenden, verwanzten Gegend heraus waren, desto besser.

So ritten sie eine ganze Weile, bis die Sonne hinter den Bergen verschwand und Eibryan meinte, es wäre Zeit, das Lager aufzuschlagen. Sie waren noch immer in den Moorlanden, noch immer plagten sie die summenden Insekten, und, was Pony noch mehr mißfiel, sie waren immer noch zu nah an dem Wäldchen, in dem die Goblins verschwunden waren. Wiederholt versuchte sie ihrem Gefährten das

klarzumachen, aber er wollte nichts davon hören. »Ich muß das Orakel befragen«, kündigte er an.

Pony folgte seinem Blick zum Fuß eines großen Baumes, dessen eine Wurzel aus dem weichen Boden ragte und einen kleinen Hohlraum bildete. »Ein gemütliches Plätzchen, wenn die Goblins über uns herfallen«, erwiderte die junge Frau bissig.

»Es waren nur zwei da.«

»Meinst du etwa, sie finden in dieser scheußlichen Gegend keine Verstärkung?« fragte Pony. »Es würde mich nicht wundern, wenn wir unser Lager aufschlagen in Erwartung einer ruhigen Nacht und uns dann noch vor Morgengrauen im Kampf gegen ein ganzes Goblin-Heer wiederfinden.«

Eibryan schien langsam um eine Antwort verlegen. Er kaute auf seiner Unterlippe herum und schaute zu dem nahe gelegenen Baum, dessen ausgehöhlter Fuß ihn zum Orakel einlud. Er mußte zu Onkel Mather gehen, das spürte er, und zwar bald, bevor die Bilder dieser lange vergessenen Reise wieder in seinem Kopf verblaßten.

»Geh und tu, was du tun mußt«, sagte Pony, die ihm seinen inneren Zwiespalt ansah. »Aber gib mir ein Katzenauge, dann gehe ich mit Symphony los und halte Ausschau nach möglichen Feinden.«

Eibryan fiel ein Stein vom Herzen, als er den Reif von seiner Stirn nahm und ihn der jungen Frau aushändigte. Es war ein Geschenk von Avelyn Desbris, das er und Pony je nach Bedarf austauschten. Beim Orakel konnte er ihn ohnehin nicht gebrauchen. Er würde nur die meditative Stimmung stören, denn der an der Vorderseite in den Reif gefaßte Stein, ein Chrysoberill, allgemein bekannt unter dem Namen Katzenauge, erlaubte es dem Träger, noch in finsterster Nacht deutlich zu sehen.

»Für meine Nachgiebigkeit bist du mir etwas schuldig«, erklärte sie, als sie sich den Reif auf ihre blonde Mähne setzte. Ihr Tonfall und das plötzliche Schmunzeln, das ihre Mundwinkel verzog, verrieten dem Hüter, was sie im Sinn hatte, und sein Verdacht bestätigte sich, als sie im nächsten Moment zu ihm hinübersprang und ihn leidenschaftlich küßte.

»Später«, sagte sie.

»Wenn wir nicht von Insekten und Goblins belagert sind«, pflichtete Eibryan ihr bei.

Pony schwang sich in den Sattel. Mit einem Augenzwinkern wendete sie das Pferd und trabte in die zunehmende Dunkelheit davon – das Katzenauge aber ließ sie deutlich den Weg erkennen, der vor ihr lag.

Eibryan sah ihr mit großer Zärtlichkeit und Hochachtung nach. Es war eine Zeit der Prüfung für den jungen Hüter, in der tagtäglich all seine geistigen und körperlichen Fähigkeiten auf die Probe gestellt wurden. Jede Entscheidung konnte sich als falsch erweisen, jeder Zug, den er machte, konnte dem Gegner einen Vorteil verschaffen. Wie froh war er doch, daß er da Pony mit all ihrer Klugheit, Geschicklichkeit und Anmut an seiner Seite hatte.

Er seufzte, als sie seinem Blick entschwand, dann wandte er sich seiner vordringlichen Aufgabe zu: dem Einrichten der passenden Umgebung für das Orakel und das Treffen mit Onkel Mather.

Pony brauchte nicht lange, um festzustellen, daß die Goblins keineswegs aufgegeben hatten, sondern bereits hinter ihr und Eibryan her waren. Und die Spuren, die sie fand, als sie in einem großen Bogen wieder zurückritt, zeigten ihr, daß die beiden Goblins tatsächlich ein paar Mitstreiter gefunden hatten, ein Dutzend vielleicht. Pony schaute nach vorn in Richtung ihres Lagers, von dem sie jetzt nur noch ungefähr eine Meile entfernt war. Sie mußte sich beeilen, wenn sie die

Goblins noch überholen und rechtzeitig bei Eibryan eintreffen wollte. »Das Orakel«, sagte sie und schüttelte mit einem Stoßseufzer den Kopf. Dann befahl sie Symphony, sich nicht von der Stelle zu rühren, und holte den Malachit aus ihrem Brustbeutel. Während sie die Füße aus den Steigbügeln zog, konzentrierte sie sich auf den Stein, um seine Kräfte zu wecken. Dann erhob sie sich langsam hinauf in den Nachthimmel und hoffte, daß sie die Dunkelheit vor allzu scharfen Goblin-Augen verbergen würde.

Als sie gerade zwanzig Fuß hoch aufgestiegen war, entdeckte sie die Ungeheuer, die, in kaum zweihundert Meter Entfernung, in einem anderen Wäldchen um ein kleines, gut getarntes Feuer saßen. Sie wußte, daß sie sich nicht zur Ruhe gelegt hatten, sondern hellwach waren, denn sie malten Figuren in den Sand – wahrscheinlich einen Schlachtplan –, und dabei stießen sie sich gegenseitig an und debattierten aufgeregt miteinander.

Pony wollte nicht zuviel von ihrer Zauberkraft verbrauchen, und so nahm sie nach und nach die Levitationswirkung des Malachits zurück und schwebte langsam zu Boden, bis sie wieder auf Symphonys Rücken landete. »Hast du Lust, dich ein bißchen zu amüsieren?« fragte sie das Pferd, während sie den Malachit wieder in dem Beutel verstaute und statt dessen zwei andere Steine hervorholte.

Symphony nickte leise, und Pony tätschelte seinen Hals. Sie hatte diesen Trick noch nie zuvor probiert, schon gar nicht zusammen mit einem Pferd, aber sie war voller Zuversicht. Avelyn hatte ihr viel beigebracht und ihr neue Einblicke in die Wirkung der Edelsteine vermittelt – viel mehr, als sie vorher darüber gewußt hatte –, und sie hoffte inständig, daß sie schon soweit war.

Sie ritt mit Symphony auf das Lager der Goblins zu, dann griff sie nach dem Serpentin und fing an, seine Kräfte zu

beschwören. In der anderen Hand hielt sie gleichzeitig die Zügel und einen Rubin, vielleicht der mächtigste Stein, den sie besaß.

Mit dem Katzenauge suchte sich Pony vorsichtig ihren Weg. Nach kaum zwanzig Schritten wurden Symphonys Hufschläge vom Gezänk der Goblins übertönt, und die junge Frau teilte dem Pferd durch den Türkis mit, was sie vorhatte. Dann versetzte sie den mächtigen Hengst in scharfen Galopp und versenkte sich in den Serpentin, was einen schimmernden, weißlichen Schutzschild um sie und ihr Pferd erzeugte, der aussah, als wären sie beide in einen Bottich mit einer milchigen Flüssigkeit gefallen.

Pony blieben jetzt nur wenige Sekunden, um diesen Schutzschild fest anzulegen, die Zügel in die andere Hand zu nehmen und den Rubin in die Höhe zu halten, so daß er über ihrer Hand aus der schützenden Serpentinhülle herausragte.

Die Goblins jaulten auf, griffen zu ihren Waffen und gingen auf allen vieren in Deckung, als Roß und Reiter mitten in sie hineindonnerten. Ein häßliches Scheusal hielt einen Speer abwurfbereit in die Höhe.

Pony kümmerte sich nicht darum. Sie sah nur noch den glühenden Rubin in ihrer Hand und hörte nur das Pfeifen des Windes und das immer lauter werdende Summen des Edelsteins.

Symphony rannte schnurstracks zum Lagerfeuer der Goblins, blieb dann mit einem Ruck stehen und bäumte sich auf.

Die Goblins kreischten. Ein paar von ihnen wollten angreifen, andere krabbelten davon.

Aber sie kamen nicht weit.

Denn jetzt setzte Pony die zerstörerische Energie des Rubins frei, und ein gewaltiger, alles erschütternder Feuerball brach aus ihrer Hand hervor und verschlang Goblins und Wäldchen gleichermaßen in einem einzigen Feuersturm.

Symphony bäumte sich noch einmal auf, wieherte und zerrte ungestüm an seinem Zaumzeug. Pony hielt sich fest und rief dem Pferd beruhigende Worte zu, obgleich sie bezweifelte, daß Symphony sie in dem ohrenbetäubenden Lärm überhaupt hören oder in dem ganzen Tumult ihre beruhigende Ausstrahlung spüren konnte. Sie konnte vor lauter Qualm kaum etwas sehen, doch sie trieb Symphony vorwärts, und der Schutzschild des Serpentins war so stark, daß weder sie noch das Pferd unter der Hitze zu leiden hatten. Sie kamen an einem gefallenem Goblin vorbei. Es war derjenige, der gerade noch seinen Speer erhoben hatte, und Pony sah angewidert zu, wie das verkohlte Scheusal, das noch immer den rußgeschwärzten Speer umklammert hielt, hintenüber fiel und sein überhitzter Brustkorb knisternd zusammenbrach.

Kurz darauf ließen Pferd und Reiterin das Wäldchen hinter sich und tauchten wieder in die nächtliche Kühle ein, wo Pony erschöpft und hustend den Schutzschild aufhob. »Das ›Orakel‹«, sagte sie noch einmal und seufzte wieder, während sie einen letzten Blick auf das Inferno hinter sich warf.

Diesem Fegefeuer würde kein Goblin entrinnen, das wußte sie.

Als sie zum Lager zurückkam, stand Eibryan am Rand und starrte auf die anhaltende Feuersbrunst.

»Dein Werk«, sagte er, und es war eher eine Feststellung als eine Frage.

»Irgend jemand mußte sich ja um die Goblins kümmern«, erwiderte Pony und ließ sich von dem noch immer aufgereggt tänzelnden Rappen gleiten. »Es dürfte dich interessieren, daß sie sich inzwischen vermehrt hatten.«

Eibryan grinste sie entwaffnend an. »Ich hatte volles Vertrauen, daß du mit jeder Situation fertigwerden würdest«, sagte er.

»Während du mit deinem Orakel gespielt hast?«

Das Lächeln verschwand aus dem Gesicht des Hüters, und er schüttelte bedächtig den Kopf. »Das ist kein Spiel«, sagte er ernst, »sondern eine Suche, die vielleicht einmal die Welt retten wird.«

»Du sprichst heute abend in Rätseln«, stellte Pony fest.

»Wenn du mal einen Moment mit deinen Vorwürfen aufhören und daran denken würdest, was ich dir über die Zeit erzählt habe, als ich von Dundalis fort war, dann würdest du mich verstehen.«

Pony hob den Kopf und betrachtete den Mann, den die Elfen zum Hüter gemacht hatten.

»Juraviel?« fragte sie plötzlich atemlos und dachte an einen Elfen, den sie einst gekannt hatten und der Eibryans Freund und Mentor gewesen war.

»Und sein Volk«, erwiderte der Hüter und wies mit dem Kinn nach Westen. »Ich glaube, ich erinnere mich jetzt wieder an den Weg nach Andur'Blough Inniness.«

Andur'Blough Inniness, wiederholte Pony im Geiste. Der »Wolkenwald«, in dem Caer'alfar lag, die Heimat der Touel'alfar, der zierlichen, geflügelten Elfen von Korona. Eibryan hatte ihr viele Geschichten über den verzauberten Ort erzählt, aber ihre Bitte, sie einmal dorthin mitzunehmen, stets mit der betrubten Mitteilung beantwortet, daß er den Weg nicht mehr finden würde, da die Elfen selbst vor ihm, den sie Nachtvogel nannten und bei sich aufgenommen hatten, ihre Ruhe haben wollten. Wenn er recht hatte und jetzt tatsächlich den Weg zur Elfenstadt wiederfand, dann klang sein Einwand hinsichtlich der Unwichtigkeit von zwei Goblins schon wesentlich plausibler.

»Wir machen uns morgen früh auf den Weg«, erklärte Eibryan. »Noch vor Sonnenaufgang.«

»Symphony wird gestiefelt und gespornt sein«, erwiderte sie, und ihre blauen Augen blitzten vor Begeisterung.

Eibryan nahm sie bei der Hand und führte sie zu dem kleinen Zelt, in dem sie schliefen. »Hast du zufälligerweise irgendeinen Zauber, der Mücken vertreibt?« fragte er aus einer Laune heraus.

Pony überlegte einen Moment. »Ein Feuerball könnte uns eine kurze Verschnaufpause verschaffen«, erwiderte sie.

Eibryan warf einen Blick in Richtung Osten, auf das noch immer brennende, gründlich gelichtete Wäldchen, dann verzog er das Gesicht und schüttelte den Kopf. Da würde er lieber ein paar tausend Mücken in Kauf nehmen.

In dieser Nacht wurden sie von keinem Goblin gestört und auch nicht am nächsten Tag, als sie die Moorlande über die Grenze nach Westen verließen. Sobald der Boden tragfähig wurde, saßen sie wieder beide auf Symphony, und Eibryan ließ das Pferd in schnellem Trab gehen. Da er durch den Türkis eine telepathische Verbindung zu ihm hatte, wußte der Hüter, daß Symphony dafür geschaffen war, schnell zu laufen. Und so kamen sie geschwind vorwärts, indem sie ihr Lager nur für wenige Stunden tief in der Nacht aufschlugen und, auf Eibryans Geheiß, jeder Ablenkung durch Goblins, Riesen oder Pauris aus dem Wege gingen. Er hatte jetzt nur ein Ziel, solange sich ihm der Weg nach Andur'Blough Inninness nicht wieder verschloß, und Pony hielt es durchaus für eine gute Idee, wenn sie versuchten, die Elfen für ihren weiteren Kampf als Mitstreiter zu gewinnen.

Und für die junge Frau hatte die Sache noch einen zusätzlichen Reiz. Nach all den zauberhaften Erzählungen von Eibryan über seine Ausbildung zum Hüter wollte sie den Elfenwald nur allzugern einmal sehen.

Aber sie nutzte die Kampfpause auch noch für einen anderen Zweck. »Bist du bereit für deine neue Laufbahn?« fragte sie Eibryan eines schönen Morgens, als er gerade das Lager

abbrach und vor sich hinschimpfte, daß sie verschlafen hätten und längst unterwegs sein müßten.

Der Hüter hob verwundert den Kopf.

Pony hielt den Beutel mit den Steinen hoch und schüttelte ihn auffordernd, als Eibryan das Gesicht verzog. »Du hast doch gesehen, was sie ausrichten können«, hielt sie ihm entgegen.

»Ich bin ein Krieger, kein Zauberer«, erwiderte Eibryan. »Und schon gar kein Mönch!«

»Na und, bin ich etwa keine gute Kämpferin?« fragte Pony schlagfertig. »Wie oft habe ich dich schon zu Boden geschickt?«

Da konnte Eibryan sich ein Kichern nicht verkneifen. Als sie noch Kinder waren, in Dundalis, bevor die Goblins kamen, hatte er etliche Ringkämpfe mit Pony ausgetragen, und sie war daraus stets als Sieger hervorgegangen. Einmal, als er sie an den Haaren festhielt, hatte das Mädchen ihn sogar durch einen Boxhieb ins Gesicht außer Gefecht gesetzt. Diese Erinnerungen, selbst die an den K.o.-Schlag, waren für Eibryan die schönsten, denn dann war die Zeit der Finsternis gekommen, mit dem ersten Überfall der Goblins, und er und Pony hatten sich so viele Jahre nicht gesehen, und beide hatten geglaubt, der andere wäre tot.

Jetzt war er Nachtvogel und gehörte zu den besten Kriegern auf der ganzen Welt, und sie war eine Zauberin, ausgebildet im Gebrauch der heiligen Edelsteine von Avelyn Desbris, der vielleicht der mächtigste Magier der Welt gewesen war.

»Du mußt es lernen«, beharrte Pony. »Wenigstens ein bißchen.«

»Du scheinst doch gut allein damit fertig zu werden«, erwiderte Eibryan abwehrend, obgleich er die Aussicht, mit den mächtigen Steinen zu hantieren, insgeheim ziemlich spannend fand. »Würde es nicht unsere gemeinsame

Kampfkraft beeinträchtigen, wenn auch ich ein paar Steine besäße?»

»Das käme auf die Situation an«, antwortete Pony. »Wenn du verletzt wirst, kann ich deine Wunden heilen, aber was ist, wenn ich verwundet werde? Wer heilt mich dann? Oder würdest du mich einfach an einen Baum gelehnt sterben lassen?«

Bei dieser Vorstellung wurden Eibryan beinahe die Knie weich. Er konnte es kaum fassen, daß weder er noch Pony bisher an diese Möglichkeit gedacht hatten – zumindest nicht ernsthaft genug, um etwas dagegen zu unternehmen. Sein Widerwille war nun völlig verflogen. Er sagte: »Wir müssen aufbrechen.« Als Pony wie erwartet protestieren wollte, hob er die Hand: »Aber bei jeder Mahlzeit und jeder Rast werde ich mir etwas von dir beibringen lassen, besonders über den Seelenstein«, erklärte er. »Von nun an wird jede Stunde des Tages mit Reisen und Lernen ausgefüllt sein.«

Pony dachte einen Moment darüber nach und nickte schließlich zum Zeichen ihres Einverständnisses. Dann rückte sie plötzlich mit verschmitztem Lächeln einen Schritt näher an Eibryan heran, krallte ihre Finger in das Oberteil seines Gewands und machte einen sinnlichen Schmollmund. »Wirklich *jede* Stunde?« fragte sie kokett.

Eibryan schnappte nach Luft. Das liebte er am meisten an dieser Frau: ihr Talent, ihn immer wieder aus dem Gleichgewicht zu bringen, zu überraschen und mit den einfachsten Feststellungen und leisen Andeutungen zu reizen. Jedesmal wenn er dachte, er stünde mit beiden Beinen fest auf dem Boden, gelang es Pony, ihm zu zeigen, daß dieser Boden so unsicher war wie der glitschige Schlamm der Moorlande.

Der Hüter wußte, daß sie schon spät dran waren, aber er wußte auch, daß sie vorläufig noch nicht aufbrechen würden.

Was sie am meisten beeindruckte, war das Majestätische dieser Berge – anders konnte man es nicht ausdrücken. Sie wanderten auf felsigen Pfaden, Eibryan voran, der die Strecke absuchte und nach Spuren Ausschau hielt. Pony hielt Symphony am Zügel, obwohl das Pferd ihnen aufgrund seiner telepathischen Verbindung zu den beiden Menschen auch so gefolgt wäre. Weder Eibryan noch Pony sagten ein Wort, denn das Geräusch menschlicher Stimmen schien ihnen beiden hier fehl am Platze, es sei denn, diese Stimmen würden in einem Lobgesang erklingen.

Überall um sie herum streckten hohe Berge ihre weißen schneebedeckten Gipfel gen Himmel. Wolken zogen vorbei, manche über ihnen und manche unter ihnen, und oftmals marschierten sie mitten durch den grauen Dunst hindurch. Der Wind wehte unaufhörlich, aber das dämpfte die Geräusche nur noch mehr und machte diesen erhabenen Ort außerordentlich still und friedlich. So zogen sie ihres Weges in tiefer Ehrfurcht vor der Gewalt und der Pracht dieser Natur.

Eibryan wußte, er war auf der richtigen Fährte, wußte, daß er seinem Ziel immer näher kam. Diese Umgebung mit ihrer überwältigenden Kraft *fühlte sich an* wie Andur'Blough Inniness.

Jetzt gabelte sich der Weg und führte jeweils einmal links hinauf und einmal rechts hinab, um einen Steinbuckel herum. Eibryan wandte sich nach links und gab Pony ein Zeichen, rechts entlang zu gehen, denn er vermutete, daß die Wege sich bald wieder kreuzen würden. Er stieg noch immer bergan und hielt sich dabei links, als er hörte, wie Pony nach ihm rief. Er rannte los, nahm die Abkürzung über die Unebenheiten zwischen den Wegen und sprang so sicheren Fußes von Felsblock zu Felsblock wie eine Bergkatze. Wie oft war Nachtvogel während der Jahre bei den Touel'alfar in solchem Gelände unterwegs gewesen!

Da sah er Pony regungslos dastehen, mit Symphony an ihrer Seite, und verlangsamte seinen Schritt. Als er bei ihr angelangt war und ihrem Blick über den Rand eines tiefen Abgrunds hinweg verfolgte, war ihm alles klar.

Unter ihnen lag offensichtlich ein Tal, aber es war vor ihren Blicken durch eine dicke Nebelwand verborgen, eine dichte graue Wolkendecke.

»Das geht nicht mit normalen Dingen zu«, meinte Pony. »So eine Wolke habe ich noch nie gesehen.«

»Andur'Blough Inninness«, erwiderte Eibryan atemlos, und dann strahlte er übers ganze Gesicht.

»Der Wolkenwald«, ergänzte Pony, die allgemein übliche Übersetzung der Elfenworte.

»Die Wolke ist immer da, jeden Tag –«, setzte Eibryan zu einer Erklärung an.

»Kein sehr gemütliches Fleckchen«, unterbrach ihn die junge Frau.

Eibryan sah sie durchdringend an. »Aber es wird eines«, erwiderte er. »Wenn man nur will.«

Pony blickte ihren Gefährten verwundert an.

»Ich kann es dir nicht erklären«, stammelte Eibryan. »Von hier oben sieht es ganz grau aus, aber von unten ist es das überhaupt nicht. Die Wolkendecke ist eine Täuschung und auch wieder nicht.«

»Wie ist das zu verstehen?«

Eibryan stieß einen tiefen Seufzer aus und versuchte es noch einmal. »Da unten ist es grau und trüb, na schön«, sagte er. »Aber nur, wenn du es so willst. Für diejenigen, denen die Sonne lieber ist, gibt es eine ganze Menge davon.«

»Die graue Decke sieht echt aus«, meinte Pony zweifelnd.

»Bei den Touel'alfar sind solche Erscheinungen häufig eine reine Illusion.«

Pony entging nicht, mit welcher Ehrerbietung Eibryan über die Elfen sprach, und nachdem sie einmal zwei von ihnen kennengelernt hatte, konnte sie seine Hochachtung verstehen – auch wenn sie von ihnen nicht ganz so begeistert war wie er und sie im Grunde sogar ein bißchen eingebildet und gefühllos fand. Jedenfalls fiel ihr jetzt auf, als sie ihren Gefährten ansah, daß er vor Freude strahlte und so glücklich und hingerissen war, wie sie ihn noch nie erlebt hatte.

Und der Quell dieser Freude lag, wie sie wußte, dort unter ihnen. Da hörte sie auf, ihm zu widersprechen, und glaubte ihm jedes Wort.

»Erst jetzt merke ich, wie sehr mir die Zeit in Caer'alfar gefehlt hat«, sagte Eibryan ruhig. »Und wie sehr ich Belli'mar Juraviel vermißt habe und sogar Tuntun, die mir damals ganz schön das Leben schwergemacht hat.«

Pony nickte grimmig bei der Erwähnung des tapferen Elfenmädchens, das am Berg Aida sein Leben gelassen hatte, um sie und Eibryan vor einer der gräßlichen Schöpfungen des Geflügelten zu retten, dem Mann aus Lavagestein.

Eibryans Kichern vertrieb ihre trüben Gedanken.

»Was ist los?« wollte Pony wissen.

»Die Melksteine«, erwiderte der Hüter.

Pony sah ihn neugierig an. Er hatte ihr ein bißchen von seiner Zeit bei den Elfen erzählt, aber die Melksteine hatte er nur am Rande erwähnt. Tage, Wochen und Monate hatte sich der junge Eibryan jeden Morgen mit diesen Steinen beschäftigt. Sie waren wie ein Schwamm, nur härter und massiver. Jeden Tag wurden sie in ein Moor gelegt, wo sie die Flüssigkeit aufsogen, und es war Eibryans Aufgabe, sie wieder herauszufischen und zu einem Bottich zu bringen, wo er das aromatische Wasser aus ihnen herauspreßte, ein Gebräu, das die Elfen zur Herstellung eines süßen, schweren Weines verwendeten.

»Ob mein Essen noch warm war, hing immer davon ab, wie schnell ich diese Steine melken konnte«, fuhr Eibryan fort. »Ich nahm einen Korb und rannte zu dem Bottich und dann immer hin und her, solange, bis ich mein Soll erfüllt hatte. Inzwischen stellten mir die Elfen das kochendheiße Essen hin.«

»Aber du warst zu langsam, und es wurde jedesmal kalt«, neckte ihn Pony.

»Zu Anfang schon«, gab Eibryan zu. »Aber schon bald wurde ich so schnell fertig, daß ich mir die Zunge hätte verbrennen können.«

»Dann hast du also öfter mal dein Essen warm in den Magen bekommen?«

Eibryan schüttelte den Kopf und lächelte schelmisch. »Nein«, sagte er. »Da war ja noch Tuntun, die mir immer Fallen stellte, um mich aufzuhalten. Manchmal war ich geschickter, und das Essen war noch warm. Aber häufig verhedderte ich mich auch im Gestrüpp, weil meine Füße in unsichtbaren Elfenbändern hängenblieben. Und oft konnte ich dann von weitem die Suppe dampfen sehen.« Eibryan dachte jetzt wehmütig daran zurück, und im nachhinein erkannte er den Wert der oftmals harten Lektionen, die ihm die Touel'alfar erteilt hatten. Er hatte starke Arme bekommen vom Auspressen der Steine, und im Umgang mit Tuntun hatte er seine Reaktionsfähigkeit trainiert. Jetzt konnte er darüber lachen, aber damals war er ein paarmal fast mit dem Elfenmädchen aneinandergeraten, und einmal hatten sie tatsächlich miteinander gekämpft – ein Kampf, den er kläglich verlor. Doch trotz der unsanften Behandlung, der Demütigungen und Schmerzen hatte Eibryan begriffen, daß Tuntun im Grunde ihres Herzens nur sein Bestes wollte. Sie war nicht seine Mutter oder Schwester und, zu diesem Zeitpunkt, noch nicht einmal seine Freundin, sondern seine Lehrmeisterin, und ihre Methoden waren zwar hart, aber

ungemein wirksam. Und so hatte er das Elfenmädchen mit der Zeit liebgewonnen.

Und jetzt waren seine Erinnerungen alles, was ihm vom Tuntun geblieben war.

»Mathers Blut«, sagte er schmunzelnd.

»Was?«

»So hat sie mich immer genannt«, erklärte Eibryan. »Und am Anfang klang es äußerst verächtlich. Mathers Blut.«

»Aber du hast dich des Titels sehr bald würdig gezeigt«, ertönte eine melodiose Stimme aus dem Innern der Nebelwolke, nicht weit unterhalb der beiden.

Eibryan kannte diese Stimme und Pony ebenfalls. »Belli'mar!« riefen sie wie aus einem Munde.

Und Belli'mar Juraviel folgte ihrem Ruf und tauchte aus dem Nebel auf, wobei er emsig mit seinen hauchzarten Flügeln schlug, um den steilen Berghang zu bewältigen. Die vollkommene Schönheit eines Elfen, sein goldenes Haar, seine goldfarbenen Augen, seine ebenmäßigen Gesichtszüge und seine geschmeidige Gestalt ließen die beiden Menschen verstummen und vervollkommneten das unwirkliche Fluidum dieses Ortes. Jeder kurze, hüpfende Schritt von Juraviel, jeder Schlag seiner nahezu durchsichtigen Flügel klang wie Musik in den Ohren von Eibryan und Pony. Seine Bewegungen waren ein Tanz von vollkommener Harmonie und Ausgewogenheit, ein Lobgesang an die Natur.

»Meine lieben Freunde«, begrüßte sie der Elf herzlich, obwohl da auch eine für Eibryan ungewohnte Schärfe in seiner Stimme mitschwang. Juraviel war mit ihnen als einziger Vertreter des Elfenvolks auf den Feldzug zum Berg Aida aufgebrochen, hatte dann aber seine Teilnahme an der Reise aufgegeben, um einer umherirrenden Flüchtlingschar als Führer zu dienen.

Eibryan ging hinüber und schüttelte dem Elfen die Hand, aber das Lächeln verging ihm schon bald. Er mußte Juraviel vom Schicksal ihrer Freundin erzählen, denn die Elfen hatten keine Ahnung gehabt, daß Tuntun dem Zug gefolgt war. Der Hüter sah sich nach seiner Gefährtin um, und Pony erkannte seine Hilflosigkeit.

»Weißt du schon, daß der Geflügelte geschlagen ist?« fragte sie.

Juraviel nickte. »Trotzdem bleibt die Erde ein gefährlicher Ort«, antwortete er. »Der Dämon ist niedergeworfen, aber das Vermächtnis des Erzfeinds lebt weiter in Gestalt einer riesigen Armee, die in den von deinen menschlichen Brüdern bewohnten Ländern wütet.«

»Vielleicht sollten wir lieber unten im Tal über diese düsteren Angelegenheiten reden«, meinte Eibryan. »Unter den holden Zweigen von Caer'alfar ist die Hoffnung allgegenwärtig.« Er schickte sich an, den Hang hinabzusteigen, aber Juraviel hielt ihn mit einer brüskten Handbewegung auf, und seine plötzlich abweisende Miene zeigte deutlich, daß es über dieses Thema keine Diskussion gab.

»Wir unterhalten uns hier«, sagte der Elf ruhig.

Eibryan blieb stehen, sah seinen Freund lange an und versuchte herauszufinden, welche Gefühle sich hinter dieser unerwarteten Eröffnung verbargen. Er sah Kummer und ein wenig Zorn, aber nicht viel mehr. Wie bei allen Elfen stritten in Juraviels Augen Unschuld und Weisheit, Jugend und hohes Alter miteinander, und so würde Eibryan nichts erfahren, was sein Freund nicht freiwillig kund tat.

»Wir haben auf unserem Weg zurück in den Süden viele Goblins und Pauris und sogar ein paar Riesen getötet«, bemerkte der Hüter. »Und doch sieht es so aus, als hätten wir wenig gewonnen im Kampf gegen die wilden Horden.«

»Die Vernichtung des Geflügelten war keine Kleinigkeit«, erklärte Juraviel, und der Anflug eines Lächelns kehrte in sein Gesicht zurück. »Er war es, der die drei Rassen zusammenhielt. Jetzt sind unsere... eure Feinde zersplittert und desorientiert und bekämpfen sich gegenseitig ebenso wie die Menschen.«

Eibryan hörte kaum noch zu, nachdem der Elf nur noch sein Volk für betroffen erklärt hatte. Die Touel'alfar hatten sich also aus dem Krieg zurückgezogen, das wurde ihm jetzt klar, und das war etwas, das für die Welt böse ausgehen konnte.

»Was ist aus den Flüchtlingen geworden, die du begleitet hast?« fragte Pony.

»Ich habe sie sicher nach Andur'Blough Inninness gebracht«, erwiderte Juraviel. »Obwohl wir dem Dämon persönlich gegenüberstanden – eine Begegnung, die ich nie und nimmer überlebt hätte, wenn nicht Lady Dasslerond selbst aus dem Elfenreich herbeigeeilt wäre, um mir beizustehen. So konnten wir uns in Sicherheit bringen, und die armen Leute konnten sicher nach Süden zurückkehren.« Juraviel kicherte leise, als er hinzufügte: »Wenn ihnen auch nachher die Erinnerung an die jüngsten Ereignisse fehlte.«

Eibryan nickte. Er begriff, daß die Elfen ihre Zauberkraft einsetzen konnten, um die Erinnerung eines Menschen auszulöschen, so wie sie es auch bei ihm getan hatten. Lady Dasslerond wollte um jeden Preis, daß ihr Tal unentdeckt blieb. Vielleicht war Juraviel deshalb verärgert über sein Auftauchen, vielleicht hatte er mit seiner Rückkehr gegen irgendein Elfengesetz verstoßen.

»So sicher, wie man heutzutage eben sein kann«, meinte Pony.

»So ist es«, sagte der Elf. »Aber sicherer als vorher ist es schon, dank der Anstrengungen von Eibryan und Jilseponie und der Opfer von Bradwarden, dem Zentauren, und Avelyn

Desbris.« Er machte eine Pause, holte tief Luft und sah Eibryan direkt in die Augen. »Und von Tuntun von Caer'alfar«, beendete er den Satz.

»Du weißt davon?« fragte der Hüter.

Juraviel nickte bekümmert. »Wir sind nicht sehr zahlreich. Mein Volk ist auf manche Weise untereinander verbunden, von der die Menschen nichts ahnen. Wir erfuhren im selben Moment von Tuntuns Tod, als sie es selbst wußte. Ich bin sicher, sie starb wie ein Held.«

»Sie hat uns beiden das Leben gerettet«, sagte Eibryan. »Und damit den Feldzug. Wäre Tuntun nicht gewesen, dann wären Pony und ich schon zugrunde gegangen, bevor wir das Versteck des Geflügelten erreicht hatten.«

Juraviel nickte. Er schien mit der Antwort zufrieden, und ein Ausdruck großer Ruhe legte sich auf sein schönes Gesicht. »Dann wird Tuntun für immer in den Gesängen weiterleben«, sagte er.

Eibryan nickte zustimmend; dann schloß er die Augen und stellte sich vor, wie die Elfen sich im Tal unter dem Sternenhimmel versammelten und von Tuntun sangen.

»Du mußt mir genau erzählen, wie sie gestorben ist«, sagte Juraviel. »Aber nicht jetzt – später«, fügte er schnell hinzu und hob die Hand, bevor Eibryan sprechen konnte. »Denn jetzt gibt es dringendere Geschäfte, fürchte ich. Warum bist du hergekommen?«

Die Unverblümtheit dieser Frage und der fast anklagende Tonfall verunsicherten Eibryan. Warum hätte er nicht kommen sollen, nachdem er den Weg einmal wiedergefunden hatte? Es war Eibryan nie in den Sinn gekommen, daß er in Andur'Blough Inninness, wo er sich mehr zu Hause fühlte als sonst irgendwo, nicht willkommen sein könnte.

»Du gehörst nicht hierher, Nachtvogel«, erklärte Juraviel und gab sich Mühe, die Worte möglichst freundlich klingen zu

lassen, die Eibryan jedoch auf jeden Fall treffen mußten. »Und sie mitzubringen ohne die Erlaubnis von Lady Dasslerond – «

»Erlaubnis?« entfuhr es dem Hüter. »Nach allem, was wir zusammen erlebt haben? Nach allem, was ich für dein Volk getan habe?«

»Wir waren es, die etwas für dich getan haben«, verbesserte ihn Juraviel prompt.

Eibryan schwieg und dachte darüber nach. Die Touel'alfar hatten ihn aufgezogen und zum Hüter ausgebildet. Aber er hatte sich für ihre Großzügigkeit erkenntlich gezeigt, dachte der junge Hüter, als er ihre Beziehung so nüchtern betrachtete wie Juraviel. Die Elfen hatten ihm viel gegeben, das war richtig, aber er hatte ihnen dafür sein ganzes Leben gewidmet. »Warum gehst du so mit mir um?« fragte er. »Ich dachte, wir wären Freunde. Tuntun hat für mich und den Feldzug ihr Leben geopfert, und ist nicht der erfolgreiche Ausgang den Touel'alfar ebenso zugute gekommen wie den Menschen?«

Juraviels unbewegliches Gesicht wurde ein wenig weicher.

»Ich führe Sturmwind«, fuhr Eibryan fort und zog die glänzende Klinge aus der Scheide, das aus dem geheimnisvollen Silberil geschmiedete Elfenschwert. »Und Falkenschwinge«, fügte er hinzu und nahm seinen Bogen von der Schulter, der aus Dunkelfarn gemacht war, einer von den Elfen angebauten Pflanze, die das Silberil aus dem Erdboden aufsaugte. »Beides Waffen der Touel'alfar«, sagte der Hüter. »Dein eigener Vater hat diesen Bogen für mich gemacht, den Freund und Schüler seines Sohnes vom Menschevolk. Und Sturmwind trage ich rechtmäßig, nachdem ich es mit dem Geist meines Onkels Mather aufgenommen habe – «

Juraviel hob die Hand, um ihn zu unterbrechen. »Genug«, bat er. »Alles, was du sagst, ist wahr. Aber das ändert nichts für den Augenblick. Warum, mein Freund, bist du ungebeten hergekommen, an diesen Ort, der geheim bleiben soll?«

»Ich bin gekommen, um dein Volk um Hilfe zu bitten in dieser Zeit der großen Finsternis«, erwiderte Eibryan.

Das Gesicht von Belli'mar Juraviel wurde sehr traurig. »Wir haben starke Verluste erlitten«, erklärte er.

»Das Menschevolk auch«, betonte Eibryan. »Es sind mehr Menschen gestorben als Touel'alfar, selbst wenn alle Elfen von Andur'Blough Inninness zugrunde gegangen wären!«

»Es sind nicht viele von meinem Volk getötet worden«, gab Juraviel zu. »Aber der Tod ist nur ein Grund für das Leiden. Der Geflügelte ist in unser Tal gekommen. Natürlich mußte Lady Dasslerond den elenden Schurken dorthin bringen, um ihn zu besiegen, als mir die Aufgabe zufiel, die Flüchtlinge zu retten. Zwar wurde der Dämon geschlagen, aber Bestesbulzibar, verflucht sei sein Name, hat eine Narbe in unserem Land hinterlassen, eine Wunde in der Erde, die niemals heilen wird und sich all unseren Bemühungen zum Trotz immer weiter ausdehnt.«

Eibryan sah Pony an, die ein bekümmertes Gesicht machte. Er mußte ihr die Zusammenhänge nicht erklären.

»Es gibt für uns keinen anderen Ort auf der Welt als Andur'Blough Inninness«, fuhr Juraviel düster fort. »Und die Auflösung hat bereits begonnen. Unsere Zeit läuft ab, mein Freund, und eines Tages werden die Touel'alfar von dieser Erde verschwunden sein – nicht mehr als ein Kindermärchen für die meisten und eine schöne Erinnerung für die Nachfahren der wenigen, wie Nachtvogel, die uns kannten.«

»Es gibt immer noch Hoffnung«, erwiderte Eibryan und kämpfte gegen den Kloß in seinem Hals. »Es gibt immer einen Ausweg.«

»Und den werden wir auch suchen«, pflichtete ihm Juraviel bei. »Aber solange bleiben unsere Grenzen geschlossen für jeden, der kein Touel'alfar ist. Wenn ich nicht zu dir heraufgekommen wäre und du herabgestiegen wärest in den

Nebel, dann wärest du erstickt und tot am Berghang liegengeblieben.«

Pony schnappte erstaunt nach Luft. »Das darf doch nicht wahr sein!« sagte sie. »Ihr würdet doch Nachtvogel nicht umbringen!«

Aber Eibryan wußte es besser. Die Touel'alfar lebten nach anderen Gesetzen als die Menschen, und das konnten nur wenige verstehen. In ihren Augen war jeder, der nicht ihrem Volk angehörte, selbst die wenigen Auserwählten, die sie als Hüter ausgebildet hatten, von untergeordneter Bedeutung.

Die Touel'alfar konnten die besten Verbündeten der Welt sein, ihr Leben riskieren, um einen Freund zu retten, und alles auf eine Karte setzen, wie Juraviel es bei den Flüchtlingen getan hatte, und das alles aus reinem Mitgefühl. Aber wenn man sie in Angst und Schrecken versetzte, dann waren sie unnachgiebig und verschlossen, und es wunderte Eibryan keineswegs, daß sie eine tödliche Falle errichtet hatten, um in diesen gefährlichen Zeiten Fremde von ihrem Land fernzuhalten.

»Bin ich denn kein Touel'alfar?« fragte der Hüter und sah Juraviel dabei fest an. In den Augen seines Elfenfreundes sah er Kummer und tiefe Enttäuschung.

»Das spielt keine Rolle«, sagte Juraviel halbherzig. »Der Nebel unterscheidet nur die Körperformen. Für ihn bist du ein Mensch und weiter nichts. Für ihn bist du tatsächlich kein Touel'alfar.«

Eibryan wollte eigentlich auf diesem Punkt beharren, wollte hören, wie sein Freund die Sache empfand. Doch dann entschied er, daß jetzt nicht der richtige Zeitpunkt war, und sagte freundlich: »Wenn es irgendeine Möglichkeit gegeben hätte, um Erlaubnis zu fragen, ob ich kommen und Pony mitbringen dürfte, dann hätte ich es getan. Ich fand den Weg wieder, und so bin ich eben gekommen, das ist alles.«

Juraviel nickte zufrieden und brachte dann ein warmes Lächeln zustande. »Und ich freue mich, daß du es getan hast«, sagte er herzlich. »Es ist schön, dich wiederzusehen und zu wissen, daß ihr die Hölle am Berg Aida überlebt habt.«

»Du weißt also von Avelyn und Bradwarden?«

Juraviel nickte. »Wir haben unsere Möglichkeiten, Erkundigungen einzuholen«, sagte er. »Auf diese Weise wußte ich auch, daß zwei allzu neugierige Menschen sich der geschützten Grenze von Andur'Blough Inninness näherten. Nach allen Berichten, die uns erreichten, waren nur zwei Gestalten, nämlich Nachtvogel und Pony, aus dem verwüsteten Barbakan entkommen.«

»Schade um Avelyn«, sagte Eibryan betrübt. »Und schade um Bradwarden.«

»Avelyn Desbris war ein guter Mann«, sagte Juraviel zustimmend. »Und die ganze Welt wird den Verlust von Bradwarden beklagen. Heiter waren seine Lieder, und scharf war sein Geist. Ich habe oft dagesessen und zugehört, wenn er auf seiner Flöte eine Weise spielte, die so gut in den Wald paßte.«

Bei dieser Bemerkung nickten Eibryan und Pony. Als sie noch Kinder waren, in Dundalis, in besseren, unbeschwerteren Zeiten, hatten sie oft Bradwardens melodioses Flötenspiel gehört, auch wenn sie damals noch nicht wußten, wer der Flötenspieler war. Die Leute aus den beiden Städten der Waldlande, Dundalis und Weedy Meadow – denn Weltenend gab es damals noch nicht –, nannten den unbekanntem Flötenspieler den Waldgeist, doch sie fürchteten sich nicht vor ihm, denn ihnen war klar, daß kein Wesen, das so hinreißend schöne Musik machen konnte, ihnen etwas zuleide tun würde.

»Aber nun genug davon«, sagte Juraviel plötzlich und nahm das kleine Bündel von seinem Rücken. »Ich habe euch etwas zu essen mitgebracht – gutes Essen! – und *Questel ni'Touel*.«

»Elfennebel«, übersetzte Eibryan; das Wort bezeichnete den Elfenwein, der aus dem Wasser der Melksteine gewonnen wurde. Manchmal gelangte es unter dem Namen Elfennebel durch geheime Kanäle in die Hände der Menschen, ein Scherz, der auf die Verfassung, die das Getränk prompt bei den Menschen hervorrief, anspielte.

»Gehen wir und schlagen ein Lager auf«, schlug Juraviel vor. »Geschützt vor diesem Wind und der Kälte der hereinbrechenden Nacht. Da können wir dann gemütlicher essen und reden.«

Eibryan und Pony willigten nur zu gern ein, und sie merkten nun, daß ihre ganze Aufregung nur ihrer Suche nach dem verwünschten Tal gegolten hatte. Nun, da der Fall Andur'Blough Inniness erledigt war, konnten sie sich in Ruhe niederlassen, denn keiner von beiden fürchtete irgendwelchen von Goblins, Pauris oder Riesen angezettelten Ärger, so dicht an der Grenze des Elfenlandes.

Als sie sich zum Essen niedersetzten, stellten Eibryan und Pony fest, daß Juraviel keineswegs übertrieben hatte, was die Qualität des von ihm mitgebrachten Proviantes anging: dicke, süße Beeren, Früchte, die unter den sonnenbeschienenen Ästen von Caer'alfar gereift waren, und Brot, das mit einem kleinen Schluck Elfenwein gewürzt war. Juraviel hatte nicht allzuviel mitgebracht, aber es war ungeheuer nahrhaft und wahrhaftig die köstlichste Mahlzeit, die die beiden müden Wanderer seit vielen Monaten genossen hatten.

Und auch der Wein tat ihnen gut, denn er nahm ihrem Beisammensein ein wenig den beklommenen Charakter und ließ Eibryan und Pony und auch den Elfen für eine Weile nicht an die Gefahren des Krieges denken und vergessen, daß ihre Welt voller Goblins, Pauris und Riesen war. Sie sprachen von längst vergangenen Zeiten, von Eibryans Lehrzeit im Elfental, von Ponys Leben in Palmaris und der Zeit, als sie dem

königlichen Heer im Reich des Bären angehört hatte. Sie plauderten fröhlich, erzählten sich lustige Geschichten, und viele von Juraviels Erzählungen handelten von Tuntun.

»Ja, ich werde bestimmt noch ein bißchen Material für das Lied finden, das ich für sie in Vorbereitung habe«, sagte der Elf ruhig.

»Ein kämpferisches Lied?« fragte Eibryan. »Oder ein Lied für eine liebe Seele?«

Die Vorstellung, daß er Tuntun als liebe Seele bezeichnet hatte, ließ Juraviel laut auflachen. »Oh, Tuntun!« rief er theatralisch, sprang auf die Füße, warf die Arme in die Luft und stimmte ein Stegreiflied an:

*Oh, holde Elfe, mit welchen Versen
hast du dein eigen Loblied angestimmt?
Welch Reim entfleucht deinen Lippen
und dringt an Nachtvogels lauschendes Ohr?
Doch seit du seinen Kopf in den Bottich gesteckt,
hört er womöglich gar nichts mehr!*

Pony brüllte vor Lachen, aber Eibryan warf seinem Freund einen strafenden Blick zu.

»Was ficht dich an, mein Freund?« fragte dieser sofort.

»Wenn ich mich recht erinnere, dann war es nicht Tuntun, sondern Belli'mar Juraviel, der mich mit dem Kopf in den Bottich gesteckt hat«, erwiderte der Hüter grimmig.

Der Elf zuckte mit den Achseln und lächelte. »Da werde ich wohl ein neues Lied schreiben müssen«, sagte er gelassen.

Nun konnte Eibryan sich nicht länger beherrschen und brach ebenfalls in Gelächter aus.

Die vom Elfenwein beförderte Heiterkeit hielt noch ein paar Minuten an und ebte dann ab. Darauf folgte eine

nachdenkliche Stille; alle drei saßen reglos da, und keiner von ihnen machte Anstalten, das Wort zu ergreifen.

Schließlich trat Juraviel wieder näher und ließ sich Eibryan gegenüber an dem kleinen Feuer zu Boden plumpsen. »Du solltest nach Süden und Osten gehen«, erklärte er ihm. »In die Städte auf halbem Wege zwischen Dundalis und Palmaris. Dort wirst du am meisten gebraucht und kannst am meisten Gutes tun.«

»Ist das die Kampffront?« fragte Pony.

»Eine der Fronten«, erwiderte Juraviel. »Es toben noch stärkere Kämpfe weit im Osten, an der Küste und oben im Norden, im kalten Land Alpinador, wo der mächtige Andacanavar als Hüter das Elfenbanner führt. Doch ich fürchte, Eibryan und Pony wären dort nur Nebenfiguren, während ihr beide in dem näher gelegenen Gebiet vielleicht das Blatt wenden könntet.«

»Das Gebiet, das näher an den Grenzen von Andur'Blough Inninness liegt«, sagte Eibryan; er war argwöhnisch, was der Elf für Beweggründe hatte.

»Wir befürchten keine Angriffe von Goblins oder Pauris«, beeilte sich Juraviel zu sagen. »Vor diesen Feinden sind unsere Grenzen sicher. Es ist das tiefere Übel, das Stigma des Geflügelten...« Er verstummte und ließ den düsteren Gedanken in der Luft hängen.

»Aber ihr zwei solltet in diese Städte gehen«, sagte er schließlich mit Nachdruck. »Tut für diese Leute, was ihr für das Volk von Dundalis, Weedy Meadow und Weltenend getan habt, dann ist vielleicht schon bald die ganze Gegend von der Hinterlassenschaft des Geflügelten befreit.«

Eibryan sah Pony an, und beide nickten dem Elfen zu. Dann musterte Eibryan seinen winzigen Freund eingehend, auf der Suche nach irgendwelchen Hinweisen auf die tiefere Bedeutung des Ganzen. Er kannte Juraviel gut und hatte das

Gefühl, daß hier in einigen Dingen noch lange nicht das letzte Wort gesprochen war.

»Seid ihr beiden eigentlich offiziell verlobt?« fragte Juraviel plötzlich und brachte Eibryan damit einigermaßen aus dem Konzept.

Pony und Eibryan sahen sich an. »In unseren Herzen sind wir es«, erklärte der Hüter.

»Wir hatten bisher weder Zeit noch Gelegenheit«, sagte Pony, und mit einem tiefen Seufzer fügte sie hinzu: »Wir hätten Avelyn bitten sollen, die Zeremonie abzuhalten. Hätte irgendjemand geeigneter sein können für diese Aufgabe als er?«

»Wenn ihr im Herzen ein Paar seid, dann *seid* ihr ein Paar«, entschied Juraviel. »Aber es sollte eine Zeremonie geben, eine öffentliche Erklärung für Freunde und Verwandte. Das ist mehr als eine Formalität und eine Zeremonie. Es ist ein öffentliches Bekenntnis zur Treue und ewigen Liebe, eine Erklärung vor aller Welt, daß es etwas Höheres gibt als diesen Körper und etwas Tiefergehendes als einfaches Begehren.«

»Irgendwann einmal«, versprach Eibryan und betrachtete Pony, die einzige Frau, die er glaubte je lieben zu können, und er verstand jedes Wort, das Juraviel gerade gesagt hatte.

»Zwei Zeremonien!« entschied dieser. »Eine für deine Menschenfreunde und eine für die Touel'alfar.«

»Was sollte das die Touel'alfar kümmern?« fragte Eibryan mit einem trotzigem Unterton.

»Warum sollte es uns nicht kümmern?« erwiderte Juraviel.

»Weil die Touel'alfar sich nur für die Angelegenheiten der Touel'alfar interessieren«, sagte Eibryan.

Juraviel wollte protestieren, merkte aber noch rechtzeitig, worauf die Sache hinauslief, und lachte statt dessen nur.

»Bei dir ist das anders«, sagte Eibryan.

»Natürlich«, meinte Juraviel. »Und ich bin froh darüber. Und das ganze Elfenvolk ist froh, daß Eibryan und Jilseponie den Marsch zum Berg Aida überlebt und einander gefunden haben. Für uns ist eure Liebe wie ein Lichtstrahl in der Finsternis.«

»Ich wußte es doch«, sagte Eibryan.

»Was?« fragten Juraviel und Pony wie aus einem Munde.

»Daß ich – daß wir«, korrigierte er sich mit einem Blick auf Pony, »doch zu den Touel'alfar gehören. Jedenfalls in den Augen von Belli'mar Juraviel.«

Der Elf stieß einen lauten Seufzer aus. »Ich gebe mich geschlagen!«

»Und ich weiß sogar noch mehr!« sagte Eibryan und grinste von einem Ohr zum andern.

»Und das wäre?« fragte Juraviel betont gleichgültig. »Was weiß der weise Nachtvogel denn noch?«

»Daß Belli'mar Juraviel uns in den Süden und Osten begleiten wird.«

Juraviel riß die Augen auf. »Daran hatte ich noch gar nicht gedacht.«

»Dann tu's jetzt!« forderte Eibryan ihn auf, »denn im Morgengrauen brechen wir alle drei auf.«

Dann erhob er sich und schlüpfte in seinen Schlafsack. »Zeit für uns zum Schlafengehen«, sagte er zu Pony. »Und Zeit für unseren Freund, in sein Tal zurückzukehren und seiner Lady Dasslerond Bescheid zu sagen, daß er für eine Weile fort sein wird.«

Pony, die müde war von der Reise und vom Wein und satt vom Essen, war froh, ins Bett zu kommen.

Juraviel saß noch eine Weile regungslos da und sagte kein Wort. Bald hörte er neben sich den gleichmäßigen Atem von Eibryan und Pony, die tief und fest eingeschlafen waren, und hinter ihm schnaubte Symphony in der Stille der Nacht leise vor sich hin. Dann war der Elf lautlos in der Dunkelheit

verschwunden, allein mit seinen Gedanken auf dem Weg zu seiner Herrin.

Doch so leise er auch war, sein Aufbruch weckte Pony, die inzwischen von Angstträumen geplagt wurde. Sie spürte das Gewicht von Eibryans starkem Arm, spürte die Wärme seines an sie geschmiegtens Körpers, und eigentlich hätte in dieser Umarmung die ganze Welt voller Wärme und Glück sein müssen.

Doch so war es nicht.

Sie lag eine ganze Weile wach, und dann, als hätte er ihre Unruhe gespürt, erwachte auch Eibryan.

»Was hast du denn?« fragte er sanft, kuschelte sich noch näher an sie und küßte sie in den Nacken.

Da merkte der Hüter, wie Pony steif wurde. Er ließ von ihr ab und setzte sich auf, und sie konnte seine dunkle Silhouette vor dem Sternenhimmel sehen.

»Ich wollte dich nur trösten«, sagte er entschuldigend.

»Ich weiß«, erwiderte sie.

»Warum bist du dann böse?« fragte er.

Pony überlegte eine ganze Weile. »Ich bin nicht böse«, sagte sie dann. »Ich habe nur Angst.«

Darüber mußte der Hüter erst einmal nachdenken. Er legte sich neben Pony auf den Rücken und sah hinauf zu den Sternen. Er hatte Pony noch nie ängstlich erlebt – zumindest nicht mehr seit dem Überfall auf ihre Heimatstädte –, und er war sich sicher, daß ihre Angst nichts mit irgendwelchen Pauris oder Riesen oder gar mit dem Geflügelten zu tun hatte. Er dachte an ihre Reaktion, als er sie berührt hatte. Nein, sie war nicht böse auf ihn, aber...

»Du warst so schweigsam, als Juraviel vom Heiraten sprach«, sagte er.

»Es gab ja auch kaum noch etwas, das du nicht schon gesagt hattest«, erwiderte Pony und drehte sich zu Eibryan um. »Wir sind ein Herz und eine Seele.«

»Aber?«

Ihr Gesicht verfinsterte sich.

»Du hast Angst, daß du ein Kind bekommst«, vermutete Eibryan, und Pony sah ihn verwundert an.

»Woher weißt du das?«

»Du hast doch gerade gesagt, daß wir eine Seele sind«, erwiderte der Hüter schmunzelnd.

Pony seufzte, legte Eibryan ihren Arm auf die Brust und gab ihm einen zärtlichen Kuß auf die Wange. »Wenn wir zusammen sind, habe ich das Gefühl, das Leben ist herrlich«, sagte sie. »Dann vergesse ich Dundalis und daß wir Avelyn, Bradwarden und Tuntun verloren haben; die ganze Welt erscheint mir nicht mehr so schrecklich finster, und alle Ungeheuer laufen davon.«

»Aber wenn du jetzt hier draußen ein Kind erwartetest«, sagte Eibryan, »dann würden diese Ungeheuer wieder allzu wirklich.«

»Wir haben eine Verpflichtung«, erklärte Pony. »Mit dem Geschenk, das die Touel'alfar dir gemacht haben, und dem, das ich von Avelyn erhielt, müssen wir mehr für die Leute sein als nur Zuschauer. Wie könnte ich weiterkämpfen, wenn ich schwanger werde? Und was für ein Leben hätte unser Kind in diesen Zeiten?«

»Wie könnte ich weiterkämpfen ohne dich an meiner Seite?« fragte Eibryan und fuhr sanft mit den Fingerspitzen über ihr Gesicht.

»Ich möchte dich nicht zurückweisen«, sagte Pony. »Niemals.«

»Dann werde ich es nicht mehr versuchen«, erwiderte Eibryan. »Aber du hast mir doch gesagt, daß es jeden Monat

eine Zeit gibt, in der es unwahrscheinlich ist, daß wir ein Kind bekommen.«

»Unwahrscheinlich?« wiederholte Pony skeptisch. »Welche Chance ist denn akzeptabel?«

Eibryan dachte einen Augenblick nach. »Gar keine«, entschied er. »Der Einsatz ist zu groß und der Preis zu hoch. Wir wollen eine Abmachung treffen, jetzt gleich. Laß uns zuerst diese Angelegenheit erledigen, und wenn die Welt wieder in Ordnung ist, dann wenden wir uns unseren eigenen Bedürfnissen und unserer Familie zu.«

Er sagte es mit solcher Überzeugung und Zuversicht, daß diese Abmachung nur vorübergehend wäre und die Welt schon in Ordnung käme, daß ein Lächeln über Ponys ängstliches Gesicht huschte. Dann schmiegte sie sich noch enger an ihn und schlang ihre Arme um Eibryan, in der Gewißheit, daß er ihre Abmachung einhalten würde und sie mit der Liebe warten würden, bis die richtige Zeit gekommen war.

Die restliche Nacht schliefen sie beide tief und fest.

Als Pony erwachte, war Juraviel in ihr Lager zurückgekehrt, und ihre Habseligkeiten waren bereits zusammengepackt und ordentlich auf Symphony verstaut. Die Sonne war aufgegangen, stand aber noch tief am östlichen Horizont.

»Wir sollten längst unterwegs sein«, sagte Pony verschlafen und gähnte und streckte sich.

»Ich wollte euch diese eine Nacht ausschlafen lassen«, erwiderte Juraviel, »denn ich bezweifle, daß ihr so bald wieder dazu kommen werdet.«

Pony sah Eibryan an, der noch friedlich schlief. Solch ausgiebiger und erholsamer Schlaf würde von nun an eine Seltenheit sein.

Aber nur für eine Weile, sagte sie sich entschlossen.

5. Suche nach der Wahrheit

Bis zu dem ringförmigen Gebirge, das den Barbakan umgab, waren es von den Steinwällen von St. Mere-Abelle gut zwölfhundert Meilen, gemessen in der Luftlinie eines Vogelflugs. Für einen Wanderer betrug die Entfernung eher zweitausend Meilen, wenn er das Glück hatte, irgendwo eine Straße zu finden. Ein Weg, für den eine der üblichen Karawanen zwölf Wochen gebraucht hätte, und das auch nur, wenn sie auf keinerlei unvorhergesehene Schwierigkeiten stieß. Tatsächlich würde jeder Kaufmann, der eine solche Reise unternehmen wollte, drei Monate einkalkulieren und genügend Gold mitnehmen, um seine Pferde ein paarmal auswechseln zu lassen. Aber in Wahrheit würde wohl in diesen gefährlichen Zeiten, in denen selbst in dem normalerweise friedlichen Gebiet des Bärenreichs die Goblin- und Pauri-Horden wüteten, kein Kaufmann, nicht einmal die Krieger der berühmten Eliteeinheit der Allhearts, einen solchen Versuch unternehmen.

Doch die Mönche von St. Mere-Abelle waren weder Kaufleute noch Krieger, und sie besaßen Zauberkräfte, mit deren Hilfe sie die Reisezeit enorm verkürzen konnten und vor den Augen möglicher Feinde verborgen blieben. Und sollten sie doch einmal von Goblins oder Pauris entdeckt werden, dann wären diese Zauberkräfte eine hervorragende Waffe. Die Landkarten für eine solche Reise vom Kloster aus waren schon Jahrhunderte zuvor angefertigt worden. Die Mönche von St. Mere-Abelle waren die ursprünglichen Kartographen vom Königreich der Bären und sogar von den Waldlanden, von Behren im Norden und Alpinador im Süden und einem großen

Teil der westlichen Bereiche der Wilderlande. In diesen lange zurückliegenden Zeiten hatte man aus Reiseaufzeichnungen Reiseführer gemacht, in denen vermerkt war, was an Vorräten benötigt wurde, welche magischen Steine es mitzuführen galt und welche die kürzesten Verbindungen waren.

Diese Reiseführer wiederum wurden regelmäßig aktualisiert, und so war es an diesem Tage Bruder Francis' wichtigste Aufgabe, nach dem Abwehren des Pauri-Angriffs, den richtigen Band dieser Reiseführer herauszusuchen und die darin aufgeführten Daten auf die Ausrüstung einer fünfundzwanzigköpfigen Reisegesellschaft umzurechnen, denn so viele Brüder sollten sich auf Anweisung von Vater Markwart auf den Weg machen.

Schon am zweiten Tage meldete Bruder Francis nach dem Abendessen dem Abt und den Meistern, daß die Listen fertig seien und die Marschroute festgelegt sei. Alles, was nun noch zu tun war, betraf die Zusammenstellung des Proviantes – eine Sache von zwei Stunden, wie Bruder Francis dem Abt versicherte – und die Benennung der reisenden Mönche.

»Ich werde die Mannschaft selbst anführen«, teilte der Abt ihnen mit, woraufhin Bruder Francis und die anderen überrascht nach Luft schnapten. Allein Meister Jojonah hatte so etwas schon die ganze Zeit vermutet, denn er wußte, daß Vater Markwart von seiner Idee besessen war und dieser Umstand sein ganzes Denken beherrschte.

»Aber ehrwürdiger Vater«, hob einer der anderen Meister an, »das ist unstatthaft. Ihr seid der Oberhirte von St. Mere-Abelle und dem gesamten Abellikaner-Orden. Bei einem so gefährlichen Unternehmen Euer Leben zu riskieren...«

»Es wäre weniger riskant, wenn wir den König selbst losschicken würden!« protestierte ein anderer der Meister.

Der Abt hob die Hand, um die Männer zum Schweigen zu bringen. »Ich habe es mir genau überlegt«, erwiderte er.

»Meine Teilnahme ist durchaus angebracht – die stärkste Macht des Guten zieht gegen die stärkste Macht des Bösen ins Feld.«

»Dann aber wenigstens nicht in Eurem eigenen Körper«, schaltete sich Meister Jojonah ein, der ebenfalls über diese Angelegenheit nachgedacht hatte. »Darf ich Bruder Francis vorschlagen als passendes Gefäß für Eure Absicht, die Truppe anzuführen?«

Markwart sah Jojonah lange und streng an, offensichtlich überrumpelt durch den ausgesprochen vernünftigen Vorschlag. Mit der telepathischen Verbindung zwischen den beiden Körpern, hervorgerufen durch den Seelenstein, würden Entfernungen keine Rolle mehr spielen, und Vater Markwart konnte an der Reise teilnehmen oder – im Geiste – ihren Verlauf beeinflussen, ohne die Bequemlichkeit des Klosterlebens entbehren zu müssen.

»Es wäre dir doch sicher eine Ehre, nicht wahr, Bruder Francis?« fuhr Meister Jojonah fort.

Bruder Francis warf dem listigen Mönch Blicke zu, die aussahen, als könnten sie töten. Natürlich fühlte er sich nicht »geehrt«, das war Jojonah völlig klar. Die Inbesitznahme des Körpers durch einen anderen war etwas Schreckliches und alles andere als erstrebenswert. Noch schlimmer, Francis wußte ganz genau, daß, sollte er zur Teilnahme an der Reise ausgewählt werden, die Rolle als Gefäß seine Position bedeutend herabsetzen würde. Wie konnte er schließlich irgendeine Führungsposition übernehmen, wenn er womöglich überhaupt nicht anwesend war und sein Geist und sein Wille in der Luft hingen, während Markwart seinen Körper benutzte?

Bruder Francis sah einen nach dem anderen an, erst Meister Jojonah, dann Vater Markwart und dann die anderen sieben Mönche, die ihn alle erwartungsvoll anblickten. Wie konnte er einen solchen Vorschlag zurückweisen? Dann richtete sich

sein Blick erneut auf Meister Jojonah, und Bruder Francis sagte zähneknirschend: »Gewiß ist das die höchste Ehre, die irgendeinem Bruder zuteil werden könnte.«

»Also gut, abgemacht«, sagte Jojonah zufrieden und klatschte in die Hände. Er hatte auf einen Streich Markwart davon abgehalten, den Rachezug anzuführen, und den übereifrigen Bruder Francis in die Schranken gewiesen. Nicht daß Jojonah Markwart hätte vor Schaden bewahren wollen, weit gefehlt. Er hatte einfach nur Angst vor dem Unheil, das dieser anrichten konnte, falls das Unternehmen sich als erfolgreich erweisen sollte. Es gab etliche Stimmen, die Avelyn Desbris am Schauplatz der Verwüstungen im Norden vermuteten, und Jojonah fürchtete, daß Markwart, ganz gleich, was sich dort herausstellte, seine eigene Version der Geschichte verbreiten würde, die vor allem von seinem Haß auf Avelyn geprägt wäre. Wenn Markwart an der Spitze des Zuges im Barbakan einträte, würde er hinterher bestimmen, was sich dort zugetragen hatte.

»Ich fürchte aber doch, daß meine Arbeit dann umsonst war«, wandte Bruder Francis plötzlich ein, als der Abt gerade etwas sagen wollte.

Alle Augen richteten sich auf den jungen Mönch.

»Ich habe die Reise vorbereitet«, erklärte Francis. »Ich kenne die Marschroute und die Einteilung des Proviantes. Außerdem bin ich geübt und erfahren im Umgang mit den Steinen, eine absolute Notwendigkeit, wenn wir den Zeitplan von drei Wochen einhalten wollen, der in den Reisebüchern angegeben ist.«

»Zwölf Tage«, sagte der Abt und zog damit alle Blicke auf sich, während Bruder Francis ungläubig nach Luft schnappte. »Unser Zeitplan ist zwölf Tage«, stellte der Abt klar.

»Aber –«, wollte Bruder Francis einwenden, doch der Blick des alten Mannes ließ ihm noch weniger Raum für

Diskussionen als sein Tonfall, und so schwieg der Mönch vorsichtshalber.

»Und Meister Jojonah hat vollkommen recht, sein Vorschlag ist der klügere Weg«, fuhr Markwart fort. »Deshalb werde ich nicht mitgehen, sondern das Unternehmen durch die Bereitwilligkeit von Bruder Francis im Auge behalten.«

Jojonah war froh über diese Erklärung. Er hatte schon befürchtet, daß der eigensinnige Markwart sich länger zieren würde. Dennoch wunderte es ihn nicht, daß seine Empfehlung, Francis zu nehmen, Anklang gefunden hatte, denn der ehrgeizige Bruder war einer der wenigen in St. Mere-Abelle, denen der alte Abt noch traute, der zunehmend mißtrauisch geworden war, seit sich Avelyn mit den Edelsteinen aus dem Staub gemacht hatte.

»Und weil ich persönlich den Feldzug nicht anführen werde, muß einer von euch Meistern mitgehen.« Er ließ seinen Blick im Raum umherschweifen, der einen Moment lang bei De'Unnero verweilte und dann auf Jojonah fiel.

Der wohlbeleibte alte Meister sah ihn ungläubig an. Markwart würde doch wohl nicht ausgerechnet ihn auswählen, betete er im stillen. Er gehörte zu den ältesten Meistern in St. Mere-Abelle und war eindeutig am wenigsten geeignet für eine so lange und anstrengende Reise.

Aber der andere ließ nicht von ihm ab. »Hier muß die Wahl natürlich auf Meister Jojonah, den Altmeister von St. Mere-Abelle, fallen«, sagte er laut. »Mit einem Immakulaten zu seiner Unterstützung, Bruder Francis an dritter Stelle und zweiundzwanzig anderen, die sich um die Wagen und Pferde kümmern.«

Jojonah warf dem Abt einen langen, eiskalten Blick zu, während dieser mit den anderen Meistern darüber zu diskutieren begann, welche der jüngeren, kräftigen Brüder sich am besten für den Marsch eigneten. Jojonah beteiligte sich

nicht an der Auswahl, sondern saß nur da, starrte vor sich hin und dachte nach. Er haßte diesen Mann. Markwart hatte sich ihn aus keinem vernünftigen Grund ausgesucht, das wußte er genau. Er rächte sich einfach an ihm für seine Freundschaft mit Avelyn und seine oft kontroverse Haltung gegenüber Markwarts Ansichten, angefangen von der Rolle der Abtei in der großen Gemeinschaft bis zu philosophischen Diskussionen über den wahren Wert der Edelsteine oder die Bedeutung ihres Glaubens. Markwart hatte seinen Unmut darüber bei verschiedenen Gelegenheiten kundgetan und sogar einmal damit gedroht, ein Äbtekollegium einzuberufen, um über, wie er sich ausdrückte, »Jojonahs zunehmend ketzerisches Verhalten« zu sprechen.

Jojonah hatte fast schon auf so ein Treffen gehofft, denn er war überzeugt, daß viele der anderen Äbte des Abellikaner-Ordens die Dinge so sehen würden wie er. Aber er erkannte das Ganze als Täuschungsmanöver, denn er wußte, daß Markwart sich wahrscheinlich genau vor diesem Urteil fürchtete. In den letzten paar Jahren hatte dieser den Kontakt mit den anderen Abteien mehr und mehr eingeschränkt, und das letzte, was Vater Markwart brauchen konnte, war eine Auseinandersetzung mit dem Rest des Abellikaner-Ordens über philosophische Fragen.

Doch Meister Jojonah hatte schon befürchtet, daß Markwart trotzdem einen Weg finden würde, es ihm heimzuzahlen, und so war es nun auch geschehen. Zwölfhundert Meilen in zwölf Tagen, und die meiste Zeit würden sie zweifellos damit beschäftigt sein, der Katastrophe in Form von Pauris, Goblins und Riesen zu entrinnen. Und dann würde die Mannschaft Wochen, vielleicht sogar Monate mit dem Versuch zubringen, die in der unwirtlichen Einöde des Barbakans zurückgebliebenen Rätsel zu lösen, einem Land, in dem den Reiseführern zufolge ein Klima herrschte, welches das Wasser

zuweilen sogar in Sommernächten gefrieren ließ. Und das alles umgeben von Unmengen ihrer Feinde, zu denen vielleicht sogar der Geflügelte selbst gehörte. Schließlich wußte niemand genau, ob der Erzfeind wirklich geschlagen war; es waren alles nur Vermutungen.

Der ehrgeizige Bruder Francis wollte ja unbedingt an dieser Reise teilnehmen – wenn auch eigentlich mit seinem eigenen Kopf –, aber für Meister Jojonah, der die Grenze zu seinem sechsten Jahrzehnt überschritten hatte und den es nicht mehr nach Macht oder Ruhm und schon gar nicht nach Abenteuern gelüstete, war diese Sache wirklich eine Strafe und möglicherweise sogar das Todesurteil.

Aber es würde darüber leider keine Diskussion geben. Die anderen zweiundzwanzig waren schnell ausgesucht, ausgehend sowohl von ihren körperlichen wie von ihren magischen Fähigkeiten. Die meisten waren Schüler im fünften oder sechsten Jahr, Männer in der Blüte ihrer Jahre, wenn auch zwei Immakulaten und ein Elf- sowie ein Zwölfjähriger dabei waren.

»Und wer soll dein Handlanger sein?« fragte Vater Markwart Jojonah.

Der Meister ließ sich Zeit, um nachzudenken. Vom rein egoistischen Standpunkt aus lag es auf der Hand, Bruder Braumin Herde zu nehmen, einen engen Freund und Vertrauten Jojonahs. Aber er mußte an die möglichen Konsequenzen denken. Angenommen, der Troß würde auf Schwierigkeiten stoßen, was leicht geschehen konnte, und er und Braumin Herde würden beide getötet... dann gäbe es praktisch niemanden mehr, der Markwart etwas entgegensezte. Die anderen Meister, vielleicht mit Ausnahme von Meister Engress, waren viel zu sehr in ihren Wünschen nach Macht und Wohlstand befangen, als daß sie sich mit dem ehrwürdigen Vater Markwart angelegt hätten, und die anderen

Immakulaten und Neunjährigen waren zu ehrgeizig, so wie Bruder Francis.

Außer einem, überlegte Jojonah.

»Muß es unbedingt ein Immakulat sein?« erkundigte er sich.

»Ich werde nicht noch einen Meister freigeben«, sagte der Abt schnell. Sein überraschter und leicht verärgertes Tonfall verriet Jojonah, daß dieser erwartet und gehofft hatte, Jojonah würde sich Braumin Herde aussuchen.

»Ich dachte an einen von Bruder Francis' Jahrgangsbrüdern«, erklärte Meister Jojonah.

»Noch ein Neunjähriger?« fragte Markwart mißtrauisch.

»Aber wir haben bereits zwei Immakulaten unter den zweiundzwanzig«, betonte Meister Engress. »Sie werden schon nicht gerade darüber erfreut sein, daß ein Neunjähriger zum dritten Mann ernannt worden ist.«

»Aber sie werden es akzeptieren, da dieser Neunjährige dem ehrwürdigen Vater als Gefäß dienen soll«, warf ein anderer schnell und beflissen ein und verneigte sich vor Markwart.

Meister Jojonah unterdrückte seinen Drang, hinüberzugehen und dem Mann eine Ohrfeige zu geben.

»Aber daß man ihnen auch noch einen Neunjährigen als zweiten vorsetzt!« fuhr Meister Engress in seiner Rede fort, nicht weil er streitsüchtig war, sondern nur, um eine Gegenstimme ins Feld zu führen.

»Wen wolltest du benennen?« fragte Vater Markwart.

Meister Jojonah zuckte gleichgültig mit den Achseln. Ihm war klar, daß dies eine rein rhetorische Frage war, denn Markwart hatte sich längst entschieden, keinen Neunjährigen als zweiten Mann zuzulassen. Der Abt versuchte lediglich herauszufinden, ob es unter seinen Untergebenen in St. Merabelle noch irgendwelche anderen Unruhestifter gab und Meister Jojonah eventuell Mitverschwörer hatte.

»Ich hatte nur gehofft, daß Bruder Braumin Herde mich begleiten könnte«, meinte Jojonah beiläufig. »Wir sind befreundet, und ich betrachte ihn ein wenig als meinen Schützling.«

Die selbstgefällige Miene des Abtes machte einem Ausdruck der Verunsicherung Platz.

»Aber was...«, hob einer der Meister an zu fragen.

»Bruder Herde ist nicht mein Jahrgang«, unterbrach Francis.

»Er ist ein Immakulat.«

Jojonah setzte ein äußerst überraschtes Gesicht auf. »Ach wirklich?«

Nun fingen mehrere Meister gleichzeitig an zu reden und äußerten die Befürchtung, bei ihrem behäbigen Bruder lasse in letzter Zeit wohl ein wenig das Gedächtnis nach.

»Du wolltest Herde?« sagte der Abt laut, und der Lärm legte sich.

Jojonah schmunzelte und nickte einfältig. Dann sagte er mit gespielter Verlegenheit: »Dann ist er also ein Zehnjähriger. Die Zeit vergeht so schnell, daß man alles durcheinanderbringt.«

Am Nicken und Kichern der anderen sah Jojonah, daß er sich gut aus der Affäre gezogen hatte. Dennoch war er nicht gerade begeistert, daß er und Braumin Herde zusammen so weit von St. Mere-Abelle weggehen und sich in Lebensgefahr begeben sollten.

Bruder Braumin Herde war ein gutaussehender Mann mit kurzem, lockigem schwarzem Haar, klaren Gesichtszügen und durchdringenden Augen. Sein Gesicht hatte stets leichte Schatten, ganz gleich, wie oft er sich rasierte. Er war nicht groß, aber er hatte breite Schultern und einen aufrechten Gang, was aus ihm eine imposante Erscheinung machte. Er war

Anfang Dreißig, hatte mehr als ein Drittel seines Lebens in St. Mere-Abelle verbracht, und es gab sicher viele Frauen in der Gegend, die seine Entscheidung beklagten, mit der er sich mit Leib und Seele seinem Gott verschrieben hatte.

Er blickte in beide Richtungen den Gang in der oberen Etage des Klosters hinunter, dann verschwand er in dem Raum und zog leise die Tür hinter sich zu. »Ich sollte mit auf diese Reise gehen«, sagte er mit sonorer Stimme und drehte sich zu Meister Jojonah um. »Nach so vielen Jahren harter Arbeit habe ich mir einen Platz im Troß zum Barbakan verdient.«

»Einen Platz bei mir oder bei Markwart?« erwiderte Meister Jojonah.

»Du hattest die Wahl, den zweiten Mann zu bestimmen, und das, nachdem die anderen, zu denen ich nicht gehöre, ausgesucht waren«, antwortete Braumin schnell. »Und du hast mich benannt, obwohl du eigentlich jemand anderen wolltest, das weiß ich.«

Jojonah sah ihn erstaunt an.

»Ich habe die Geschichte gehört. Du konntest unmöglich vergessen haben, daß ich ein Immakulat bin, wo du mir doch selbst die Urkunde überreicht hast«, erklärte Braumin. »Du wolltest eigentlich Bruder Viscenti.«

Jojonah war überrascht, daß sich die Sache schon so weit herumgesprochen hatte. Er betrachtete Bruder Braumin eingehend, noch nie hatte er ihn mit einem so bekümmerten, aufgebrachten Gesicht gesehen. Braumin Herde war ein kräftiger, imposanter Mann, er bestand nur aus Muskeln und Haaren und hatte eine breite, kantige Kinnlade. Sein ausladender Brustkorb ging v-förmig in die schmale Taille über, er hatte nichts Weiches an sich und wirkte wie aus Stein gemeißelt. Und es gab wenige in St. Mere-Abelle, die es an reiner Körperkraft mit ihm aufnehmen konnten. Meister Jojonah aber kannte ihn in- und auswendig, wußte um sein

weiches Herz und daß er kein Kämpfer war. Trotz seiner Riesenkräfte hatte Bruder Braumin sich bei den Kampfübungen nie besonders hervorgetan, ein Umstand, der Meister De'Unnero, der nur das große Potential dieses Mannes sah, oft genug verdrossen hatte. Zu De'Unneros Leidwesen war Bruder Braumin ein gutmütiger Mensch, und so hatte Jojonah keine Angst, daß er seinen Ärger jetzt an ihm auslassen könnte.

»Du wärest mir am liebsten«, antwortete der Meister aufrichtig. »Aber ich mußte die Konsequenzen dieser Wahl bedenken. Der Weg zum Barbakan ist gepflastert mit Gefahren, und wir haben keine Ahnung, was uns erwartet, wenn – falls wir jemals dort ankommen.«

Braumin stieß einen tiefen Seufzer aus und ließ ein wenig die Schultern hängen. »Ich habe keine Angst«, erwiderte er.

»Aber ich«, sagte Jojonah. »Das, woran wir beide glauben, darf nicht auf einer Straße in die Wilderlande mit uns untergehen.«

Dieser logischen Erklärung und Jojonahs deutlicher Besorgnis konnte auch Braumin Herdes Enttäuschung nicht standhalten. »Wir müssen sicherstellen, daß Bruder Viscenti und die andern das wissen«, pflichtete er ihm bei.

Jojonah nickte, und die beiden standen eine Zeitlang schweigend da und dachten an den gefährlichen Weg, den sie eingeschlagen hatten. Wenn Vater Markwart dahinterkäme, was in ihnen vor sich ging, wenn er erführe, daß sie beide, vor allen anderen in St. Mere-Abelle, seine Führung als Irrweg ansahen und begonnen hatten, die ganze Richtung des Abellikaner-Ordens in Zweifel zu ziehen, dann würde er sie wahrscheinlich ohne zu zögern als Ketzer brandmarken und öffentlich zu Tode foltern lassen – ein Vorgang, der in der gewalttätigen Geschichte dieses Ordens nicht zum ersten Mal vorkäme.

»Was ist, wenn wir Bruder Avelyn dort finden?« fragte Braumin Herde schließlich. »Was, wenn er noch am Leben ist?«

Meister Jojonah zuckte hilflos mit den Achseln. »Unser Befehl wäre zweifellos, ihn in Ketten hierher zurückzubringen«, erwiderte er. »Ich fürchte, Vater Markwart wird Avelyn unter keinen Umständen am Leben lassen und keine Ruhe geben, bis die Steine, die Avelyn mitgenommen hat, wieder in St. Mere-Abelle sind.«

»Werden wir ihn denn zurückbringen?«

Wieder zuckte Jojonah mit den Achseln. »Ich weiß nicht, ob wir mit Bruder Avelyn fertig würden, selbst wenn wir es wollten«, sagte er. »Du hattest nie das Vergnügen, Bruder Avelyn zu erleben, wenn er mit den magischen Steinen zu Werke ging. Wenn wir herausfinden sollten, daß tatsächlich er es war, der die Explosion im Norden bewirkt hat, wenn Avelyn den Geflügelten vernichtet hat und noch lebt, dann gnade uns Gott, wenn wir es wagen, ihn anzugreifen!«

»Fünfundzwanzig Mann gegen einen?« fragte Braumin Herde skeptisch.

»Bruder Avelyn ist nicht zu unterschätzen«, sagte der andere schroff. »Aber dazu wird es sowieso nicht kommen«, beeilte sich Jojonah hinzuzufügen. »Ich bete darum, daß wir Bruder Avelyn finden. Ach, wie gerne würde ich ihn wiedersehen!«

»Das würde Probleme geben«, wandte Braumin ein. »Wenn Bruder Avelyn lebt, müssen wir Stellung beziehen, entweder für ihn oder für den ehrwürdigen Vater.«

Meister Jojonah schloß die Augen denn er erkannte, daß sein junger Freund recht hatte. Er und Herde sowie etliche andere in St. Mere-Abelle waren nicht glücklich mit Markwarts Leitung, aber wenn sie sich auf Avelyns Seite schlagen sollten, den Vater Markwart öffentlich als Ketzer bezeichnet hatte und den man wahrscheinlich bei dem Kolleg, das noch in diesem

Jahr zusammentreten würde, offiziell als solchen verurteilen würde, dann hätten sie den gesamten Orden gegen sich. Jojonah, der an die Richtigkeit seines Standpunktes glaubte, zweifelte nicht daran, daß viele andere Mönche – in St. Merabelle, in St. Precious und all den anderen Abteien – seine Ansichten teilen würden, aber wollte er wirklich den Orden spalten und einen Krieg entfachen?

Und doch, wenn sie Bruder Avelyn tatsächlich fanden, wie konnte sich Jojonah dann mit gutem Gewissen gegen ihn wenden oder auch nur über die Angriffe anderer hinwegsehen? Bruder Avelyn war kein Ketzer, das wußte Jojonah – ganz im Gegenteil. Avelyns einziges Vergehen gegen Vater Markwart und den übrigen Orden bestand darin, daß er ihnen einen Spiegel vorgehalten und ihr Verhalten mit den heiligen Geboten ihres Glaubens verglichen hatte. Und den Brüdern, ganz besonders Markwart, hatte ganz und gar nicht gefallen, was sie da im Spiegel sahen.

»Ich glaube, daß das im Barbakan Bruder Avelyn war«, sagte Jojonah zuversichtlich. »Er allein konnte sich dem Geflügelten entgegenstellen. Aber wer von beiden überlebt hat wenn überhaupt, muß sich erst noch herausstellen.«

»Es gibt Aussagen, daß der Geflügelte nicht mehr existiert«, erwiderte Braumin Herde. »Die Streitmacht des Ungeheuers hat ihren Zusammenhalt und ihre Orientierung verloren. Die Pauris und Goblins sind allen Berichten zufolge keine Verbündeten mehr, und bei ihrem Angriff auf unsere Mauern haben wir es ja selbst gesehen.«

»Vielleicht ist der Geflügelte nur schwer verwundet worden, und wir müssen die Sache zu Ende bringen«, sagte Jojonah.

»Oder der Dämon ist vernichtet, und wir finden Bruder Avelyn«, sagte Braumin Herde grimmig.

»Wenn der Geflügelte tot und auf diese Weise die Sache im Barbakan erledigt ist, dann ist Bruder Avelyn

höchstwahrscheinlich weit von diesem verfluchten Landstrich fortgegangen.«

»Hoffen wir das Beste«, sagte Braumin Herde. »Wir sind noch nicht so weit, uns Vater Markwart entgegenzustellen.«

Die letzte Bemerkung verblüffte Jojonah und gab ihm zu denken. Er und Herde hatten nie darüber geredet, sich dem ehrwürdigen Vater zu widersetzen. Zwar hatten sie in allen Gesprächen immer an ihren Überzeugungen hinsichtlich des Verhaltens ihres Ordens festgehalten und diese Überzeugungen anderen durch ihr Beispiel und ihre Stimme in der Versammlung vermittelt. Aber sie hatten niemals irgendwelche Absichten geäußert oder auch nur angedeutet, sich Markwart oder dem Orden »entgegenzustellen«.

Braumin Herde spürte die unausgesprochenen Empfindungen und zog, verlegen über seine Voreiligkeit, ein wenig den Kopf ein.

Jojonah aber ließ den Ausrutscher mit einem neuerlichen Achselzucken durchgehen. Er erinnerte sich daran, wie er gewesen war, als er jünger war, viel jünger, ein Hitzkopf wie Herde, der glaubte, die Welt verändern zu können. Die Weisheit oder vielleicht auch nur die Schwäche des Alters hatte ihn eines Besseren belehrt. Jetzt wollte Meister Jojonah nicht mehr die Welt verändern, nicht einmal den Orden, sondern lediglich sein eigenes kleines Eckchen in beiden behaupten. Sollte Markwart seinen Weg gehen und der Orden die Richtlinien befolgen, die andere aufstellten. Aber er selbst würde seinem Herzen folgen und den Weg des Glaubens, der Demut und Bescheidenheit gehen, wie er es vor Jahrzehnten gelobt hatte, als er die Weihen in St. Mere-Abelle empfangen hatte. Er wollte die Wahrheit an die jüngeren Mönche wie Braumin Herde und Viscenti Marlboro, die ihm zuhören wollten, weitergeben, aber es war weder sein Wunsch noch seine Absicht, den Orden auseinanderbrechen zu sehen.

Davor fürchtete er sich.

Und deshalb hoffte Meister Jojonah, dieser gutmütige Mensch und treue Freund von Avelyn Desbris, daß Avelyn tot war.

»Wir brechen morgen früh auf«, sagte Jojonah. »Geh zu Bruder Viscenti und erinnere ihn an alles, was wir drei besprochen haben. Sag ihm, er soll fleißig lernen und immer an der Wahrheit festhalten. Er soll stets Barmherzigkeit üben an Gläubigen wie Ungläubigen und die Wunden des Körpers und der Seele bei Freund und Feind heilen. Er soll aufstehen gegen Ungerechtigkeit und Maßlosigkeit, aber seine Stimme in Mitleid erheben. Am Ende wird das Gute siegen, durch die Wahrheit ihrer Worte und nicht durch die Schärfe ihrer Schwerter, auch wenn es noch Jahrhunderte braucht bis zu diesem Sieg.«

Braumin Herde dachte eine Weile über die Weisheit dieser Worte nach, dann verbeugte er sich ehrerbietig und wandte sich zum Gang um.

»Und bereite dich gut für die Reise vor«, fügte Meister Jojonah noch hinzu, bevor er dem anderen die Tür öffnete. »Bruder Francis steht auf der Seite von Vater Markwart, und zweifle ja nicht an der Loyalität der anderen zweiundzwanzig. Bezähme dein Blut, sonst bekommen wir schon Schwierigkeiten, bevor wir die zivilisierten Länder hinter uns gelassen haben.«

Noch einmal verbeugte sich Braumin Herde respektvoll und nickte, als er sich wieder aufrichtete, zum Zeichen, daß er des Meisters Worte beherzigen würde.

Daran zweifelte Jojonah keinen Augenblick, denn Herde, Hitzkopf und gutmütige Seele in einem, war ein disziplinierter Mensch. Er wußte, daß Bruder Braumin das Richtige tun würde, genau wie er selbst, obwohl Jojonah sich fragte, was

wohl das Richtige sein würde, sollten sie Bruder Avelyn Desbris unterwegs gesund und munter vorfinden.

»Du weißt, was ich vermute und was ich erwarte«, sagte Vater Markwart scharf.

»Ich bin Euer bereitwilliges Gefäß, ehrwürdiger Vater«, sagte Bruder Francis und schlug die Augen nieder. »Mein Körper steht Euch offen, wann immer Ihr es wünscht.«

»Als ob du mich daran hindern könntest«, prahlte der alte Abt. Er wußte, daß das leere Worte waren, denn die Inbesitznahme eines fremden Körpers war eine schwierige Sache, selbst mit seinen neuen Kenntnissen über die Steine und erst recht dann, wenn der Empfänger ein zauberkundiger Mensch war. »Aber es geht hier um mehr«, fuhr er fort. »Begreifst du den eigentlichen Zweck dieser Reise?«

»Wir wollen herausfinden, ob der Geflügelte wirklich vernichtet ist«, erwiderte der Jüngere, ohne zu überlegen. »Oder feststellen, ob es überhaupt einen geflügelten Dämon gegeben hat.«

»Natürlich hat es ihn gegeben«, fuhr ihn Markwart ungeduldig an. »Aber das ist nicht die Hauptsache. Ihr zieht zum Barbakan, um etwas über den Verbleib des Dämons zu erfahren, das stimmt, aber vor allem sollt ihr herausfinden, was aus Avelyn Desbris geworden ist.«

Bruder Francis sah ihn verwirrt an. Er wußte zwar, daß der Orden Avelyn verfolgte und daß angenommen wurde, er habe etwas mit der Explosion oben im Norden zu tun, aber er wäre nie darauf gekommen, daß Avelyn Vater Markwart wichtiger sein könnte als das Schicksal des Dämons.

»Der Geflügelte bedroht das Leben von Tausenden«, räumte Markwart ein. »Und das Leid, das sein Auftauchen über die Menschen gebracht hat, ist wahrhaftig erschreckend und

bedauerlich. Doch das Böse war schon vorher da und wird auch wieder in Erscheinung treten. Dieser Kreislauf des Leidens ist das Schicksal des Menschen. Die Bedrohung durch Bruder Avelyn hingegen ist heimtückischer und womöglich dauerhafter und verheerender. Seine Handlungsweise und seine zersetzenden Ansichten erschüttern die Grundfesten unseres geliebten Abellikaner-Ordens.«

Francis schien noch immer Zweifel zu haben.

»Den wenigen kursierenden Berichten über seine Taten zufolge scheint Avelyn seine Ketzerei hinter schönen Worten und falscher Mildtätigkeit zu verbergen«, fuhr Markwart in gereiztem Ton fort. »Er schwört der Bedeutung alter Traditionen ab, ohne deren Wert und äußerste Notwendigkeit für das Überleben des Ordens einzusehen.«

»Ich bitte um Vergebung, ehrwürdiger Vater«, sagte Bruder Francis ruhig, »aber ich dachte immer, daß Avelyn sehr viel von Tradition hielt – zu viel, würde mancher sagen. Ich dachte, sein Irrtum ginge in die andere Richtung, und er wäre so in überholten Ritualen befangen gewesen, daß er die Wirklichkeit der heutigen Kirche nicht sah.«

Markwart machte eine wegwerfende Handbewegung und wandte sich ab, während er sich auf die Lippen biß und krampfhaft nach einem Ausweg aus dieser Falle suchte. »Wohl wahr«, pflichtete er dem anderen bei; dann drehte er sich mit solcher Heftigkeit wieder um, daß Francis einen Schritt zurückwich. »In einigen Dingen war Avelyn so fanatisch, daß es einem schon unmenschlich vorkam. Weißt du, daß er keine einzige Träne vergossen hat, als seine eigene Mutter starb?«

Francis riß erstaunt die Augen auf.

»Es ist wahr«, fuhr Markwart fort. »Er war so von seinem Gelübde besessen, daß das Ableben seiner Mutter ihm nicht so wichtig erschien. Aber du solltest dich nicht täuschen lassen und glauben, daß seine Handlungsweise auf wirklicher

Frömmigkeit beruhte. Nein, nein, sie war das Ergebnis seines Ehrgeizes, wie der Mord an Meister Siherton und seine Flucht mit den Edelsteinen gezeigt haben. Avelyn ist eine Gefahr für den gesamten Orden, und deshalb steht er und nicht der Dämon bei der Sache an erster Stelle.«

Bruder Francis dachte einen Moment nach, dann nickte er. »Ich verstehe, ehrwürdiger Vater.«

»Wirklich?« fragte Markwart in einem Tonfall, daß Francis an sich selbst zu zweifeln begann. »Weißt du eigentlich, was du tun wirst, wenn du Avelyn Desbris begegnest?«

»Wir sind immerhin fünfundzwanzig Mann...«, begann Francis.

»Rechne bloß nicht mit der Unterstützung der anderen vierundzwanzig«, warnte ihn Markwart.

Das brachte den Mönch erneut ins Grübeln. »Trotzdem«, sagte er schließlich zögernd, »sind wir genug, um Avelyn festzunehmen und zusammen mit den Edelsteinen nach St. Mere-Abelle zurückzubringen.«

»Nein.« Markwarts schneidender Ton erregte Francis' Widerwillen.

»Aber – «

»Wenn du Avelyn Desbris über den Weg läufst«, erklärte Markwart verbissen, »wenn du auch nur die geringste Spur von ihm entdeckst, bringst du mir das Gestohlene zurück, zusammen mit der Nachricht von seinem Tod. Meinetwegen kannst du mir seinen Kopf bringen.«

Bruder Francis straffte die Schultern. Er war kein zartbesaiteter Mensch, und wenn er nicht ein paarmal in Prügeleien verwickelt gewesen wäre, hätte er wahrscheinlich schon einen höheren Rang bekleidet. Dennoch hatte er nie erwartet, daß der ehrwürdige Vater von St. Mere-Abelle ihm einen solchen Auftrag erteilen würde. Aber Francis war ehrgeizig und voll von blinder Loyalität und ließ sich niemals

von seinem Gewissen an der Ausführung eines Befehls hindern. »Ihr werdet Euch nicht über mich beklagen«, sagte er. »Meister Jojonah und ich – «

»Hüte dich vor Jojonah«, unterbrach ihn Markwart. »Und auch vor Bruder Braumin Herde. Sie sind der erste und zweite Mann für die Reise zum Barbakan und für alle Anordnungen, die den Dämon betreffen. Wenn es allerdings um Avelyn Desbris geht, dann spricht Bruder Francis für den ehrwürdigen Vater, und dessen Wort ist ungeschriebenes Gesetz.«

Bruder Francis verbeugte sich tief, und da der Abt die Hand hob, wandte er sich zum Gehen und zog sich voller Erwartung und Tatendrang zurück.

Es war tiefe Nacht, als Bruder Braumin durch die oberen Gänge der alten Abtei huschte. Obwohl seine Mission äußerst wichtig war – er hatte Bruder Viscenti bereits Bescheid gesagt, daß er ihn in seinen Privatgemächern erwarten sollte –, machte er einen Umweg durch den endlosen Korridor, der an der Mauer des Gebäudes entlangführte, die auf die Allerheiligenbucht hinausging. Da an den Außenwänden keine Fackeln brannten, bot sich Braumin der einzigartige Anblick des Abendhimmels mit seinen Millionen Sternen, die über den dunklen Wassern des großen Mirianik blinkten. Er war zu spät geboren, grübelte er, während er aus einem der hohen schmalen Fenster blickte, denn er hatte die Reise nach Pimaninicuit verpaßt, zu der Äquatorinsel, an deren Küste die Mönche von St. Mere-Abelle die heiligen Steine sammelten. Solche Reisen ereigneten sich nur in jeder sechsten Generation, alle 173 Jahre einmal.

Eigentlich sollte Braumin Herde all diese Einzelheiten gar nicht kennen, denn er war noch kein Meister, aber Jojonah hatte ihm von dieser letzten Reise erzählt und davon, wie Bruder Avelyn, Bruder Thagraine, Bruder Pellimar und Bruder Quintall an Bord eines gemieteten Schiffes, der *Windläufer*, zu

der Insel gefahren waren. Er hatte ihm auch erzählt, daß die anschließende Zerstörung des Schiffes durch die Mönche, als es nach beendeter Mission wieder von St. Mere-Abelle ablegte, Bruder Avelyn endgültig mit den Abellikanern entzweit hatte. Jetzt versuchte der junge Mönch sich diese Szene vorzustellen, wie sich die geballte Kraft der Katapulte und Schleudern und die gewaltige Macht der Ringsteine auf ein einziges Segelschiff entladen hatten. Braumin hatte ja erlebt, wie die Abtei den Überfall der Pauris zurückgeschlagen hatte, und er erschauerte bei der Vorstellung, daß sich diese Gewalt gegen ein einziges Schiff und dessen ahnungslose Besatzung gerichtet hatte.

Was für eine schicksalhafte Nacht mußte das gewesen sein, dachte der Mann. Ob Avelyn wohl weiterhin ein treuergebener Anhänger von Vater Markwart geblieben wäre, wenn er nie von dieser Zerstörung erfahren hätte? Und wenn Bruder Avelyn tatsächlich, wie man vermutete, eine wichtige Rolle bei den folgenschweren Ereignissen im Norden, in den Waldlanden bis hinunter zum Barbakan gespielt hatte, welche Finsternis würde dann noch immer in der Welt herrschen, wäre er im Kloster geblieben?

Braumin Herde fuhr sich mit den Fingern durch sein krauses schwarzes Haar. Alles im Leben hatte einen Sinn, das hatte ihm schon seine Mutter immer wieder gesagt. Nichts geschah ohne Grund. Im Falle von Bruder Avelyn Desbris hörte sich das wirklich plausibel an.

Er trat vom Fenster zurück und setzte seinen Weg durch den Korridor leise, aber flink fort. Die meisten der Mönche schliefen bereits – von den jüngeren wurde das erwartet, bei den älteren sah man es gern, wenn auch die Neun- und Zehnjährigen über ihre Schlafenszeit selbst bestimmen konnten, wenn sie wichtige Dinge zu erledigen hatten wie das Kopieren alter Texte oder, dachte Braumin schmunzelnd, sich

gegen den ehrwürdigen Vater zu verschwören. Braumin wollte auch so bald wie möglich zu Bett gehen, mußte er doch vor Sonnenaufgang aufstehen und kurz darauf bereits unterwegs sein, auf einer langen und gefährlichen Reise.

Er nickte mit dem Kopf, als er einen schmalen Lichtstreifen unter der Tür von Viscenti Marlboros Zimmer hervorscheinen sah, und klopfte leise, denn er wollte die Zimmernachbarn nicht wecken und niemanden auf sich aufmerksam machen.

Die Tür wurde geöffnet, und Braumin schlüpfte hinein.

Bruder Viscenti, ein magerer kleiner Mann mit stechenden dunklen Augen und Bartstopfeln im wettergegerbten Gesicht, schloß eilig die Tür hinter seinem Freund.

Braumin fiel auf, daß der andere sich schon wieder die Hände rieb. Bruder Viscenti war vielleicht der nervöseste Mensch, der ihm je begegnet war. Ständig rieb er sich die Hände und zog den Kopf ein, als erwarte er eine Ohrfeige.

»Nun geht ihr fort, und man wird euch alle beide umbringen«, sagte Viscenti plötzlich in scharfem Ton, und seine Piepsstimme paßte eigentlich eher zu einem Wiesel oder einem Eichhörnchen als zu einem Menschen.

»Fortgehen ja«, räumte Braumin ein. »Aber höchstens für ein bis zwei Monate.«

»Wenn Vater Markwart es sich vorgenommen hat, werdet ihr nicht zurückkehren«, erklärte Viscenti, zog den Kopf ein, sah sich nach allen Seiten um und legte den Finger an die gespitzten Lippen, als könnte jeden Augenblick eine Horde Wachposten sein Zimmer stürmen.

Braumin Herde versuchte gar nicht erst, seine Belustigung zu verbergen. »Wenn der ehrwürdige Vater offen gegen uns vorgehen wollte, so hätte er es schon lange tun können«, wandte er ein. »Die Kirchenleitung fürchtet sich nicht vor uns.«

»Sie fürchtet sich aber vor Avelyn«, bemerkte Viscenti.

»Sie haßt Avelyn, weil er die Steine gestohlen hat«, verbesserte ihn Braumin. »Ganz zu schweigen davon, daß er Master Siherton getötet hat. Vater Markwart haßt Avelyn, weil der Verlust der Steine seinem Ansehen geschadet hat. Wenn der ehrwürdige Vater von dieser Welt geht, ohne die Steine zurückzubekommen, dann werden zukünftige Generationen von Mönchen ihn als Versager betrachten. Davor fürchtet er sich, nicht vor einem Aufstand wegen Bruder Avelyn.«

Bruder Viscenti hatte das alles natürlich schon einmal gehört, und er hob die Hände und gab sich geschlagen. Dann schlurfte er zu seinem Schreibpult und setzte sich.

»Aber ich will die Gefahr für mich selbst und Meister Jojonah nicht unterschätzen«, sagte Braumin Herde und setzte sich auf die Bettkante von Viscentis bescheidenem Lager. »Und wir sollten auch nicht die Verantwortung unterschätzen, die dabei auf deinen Schultern ruht, mein Freund.«

Viscenti Blick verriet pures Entsetzen.

»Du bist nicht allein, du hast Verbündete«, erinnerte ihn Braumin Herde.

Viscenti schnaubte. »Diese Handvoll ein- und zweijähriger Novizen?«

»Die eines Tages zu Neun- und Zehnjährigen werden«, erwiderte Braumin streng. »Und Immakulaten werden, so wie du, wenn du klug bist und in den Rang eines Meisters aufsteigen wirst.«

»Unter der Fuchtel von Vater Markwart«, erwiderte Viscenti sarkastisch, »der genau weiß, daß ich mit dir und Meister Jojonah befreundet bin.«

»Der ehrwürdige Vater bestimmt nicht allein über die Rangordnung«, antwortete Bruder Braumin. »Deine Beförderung, zumindest zum Meister, ist vorgeschrieben, solange du unerschütterlich an deinen Studien festhältst. Wenn Vater Markwart sich dem in den Weg stellt, würde er riskieren,

daß es sich in jeder Abtei und unter vielen unserer Brüder in St. Mere-Abelle herumspricht. Nein, das kann er dir nicht verwehren.«

»Aber er kann über den Posten entscheiden«, widersprach Bruder Viscenti. »Er könnte mich zum Beispiel nach St. Rontelmore im heißen Sand von Entel schicken oder, noch schlimmer, zum Kaplan bei der Küstenwache im abgelegenen Pireth Dancard, mitten im Golf, ernennen.«

Braumin Herde zuckte mit den Achseln, als spielten solche Dinge keine Rolle, und sagte ruhig: »Und dort wirst du dann unbeirrt an deinem Glauben festhalten und unsere Hoffnungen für den Abellikaner-Orden in deinem Herzen lebendig halten.«

Bruder Viscenti rang erneut die Hände und lief unruhig auf und ab. Er wußte, daß er sich mit der Antwort seines Freundes zufrieden geben mußte, denn es lag nicht in ihrer Hand, über ihr Schicksal zu entscheiden. Noch nicht. Und doch schien es Viscenti, als drehe sich die Welt auf einmal zu schnell für ihn, und die Ereignisse rissen ihn mit, ohne daß er auch nur einen Augenblick Zeit zum Nachdenken hatte.

»Was soll ich nur tun, wenn du nicht zurückkommst?« fragte er in bitterem Ernst.

»Dann bewahrst du die Wahrheit in deinem Herzen«, erwiderte Bruder Braumin, ohne zu zögern, »sprichst weiter mit den jüngeren Mönchen, die unseren Standpunkt teilen, und kämpfst weiter in ihren Köpfen gegen die Unterdrückung, der sie sich auf ihrem Weg nach oben ausgesetzt sehen werden. Das ist alles, was Meister Jojonah jemals von uns verlangt hat, das ist alles, was Bruder Avelyn jemals von uns erwarten würde.«

Bruder Viscenti blieb stehen und sah Braumin Herde lange und eindringlich an. Der Mann hatte recht, daran glaubte er mit aller Zuversicht, denn wie Bruder Braumin Herde, wie Meister

Jojonah und etliche andere jüngere Mönche war auch er von Avelyns Geist durchdrungen.

»Glaube, Demut, Bescheidenheit«, zitierte Braumin Herde das Gelübde der Abellikaner. Als Bruder Viscenti ihn ansah und nickte, fügte er das eine Wort hinzu, welches Meister Jojonah angesichts der Arbeit von Avelyn insgeheim angehängt hatte: »Und Barmherzigkeit.«

Es gab keine Fanfaren und keinen allgemeinen Aufruf, als der Zug von sechs Wagen durch das Tor von St. Mere-Abelle rollte. Vier dieser Wagen waren mit jeweils fünf Mönchen besetzt, während auf einem anderen, voll bepackt mit Proviant, nur die beiden Kutscher saßen. Der zweite in der Reihe war auch mit zwei Mönchen besetzt und beherbergte außerdem Meister Jojonah mit den Landkarten und Reiseberichten.

Die drei Mönche im hinteren Teil des vierten Wagens, zu denen auch Bruder Braumin und ein anderer Immakulat gehörten, hantierten unentwegt mit Edelsteinen, Quarzen zumeist, obwohl der andere Immakulat auch einen Hämatit in der Hand hielt. Mit dem Quarz, einem Stein für die Fernsicht, kundschafteten sie die Umgebung des Wagens aus, und wenn irgend etwas auch nur im geringsten verdächtig aussah, benutzte der Immakulat den Hämatit, um seinen Geist auf diese Stelle zu konzentrieren und Genaueres zu erfahren. Diese drei waren die Augen und Ohren des Zuges, sie sorgten dafür, daß die Wagen nicht in Schwierigkeiten gerieten, und wenn sie versagten, würden sich die Mönche mit Sicherheit in Gefechte verstrickt sehen, noch bevor sie die sogenannten zivilisierten Lande des Bärenreichs verlassen hatten.

Sie fuhren den ganzen Morgen die nordwestliche Straße nach Amvoy entlang, der kleinen Hafenstadt am großen Masurischen Fluß gegenüber von Palmaris. Normalerweise

wäre eine so lange Karawane nach Südwesten gezogen, nach Ursal zu den Brücken über den großen Fluß, denn es gab keine Fähren nach Palmaris hinüber, die groß genug waren, um sie alle auf einmal überzusetzen. Aber die Mönche hatten da ihre eigene Methode. Mit Hilfe der magischen Steine würde ihr Weg zum Barbakan so gut wie geradeaus führen.

Die Pferde, je zwei vor einem Wagen, waren bald erschöpft, und einige wenige atmeten so schwer, als wären sie dem Tode nahe, denn jedes von ihnen trug ein mit magischen Türkisen besetztes Zaumzeug, das den Wagenführern erlaubt, sich mit den Tieren zu verständigen und sie mit geistiger Kraft bis an den Rand ihrer Leistungsfähigkeit zu treiben. Um die Mittagszeit legten sie in einem Feld am Straßenrand die erste Rast ein. Wie verabredet machte sich die Hälfte der Mönche sofort an den Rädern und am Fahrwerk zu schaffen, während die anderen eine schnelle Mahlzeit zubereiteten, und die drei mit den Erkundungssteinen ließen ihre Augen durch die Gegend schweifen, um Verbindung aufzunehmen. Der Orden war gut gerüstet für Unternehmungen dieser Art, denn es gab überall entlang den Straßen des Bärenreichs Verbündete, Pastoren kleiner Kirchengemeinden, Missionare und dergleichen. Am Vortage hatten einige Meister von St. Mere-Abelle mit Hilfe der Landkarten von Bruder Francis und ihrer Hämatite Verbindung mit diesen strategisch wichtigen Verbündeten aufgenommen und sie über ihre Pflichten informiert.

Im Laufe ihrer einstündigen Rast brachte man ihnen ein Dutzend frischer Pferde auf das Feld. Meister Jojonah erkannte den Mönch, der den Zug anführte, einen Mann, der nach zwölf Jahren in St. Mere-Abelle in die Welt hinausgegangen war. Jojonah sah ihm unter seinem Wagenverdeck hervor zu, aber er ging nicht hinaus, um den Mann zu begrüßen, denn solche Vertraulichkeiten würden Fragen aufwerfen, das war ihm klar,

Fragen, die zu stellen diesem Mönch nicht zustanden. Genausowenig, wie es Jojonah zustand, sie zu beantworten.

Glücklicherweise brauchte der Mönch nur wenige Minuten, um mit seinen fünf Helfern die Pferde zu wechseln.

Schon bald waren die Gespanne angeschirrt, die Verpflegung zusammengepackt, und die Karawane setzte in schnellem Trab ihren Weg fort. Am Nachmittag bogen sie von der Straße ab, weiter nach Norden, und bald darauf kam zu ihrer Überraschung schon der große Masurische Fluß in Sicht, und es lagen bereits mehr als siebzig Meilen Entfernung hinter ihnen. Im Süden lag Amvoy, und in zwanzig Meilen Entfernung jenseits des Wassers, außerhalb ihrer Sichtweite, befand sich Palmaris, die zweitgrößte Stadt im ganzen Königreich der Bären.

»Eßt ordentlich, und sammelt eure Kräfte!« wies sie Meister Jojonah an. Die Mönche begriffen, daß dies wahrscheinlich der schwierigste und anstrengendste Teil ihrer Reise sein würde, zumindest solange, bis sie die Waldlande hinter sich gelassen hatten.

Eine Stunde verging, und obwohl der ausgefeilte Reiseplan von Bruder Francis eigentlich nicht mehr als diese Verschnaufpause gestattete, machte Meister Jojonah keinerlei Anstalten, zum Aufbruch zu blasen.

Bruder Francis kam zu seinem Wagen. »Es wird Zeit«, sagte der junge Mönch ruhig, aber mit Nachdruck.

»Noch eine Stunde«, erwiderte Meister Jojonah.

Bruder Francis schüttelte den Kopf und begann ein Pergament zu entrollen. Jojonah hielt ihn davon ab.

»Ich weiß, was darin steht«, sagte der Meister.

»Dann wißt Ihr ja – «

»Ich weiß nur, daß wir einen oder alle Wagen verlieren werden, wenn dem einen oder anderen von uns auf halber Strecke die Kräfte versagen«, unterbrach ihn Jojonah.

»Die Arbeit mit dem Bernstein ist nicht so anstrengend«, wandte Bruder Francis ein.

»Nicht wenn man damit allein das Wasser überqueren will«, gab Jojonah zu. »Aber mit einer solchen Last?«

»Wir sind immerhin fünfundzwanzig Mann.«

»Und so viele werden wir auch noch sein, wenn wir am anderen Ufer ankommen«, sagte Jojonah bestimmt.

Bruder Francis murrte leise und wollte auf dem Absatz kehrtmachen.

»Wir werden bis tief in die Nacht unterwegs sein«, sagte Jojonah zu ihm, »und den Weg mit Diamanten beleuchten. So holen wir die verlorene Zeit wieder auf.«

»Und mit unserem Leuchtfeuer eine hervorragende Zielscheibe abgeben?« fragte Francis mürrisch.

»Vielleicht«, erwiderte Jojonah. »Aber das ist meines Erachtens ein geringeres Risiko, als mit geschwächten Brüdern den Masurischen Fjord zu überqueren.«

Bruder Francis kniff die Augen zusammen und schob das Kinn vor, dann drehte er sich um und stürzte davon, wobei er beinahe Bruder Braumin Herde umgerannt hätte, der gerade die Stufen an der Rückseite des Wagens emporstieg.

»Wir passen nicht in sein Konzept«, erklärte Jojonah trocken, als sein Freund eintrat.

»Das wird er natürlich Vater Markwart erzählen«, überlegte Bruder Braumin.

»Es ist so, als wäre der ehrwürdige Vater mitten unter uns«, sagte Jojonah mit einem tiefen Seufzer.

Doch dann verwandelte sich sein Stirnrunzeln in ein Lächeln, und als Braumin Herde kicherte, lachte er mit.

Das alles hörte Bruder Francis, der noch immer draußen vor dem Wagen stand.

Eine Stunde später, die Sonne stand im Westen schon tief am Himmel, hatten sie sich einen guten Startplatz am Ufer

ausgesucht und waren wieder unterwegs. Allen voran Meister Jojonah, der die meiste Kraft und Erfahrung mit den magischen Steinen hatte, mit zwei einjährigen Novizen an seiner Seite und nur einem einzelnen Kutscher auf dem Bock. Achtzehn der fünfundzwanzig Mönche, alle außer den momentanen Wagenlenkern und einem, der die Aufgabe hatte, mit dem Quarz Ausschau zu halten, waren gleichmäßig auf die sechs Wagen verteilt. Die drei in jedem Gefährt hielten sich bei den Händen und bildeten so einen Kreis über einem Bernstein. Sie vereinten ihre Kräfte in dem Stein und beschworen damit seine magische Wirkung herauf. Mit dem Bernstein konnte man über das Wasser gehen, und so versank keiner der Wagen, die nun vom Ufer aus in den Fluß rollten, und die Räder und Pferdehufe hinterließen lediglich schwache Eindrücke auf der Wasseroberfläche.

Die achtzehn Mönche versenkten sich in tiefe Meditation, während die Wagenführer damit zu tun hatten, ihre Gespanne ständig gegen die Strömung zu lenken. Doch stellte es sich heraus, daß dieser Teil der Reise leicht zu bewerkstelligen war. Die Fahrt verlief reibungslos und bot Mönchen, Pferden und Wagen eine angenehme Erholung.

Kaum zwei Stunden später fand Jojonahs Fahrer im Licht seiner Diamanten am westlichen Ufer eine Stelle, an der er seinen Wagen mühelos wieder auf festen Boden setzen konnte. Dann meldete er dem Meister die geglückte Landung, und Jojonah erwachte aus seiner Trance und stieg aus, um sich zu strecken und zuzusehen, wie die übrigen fünf Wagen einer nach dem anderen ans Ufer kamen. Einige Meilen südlich von ihnen waren die Lichter von Palmaris zu sehen, im Norden und Westen aber herrschte nur finstere Nacht.

»Heute abend werden wir dichter hintereinander fahren«, teilte ihnen Meister Jojonah mit. »Nicht mehr als eine Pferdelänge zwischen dem Heck des vorderen Wagens und den

Nasen des nächsten Gespanns. Treibt die Pferde nicht zu sehr an mit den Türkisen, und eßt und schläft im Sattel. Wir reiten so lange weiter, wie die Pferde es schaffen, aber in gemächlichem Schritt. Ich möchte, daß wir noch zwanzig Meilen hinter uns bringen, bevor wir ein richtiges Lager aufschlagen.«

Dann entließ er seine Leute, mit Ausnahme von Bruder Francis. »Wann wechseln wir das nächste Mal die Pferde?« fragte er den jungen Mönch.

»Erst am späten Nachmittag«, erwiderte Francis. »Vielleicht bekommen wir ein Dutzend frische für nur sechs, die keinen Wagen mehr ziehen können.«

»Was sein muß, muß sein«, sagte Meister Jojonah, dem es aufrichtig leid tat, die armen Tiere so zu schinden, und eilte wieder zu seinem Wagen.

6. Gefährlicher Leichtsin

Er fand es merkwürdig, daß er mitten in der Nacht in der Umgebung von Caer Tinella Pauri-Posten entdeckte. Für gewöhnlich zogen sich die Zwerge und Goblins gleich nach Sonnenuntergang in die Stadt zurück. Da vor allem die Goblins im Schutz der Dunkelheit am aktivsten waren, verbrachten sie normalerweise diese Zeit mit Glücksspielen, bei denen sie sich solange betranken und stritten, bis es unweigerlich zu Prügeleien kam.

Doch das war, bevor Mrs. Kelso angeblich in einen Baum verwandelt worden war, eine Tat, die die Ungeheuer ihrem Götzen, dem geflügelten Dämon, zuschrieben. Und nun wollten sie offensichtlich wachsammer sein, für den Fall, daß der Geflügelte auftauchen und sie kontrollieren würde.

Roger schmunzelte. Er freute sich, daß sein kleines Täuschungsmanöver bei den Scheusalen solche Aufregung verursacht hatte. Das mit den Wachposten beunruhigte ihn nicht allzusehr. Er war hergekommen, um in die Stadt hineinzugehen, und genau das würde er auch tun, ganz gleich, was die Pauris dagegen unternähmen. O ja, dachte er, die Posten würden ihn aufhalten, aber nicht so, wie sie es sich vorgestellt hatten.

Die beiden Pauris standen ruhig da, der eine hatte die Hände in den Taschen vergraben, der andere zog kräftig an einer langstieligen Pfeife. Roger fiel auf, daß ihre Kappen selbst in diesem schummrigen Licht einen dunkelroten Farbton hatten. Er erkannte daran, daß es alte Kämpfer waren, denn die Farbe wurde mit jedem neuen Opfer kräftiger. So konnte man den Rang eines Pauri häufig an seiner Kappe erkennen.

Roger fand den Anblick der leuchtendroten Mützen abstoßend, aber er konnte ihn nicht schrecken. Die Vorstellung, wie oft diese beiden ihre Kappen in Menschenblut getaucht hatten, bestärkte ihn eher noch in seinem Entschluß, und er sagte sich, daß sein Vorhaben die Getöteten wenigstens ein klein wenig rächen würde. Zwischen den Pauris brannte ein schwaches Feuer, und sie hatten in zwölf Fuß Entfernung drei Fackeln in einem Halbkreis aufgestellt, der lediglich den schmalen Pfad zur nahe gelegenen Stadt freiließe. Roger schlich so lautlos um diesen Halbkreis herum wie eine Wolke, die sich vor den Mond schiebt. Als er in seine Nähe kam, lag die Stadt vor ihm, aber er lief nicht weiter, sondern schlüpfte unter eine Hecke, die sich nur wenige Fuß hinter den Zwergen befand. Dort wartete er ein paar Minuten, bis er sicher war, daß die Pauris nicht achtgaben und niemand weiter in der Nähe war. Dann robbte er auf allen vieren um das Gebüsch herum auf seine Beute zu.

»Könnte auch 'nen kräftigen Zug gebrauchen«, meinte einer der Zwerge und holte ein Pfeifchen heraus. Genau in dem Moment, als er die Hand aus der Tasche zog, steckte Roger seine Finger hinein.

»Stopf sie mir mal!« sagte der Zwerg und reichte seinem Kumpan die Pfeife. Der andere Pauri nahm sie und griff nach einem Päckchen Tabak, während der erste seine Hand wieder in die Tasche steckte – gerade als Roger zwei Goldstücke daraus zutage förderte, die seltsamen, achteckigen Münzen der Wetterinseln.

Roger grinste breit, als der Zwerg seine Pfeife zurückbekam und mit der anderen Hand die zweite Tasche öffnete.

»Bist du sicher?« fragte Belster O'Comely nun schon zum zehnten Mal.

»Hab sie selber gesehen«, antwortete der Mann mit Namen Jansen Bridges. »Ist nicht länger als 'ne Stunde her.«

»Groß?«

»Könnten einen Mann auffressen und seine Frau noch dazu«, antwortete Jansen.

Belster erhob sich von seinem Baumstumpf sitz und schlenderte zum Südrand der kleinen Lichtung hinüber, die der Flüchtlingsschar als Lager diente.

»Wie viele sind in die Stadt gegangen?« fragte Jansen.

»Nur Roger Flinkfinger«, erwiderte Belster.

»Er geht jeden Abend hin«, sagte Jansen mit leicht spöttischem Unterton. Er war mit Belsters Leuten aus dem Norden gekommen und konnte sich nicht für Roger Flinkfinger erwärmen.

»Ja, und dadurch haben wir alle gut zu essen!« entgegnete Belster und sah dem Mann ins Gesicht.

Da merkte er, daß Jansens Tonfall eher etwas mit dessen Unzufriedenheit zu tun hatte als mit Roger, und damit ließ es der freundliche Belster gut sein.

»Wenn irgendeiner an sie herankommt, dann Roger Flinkfinger«, sagte Belster.

»Das wollen wir hoffen«, erwiderte Jansen. »Aber wir können nicht warten, bis wir's wissen. Ich bin dafür, wir legen noch mal fünf Meilen zwischen uns und die Zwerge, zumindest so lange, bis wir sehen, wie gefährlich dieser neue Zuwachs ist.«

Belster dachte eine Weile über den Vorschlag des anderen nach, dann nickte er. »Geh und sag's Tomas Gingerwart«, meinte er. »Wenn er es auch besser findet, daß wir uns noch heute abend auf den Weg machen, dann können wir meinetwegen aufbrechen.«

Jansen Bridges nickte, ging los und ließ Belster mit seinen Gedanken allein zurück.

Er merkte, daß er all dieser Dinge langsam überdrüssig wurde. Er hatte es satt, sich in den Wäldern zu verstecken, und er hatte die Pauris satt. In Palmaris war er ein erfolgreicher Gastwirt gewesen, in dieser Stadt, die sein Zuhause war, seit er im zarten Alter von fünf Jahren mit seinen Eltern aus dem Süden in der Nähe von Ursal hierhergekommen war. Mehr als dreißig Jahre hatte er in dieser blühenden Stadt am Masurischen Fluß gelebt und zuerst für seinen Vater, einen Baumeister, gearbeitet und später das Gasthaus eröffnet. Dann war seine Mutter friedlich gestorben und kaum ein Jahr später darauf auch sein Vater, und erst hinterher hatte Belster erfahren, daß dieser große Schulden hinterließ, die nun auf den breiten Schultern seines einzigen Sohnes lasteten.

Belster hatte die Wirtschaft verloren und stand immer noch so hoch in der Kreide, daß er seinen Gläubigern entweder noch zehn Jahre lang verpflichtet gewesen wäre oder die gleiche Zeit in Palmaris hätte im Gefängnis schmoren müssen.

Da hatte er nach einer dritten Möglichkeit gegriffen und seine paar Habseligkeiten zusammengepackt und war in den wilden Norden geflüchtet, in die Waldlande, nach Dundalis, einer neuen Stadt, die man auf den Ruinen eines von Goblins ein paar Jahre zuvor zerstörten Ortes aufgebaut hatte.

In Dundalis hatte Belster O'Comely eine neue Heimat und einen Schlupfwinkel gefunden, indem er wieder ein Gasthaus aufgemacht hatte, die »Heulende Sheila«. Es gab zwar nicht viele Stammgäste – die Waldlande waren ziemlich dünn besiedelt, und die einzigen Besucher, die vorbeikamen, gehörten zu den turnusmäßigen Kaufmannskarawanen –, aber bei dem bescheidenen Lebensstil in dieser Wildnis brauchte man nicht viel Geld.

Aber dann waren die Goblins wiedergekommen diesmal mit Unmengen von Pauris und Riesen, und so wurde Belster erneut zum Flüchtling, diesmal aber mit viel höherem Verlust.

Er blickte hinüber zu dem finsternen Wald, Richtung Caer Tinella, obwohl die Stadt zu weit entfernt und hinter zu vielen Hügeln und Bäumen verborgen war, als daß er sie hätte sehen können. Die Schar von Vogelfreien konnte nicht auf Roger Flinkfinger verzichten, das wußte Belster. Dieser junge Mann war bereits zu einer Legende der geschundenen Flüchtlinge geworden, zu einer Art Anführer, auch wenn er kaum jemals unter ihnen weilte und noch seltener mit einem von ihnen sprach. Seit Rogers wagemutiger Rettung der armen Mrs. Kelso war sein Ansehen sogar noch gestiegen, falls das überhaupt möglich war. Wenn Roger sich jetzt erwischen und umbringen ließe, würde das seine Anhänger schwer treffen.

»Was weißt du?« fragte jemand von hinten. Belster drehte sich um und erblickte Reston Meadows, einen anderen Flüchtling aus Dundalis.

»Roger ist in der Stadt«, erwiderte Belster.

»Das hat uns Jansen schon gesagt«, gab Reston mißmutig zurück. »Und er hat uns auch von den neuen Aufmärschen erzählt. Roger wird sich seines guten Rufes würdig erweisen müssen – und mehr als das, fürchte ich.«

»Hat Tomas schon etwas zu der Sache gesagt?«

Reston nickte. »In einer Stunde brechen wir auf.«

Belster rieb sich die breite Kinnlade. »Nimm zwei von deinen besten Spähern und geh nach Caer Tinella«, sagte er. »Und versuche herauszufinden, wo Roger Flinkfinger geblieben ist.«

»Du meinst, wir drei sollen da reingehen, um ihn zu retten?« fragte Reston ungläubig.

Belster verstand den Einwand des anderen. Die wenigsten im Lager wünschten sich ein Zusammentreffen mit Kos-kosio Begul und seiner brutalen Pauri-Horde. »Ich habe dich lediglich aufgefordert herauszufinden, wo er steckt, weiter nichts«, erklärte der stämmige Mann. »Wenn sie Roger

erwischt und umgebracht haben, sollten wir uns eine zweckmäßigere Erklärung für sein Verschwinden ausdenken.«

Reston sah ihn neugierig an.

»Für die da«, fügte er hinzu und machte eine Kopfbewegung in Richtung des Lagers. »Es hat uns nicht aus der Fassung gebracht, als Nachtvogel mit Pony und Avelyn zum Barbakan gezogen ist, aber wie wäre uns das Herz schwer geworden, hätte man sie erschlagen?«

Reston hatte ihn verstanden. »Sie brauchen Roger«, gab er zu.

»Sie brauchen den Glauben daran, daß Roger für ihre Freiheit kämpft«, bestätigte Belster.

Der andere nickte noch einmal, dann trollte er sich, um sich auf die Suche nach zwei geeigneten Begleitern zu machen, und Belster blieb wieder allein und starrte in den finsternen Wald. Ja, Belster O'Comely hatte es wirklich satt, besonders die ganze Verantwortung. Er kam sich vor wie der Vater von hundertachtzig Kindern, und unter ihnen war ein Draufgänger, der ganz besonders an seinen Nerven zerrte.

Belster hoffte inständig, daß dieser eine heil zurückkehren möge.

Nachdem er sich seine Beute gesichert hatte, kroch Roger vorsichtig zurück. Doch als er gerade wieder ins Gebüsch schlüpfen wollte, bemerkte er ein aufgewickelttes Stück Seil, eins von der Sorte, mit der die Sklaven Baumstämme hinter sich herzogen. Er konnte nicht widerstehen und wickelte das Mittelteil des Seils um einen kräftigen Baumstumpf, dann nahm er die beiden Enden mit und schlich sich zurück zu den beiden selbstvergessenen Pfeifenrauchern.

Kurz darauf war er im Wald. Er beschloß, auf dem Rückweg wieder hier vorbeizukommen und die beiden zu erschrecken.

Wenn sie sich, wie es bei den Pauris oft der Fall war, in der Zwischenzeit nicht von der Stelle gerührt hatten, würden sie ein bißchen Ärger bekommen, und Roger würde sich köstlich amüsieren, wenn sie aufspringen, die Schlingen um ihre Füße sich zuziehen und der Länge nach hinfallen würden.

Vielleicht brächte er es sogar fertig, noch einmal zu ihnen zu laufen und sich eine ihrer kostbaren Kappen zu greifen, bevor es ihnen gelänge, sich zu befreien.

Doch Roger schob diese Idee erst einmal beiseite. Vor ihm lag die Stadt in friedlicher Dunkelheit. Zwei Goblins strichen in den Straßen herum, aber selbst das Hauptgebäude, das sie für gewöhnlich zum Spielen benutzten, lag in dieser Nacht ruhig da. Roger mußte wieder an seine Finte mit dem Dämon und Mrs. Kelso denken. Die Ungeheuer betrogen sich mustergültig vor lauter Angst, ihr unerbittlicher Meister könnte in der Nähe sein.

In Anbetracht dieser Wachsamkeit wünschte sich Roger beinahe, er hätte sich eine andere Erklärung für Mrs. Kelsos Verschwinden ausgedacht.

Zu spät, um sich darüber noch den Kopf zu zerbrechen, sagte sich der junge Mann, und schon schlich er sich in die Stadt. Heute abend mußte er vorsichtig sein. Statt seiner üblichen Rundgänge von Haus zu Haus, mit kleinen Taschendiebstählen – bei denen er oft weniger wertvolle Dinge anderen Ungeheuern zusteckte, um zu sehen, ob er damit Schlägereien anzetteln konnte –, begab er sich direkt zu den Vorratskammern in der Absicht, etwas Gutes zu essen zu bekommen und den Leuten draußen im Wald ein bißchen Verpflegung zu bringen.

Die Tür des Speichers war verschlossen, und die Eisenbeschläge waren mit schweren Ketten umwickelt und mit einem großen Vorhängeschloß gesichert.

Wo hatten sie das denn her? fragte sich Roger und strich sich übers Kinn, während er sich nach allen Seiten umsah. Und wie kamen sie auf diese Idee?

Mit einem gelangweilten Seufzer holte Roger ein kleines Häkchen hinter seinem Ohr hervor und steckte es in das Schlüsselloch. Er bückte sich tief dabei, um besser hören zu können. Ein paar Drehungen, ein Klicken, und das Schloß schnappte auf. Roger hängte es aus und begann die Ketten abzuwickeln, doch dann hielt er inne und dachte nach. Wenn er es sich recht überlegte, hatte er eigentlich gar keinen Hunger.

Er sah sich um, lauschte in die Stille und versuchte den Grad der Wachsamkeit in der Stadt abzuschätzen. Vielleicht konnte er ja heute abend ein bißchen Sport treiben und später zurückkommen, um die Verpflegung für seine Freunde zu holen.

Er nahm das Schloß und die Ketten und ließ die Tür ungeöffnet.

Noch bevor er zwei Schritte getan hatte, hörte er hinter sich ein leises Rumpeln, und ihm wurde klar, daß er Glück hatte. Er hüpfte zurück an die Tür und legte das Ohr an die Holzbretter.

Hinter der Tür hörte man Knurren und Fauchen und dann ein lautes, wütendes Bellen von ungeheurer Bösartigkeit, das Roger im Handumdrehen hochfahren ließ.

Der junge Mann schoß davon und schlüpfte hinter ein anderes Gebäude. Er versteckte das Schloß und die Ketten unter einem losen Brett, denn sie machten zuviel Lärm, und kletterte flink und lautlos aufs Dach.

Ein Pauri ging auf die Tür zum Speicher zu und achtete dabei auf jeden seiner Schritte. »Bah, was jaulst du denn so?« brummelte er mit seiner krächzenden Stimme vor sich hin. Er griff nach der Tür und stutzte, dann kratzte er sich am Kinn, denn er hatte gemerkt, daß hier etwas fehlte.

»Verdammt«, murmelte Roger, als er sah, wie der Pauri wieder in die Richtung davonrannte, aus der er gekommen war. Normalerweise wäre er ruhig sitzen geblieben, aber diesmal stellten sich ihm die Nackenhaare auf, und sein Instinkt sagte ihm, daß er lieber Fersengeld geben sollte. Also kletterte er am anderen Ende des Hauses hinunter und verschwand schnellstens in der Dunkelheit. Hinter ihm flammten in der ganzen Stadt Fackeln auf, eine nach der andern, der Tumult wurde immer größer, und Rufe wie »Haltet den Dieb!« gellten kreuz und quer durch die Nacht.

Roger turnte von Dach zu Dach, kletterte eine Wand hinunter und an der nächsten wieder hinauf und dann über einen Lattenzaun in einen Pferch am nordwestlichen Stadtrand. Tief geduckt bahnte er sich einen Weg zwischen den Kühen hindurch und versuchte dabei, die Tiere zu beruhigen, indem er sie sanft streichelte und ihnen leise etwas zuflüsterte.

Er wäre auch ohne Schwierigkeiten hindurchgekommen, denn die vor sich hin dösenden Kühe nahmen kaum von ihm Notiz.

Nur leider waren es nicht nur Kühe.

Wäre Roger nicht so mit der Tatsache beschäftigt gewesen, daß er die Pauris und Goblins aufgeweckt hatte, dann hätte er gemerkt, daß dies die Farm von Rosin Delaval war, und daran gedacht, daß Rosin einen Bullen besaß, das böartigste Biest in ganz Caer Tinella, weshalb dieser ihn auch für gewöhnlich von den Kühen getrennt hielt, denn das zänkische Tier verletzte häufig die Kühe und machte es ihm nicht leicht, hineinzugehen und sie zu melken. Die Pauris aber hatten die Tiere zusammengesperrt, denn sie machten sich einen Spaß daraus, den Kämpfen zuzusehen oder auch den ihnen untergebenen Goblins, wenn sie sie hineinschickten, um Milch oder eine Kuh zum Schlachten zu holen.

Roger, der mehr über die Schulter nach hinten schaute als nach vorn und sich durch wahre Berge von Kühen hindurchkämpfen mußte, schob vorsichtig eins der Tiere beiseite und tastete dann nach dem nächsten. Er merkte sofort, daß dieses Tier schwerfälliger war als die anderen und ihm nicht Platz machen wollte.

Er schob noch einmal, blieb dann aber wie angewurzelt stehen, als er sich umdrehte und das Tier sah.

Der Bulle mit seinen zwanzig Zentnern schlief halb, und Roger, dem das eine Hälfte zu wenig war, trat langsam und vorsichtig den Rückzug an. Dabei stieß er gegen eine Kuh, die sich muhend darüber beschwerte.

Der Bulle schnaubte und schwenkte seinen riesigen gehörnten Schädel hin und her.

Roger machte einen Satz, bahnte sich einen Weg genau hinter dem Tier und machte dann wieder kehrt. Er spielte kurz mit dem Gedanken, den Bullen komplett durcheinanderzubringen, aber wirklich nur kurz, denn trotz Rogers Wendigkeit und Flinkheit raste der Bulle bereits mit gesenkten Hörnern auf ihn zu.

Da nahm Roger den einzigen Weg, der sich ihm noch zu bieten schien, und schwang sich auf den Rücken des Bullen.

Er wußte, daß er besser nicht schreien sollte, aber es war schon zu spät. Der Bulle bockte, schnaubte und stampfte wütend mit seinen Hufen auf dem Boden herum. Er drehte sich um sich selbst, senkte den Kopf und schlug einen Haken, wobei er Roger fast abwarf.

Irgendwie hielt sich dieser oben, als der Bulle sich an den Rand des Pferchs vorwärts kämpfte, hinter dem sich nur noch der finstere Wald erstreckte. Das war gut so, stellte Roger fest, denn auf der anderen Seite waren überall Goblins und Pauris, die herumschrien und zu dem Pferch hinüberzeigten.

Der Bulle rannte in vollem Tempo los und bremste dann scharf ab, während er sich erst nach rechts und dann nach links drehte. Noch immer hielt sich Roger mit aller Kraft fest und griff dabei sogar nach einem der Hörner. Beim zweiten Anlauf verlor das Bulle das Gleichgewicht, und Roger sah seine Chance. Er zerrte mit aller Macht an dem Horn, so daß der Bulle seinen Kopf noch mehr verdrehte. Da überschlug sich das Tier, und Roger sprang stolpernd zu Boden und lief um sein Leben. Bevor der strampelnde Bulle wieder auf die Beine kam, war er schon mit einem Satz über den Zaun.

Der Bulle trottete hinterher, und Roger, der auf der anderen Seite Goblins in beiden Richtungen hin und her rennen sah, blieb gerade solange stehen, um vor seiner Nase herumzufuchteln und zu prahlen: »Ich hätte dir dein fettes Genick brechen können!«

Das Biest schnaubte, stampfte mit den Hufen und zog dann den Kopf ein.

Roger fiel die Kinnlade herunter. »Du kannst mich doch gar nicht verstehen«, sagte er empört.

Das war die Frage, denn nun rannte der Bulle gegen das Gatter an, und Roger schoß wie ein Pfeil auf den Wald zu.

Der Bulle trat wütend um sich, und Bretter zerbarsten und flogen durch die Luft. Dann hatte er den Zaun niedergetrampelt und raste auf die kleine Lichtung vor dem Pferch. Von allen Seiten kamen jetzt Goblins angerannt, und auf einmal war der Bulle auf Rogers Seite.

»Aahjiii!« kreischte einer der Goblins, der unter seinen stumpfsinnigen Freunden als blitzgescheit galt. Er griff sich den nächstbesten und warf den armen Wicht genau vor den Bullen.

Der Goblin flog durch die Luft, überschlug sich zweimal und landete anschließend hart auf dem Boden. Dann kroch er davon und versuchte, dabei nicht zu stöhnen und nichts zu tun,

was den Bullen auf ihn aufmerksam machen würde, denn nun jagte das rasende Tier hinter den anderen Goblins her, die vor ihm flüchteten.

Von einem nahe gelegenen Baum aus sah Roger sich das Schauspiel mit großem Vergnügen an. Es amüsierte ihn köstlich, wie der Bulle einen Goblin aufspießte, der auf allen vieren davonkrabbeln wollte; das scharfe Horn bohrte sich in dessen Kniekehle, bis er vorn zur Kniescheibe wieder herauskam. Dann warf der Bulle den Kopf wieder in den Nacken und schleuderte den kreischenden Goblin der Länge nach über seine gewaltigen Schultern. Als das Biest wild bockend vorwärts stürmte, wurde der Goblin kräftig durchgeschüttelt, bis es die unbequeme Last endlich abgeschüttelt hatte und der Goblin durch die Luft geschleudert wurde. Doch der Bulle war noch nicht mit ihm fertig und schlug einen Haken, daß das Gras nur so hochspritzte, und trampelte den Goblin nieder, bevor dieser überhaupt loskriechen konnte.

Oben in den Bäumen hangelte sich Roger von Ast zu Ast in Richtung Norden zu seinem Lager.

»Nächstes Mal«, versprach er sich selbst, als ihm die Kette und das Vorhängeschloß wieder einfielen. Mit diesen Sachen konnte er die Pauris ordentlich ärgern, überlegte er. Wenn er auch vorläufig noch nicht in den Vorratsspeicher gelangt war und trotz der Begegnung mit dem Bullen sah der allzeit optimistische Roger diesen Abend doch als vollen Erfolg an und kletterte beschwingt und leichten Herzens wieder hinunter, um zu den ersten beiden Pauris zurückzukehren. Er konnte schon von weitem sehen, wie die beiden am Boden saßen und versuchten, ihre Knöchel aus den Schlingen zu befreien. Scheinbar hatte sie der Tumult unten in der Stadt aufgeschreckt, und sie hatten sich in dem Seil verfangen.

Schade, daß er das verpaßt hatte, dachte Roger. Es erfüllte ihn mit Genugtuung, die beiden Pfeifen im Morast liegen zu sehen und zu hören, wie seine Opfer vor sich hin fluchten. Das ließ sein Herz noch höher schlagen, und ein schadenfrohes Grinsen breitete sich auf seinem Gesicht aus, als er in den Wald eintauchte.

Doch dann hörte er das Bellen.

»Nanu«, sagte der junge Mann, hielt inne und lauschte. Er hatte keine Erfahrung mit Jagdhunden, und so wußte er nicht, daß sie Laut gaben, weil sie eine Spur aufgenommen hatten – seine Spur. Dem anhaltenden Geräusch konnte er jedoch entnehmen, daß sie immer näher kamen, und so kletterte er auf eine große, ausladende Eiche, die etwas abseits von den anderen stand, und spähte hinaus in die Dunkelheit.

Weit im Süden sah er den Schein von Fackeln. »Schwachköpfe!« murmelte er vor sich hin und schüttelte den Kopf, denn er war überzeugt, daß die Ungeheuer ihn hier im finsternen Wald nie und nimmer finden würden.

Er wollte gerade wieder hinabklettern, machte aber auf der Stelle kehrt, als er von unten wütendes Knurren vernahm. Von einem niedrigen Ast aus konnte er vier Gestalten erkennen. Roger hatte schon Hunde gesehen – Rosin Delaval hatte zwei gehalten, die seine Herde bewachten. Aber seine Hunde waren klein und freundlich, wedelten immer mit dem Schwanz und freuten sich, wenn er oder irgend jemand anders mit ihnen spielte. Diese hier, so schien es Roger, waren von einer ganz anderen Rasse. Ihr Bellen war nicht freundlich, sondern drohend und hallte wider wie in einem Alptraum. Allzuviel konnte er in der Dunkelheit nicht sehen, aber aus ihrem Bellen und den schwarzen Umrissen war zu erkennen, daß diese Hunde viel größer waren als die von Rosin.

»Wo haben sie *die* her?« murmelte der junge Räuber. Er sah sich nach einem Weg um, wie er an den Tieren vorbei von dem

Baum herunterkommen konnte. Doch ihm wurde sofort klar, daß herunterklettern gleichbedeutend war mit gefressen werden. Er mußte seinem Glück vertrauen, und so stieg er ganz nach oben in die höchsten Zweige der Eiche, in der Hoffnung, daß die Hunde ihn dort nicht mehr sehen und dann das Interesse verlieren würden.

Doch er wußte nicht, wie die Tiere abgerichtet waren. Die Hunde rührten sich nicht vom Baumstamm weg, sondern schnüffelten, kratzten und bellten. Einer von ihnen sprang sogar an der Eiche hoch und kratzte an der Rinde.

Roger blickte angestrengt in Richtung Süden und sah, wie die Fackeln dem Aufruhr folgten und immer näher kamen. Er mußte unbedingt die Hunde zum Schweigen bringen oder irgendwie hier wegkommen.

Doch er wußte nicht, wie er das machen sollte. Er hatte nur eine Waffe bei sich, ein kleines Messer, das eher zum Öffnen eines Türschlosses taugte als zum Kämpfen. Und selbst wenn er ein großes Schwert besessen hätte, so erschreckte ihn doch die Vorstellung, diesen Bestien gegenüberzustehen. Er kratzte sich am Kopf und sah sich um. Warum war er nur ausgerechnet auf diesen Baum geklettert, der so weit von allen anderen entfernt stand?

Weil er seine Gegner nicht richtig eingeschätzt hatte.

»Ich habe sie unterschätzt«, schalt er sich, als Pauris die Lichtung zu Füßen der Eiche stürmten. Im Nu war sein Baum von der Zwergenbrut umzingelt, mit einem grinsenden Kos-kosio Begul in der Mitte. Roger hörte, wie ihn seine Kumpane zur Anschaffung der Hunde beglückwünschten – Craggoth-Hunde, wie sie sie nannten.

Da war Roger klar, daß man ihn überlistet hatte.

»Los, runterkommen!« brüllte Kos-kosio Begul in den Baum hinauf. »Wir sehen dich, also los, mach, daß du runterkommst, oder ich brenn dir den verdammten Baum unterm Hintern ab!

Und dann laß ich meine Hunde fressen, was noch von dir übrig ist«, fügte er hinterhältig hinzu.

Roger wußte, daß der brutale Kos-kosio ganz und gar keinen Spaß verstand. Mit einem gottergebenen Achselzucken ließ er sich auf die niedrigsten Zweige hinuntergleiten, ins direkte Blickfeld des Pauri-Häuptlings.

»Runter!« befahl der Zwerg mit strenger, drohender Stimme.

Roger schaute zweifelnd auf die tobenden Hunde.

»Gefallen dir meine Hunde?« fragte der Pauri. »Wir züchten sie auf den Julianthen, um damit solche Ratten zu fangen wie dich.« Der Häuptling winkte ein paar seiner Leute heran, die daraufhin schnell zu den Hunden gingen, ihnen Würgehalsbänder anlegten und sie beiseite trieben – keine einfache Sache, denn die Tiere waren außer Rand und Band. Im Schein der Fackeln konnte Roger nun sehen, daß er richtig vermutet hatte und sie kaum Ähnlichkeit mit Rosins Hunden hatten. Kopf und Brustkorb waren riesig, die muskulösen Körper standen auf hohen, dünnen Beinen, sie hatten kurzes, schwarzbraunes Fell und Augen, die in der nächtlichen Finsternis des Waldes rot glühten wie das Höllenfeuer. Sie schienen jetzt völlig unter Kontrolle, aber Roger konnte sich noch immer kaum von der Stelle rühren.

»Runter!« sagte Kos-kosio Begul erneut. »Ich sag's nicht noch mal.«

Roger ließ sich zu Boden fallen, genau dem Pauri-Häuptling vor die Füße. »Roger Billingsbury, zu Diensten, werter Zwerg«, sagte er und verbeugte sich.

»Roger Flinkfinger nennen sie ihn«, quäkte ein anderer Pauri dazwischen.

Roger nickte und lächelte wie über ein Kompliment.

Mit einem Faustschlag schickte ihn Kos-kosio Begul zu Boden.

7. Mit vereinten Kräften

Bis jetzt war ihre Reise überraschend ereignislos verlaufen. Am Südrand der Moorlande waren sie auf eine Horde Goblins gestoßen, die sie auf die übliche Weise erledigt hatten – drei Schüsse mit Juraviels Bogen, ein Blitzschlag von Pony, und dann hatte Eibryan mit Symphony die beiden Ausreißer niedergetrampelt, denen es gelungen war, dem todgeweihten Haufen zu entrinnen. Bei ihrem anschließenden Erkundungsgang hatten der Hüter und der Elf, beide erfahrene Spurensucher, keine Anzeichen dafür entdecken können, daß sich noch eine größere Anzahl der Ungeheuer in unmittelbarer Umgebung aufhielt, und so hatte es mit dem Kämpfen vorläufig ein Ende.

Die Lage wurde sogar noch ruhiger, als sie die stets turbulenten Moorlande hinter sich gelassen hatten und ins südlich der Waldlande gelegene Königreich des Bären gelangten. Der nordwestliche Teil des Bärenreichs war nicht sehr stark besiedelt, und es gab eigentlich nur einen einzigen Weg, den man als Straße bezeichnen konnte und der die Wilderlande mit der Hauptstraße zwischen Palmaris und Weedy Meadow verband. Augenscheinlich hatten die Goblins und Pauris an dieser Gegend nicht sehr viel Vergnügen gefunden, denn es war keine Spur von ihnen zu sehen.

Doch bald landeten die drei weiter südlich in stärker bevölkerten Gegenden mit fein säuberlich von Hecken und Steinmauern eingerahmten Feldern und vielen Straßen. Und alle diese Straßen wiesen reichlich Spuren von Pauris, Goblins und Riesen auf sowie tiefe Furchen von vollbeladenen Karren und Pauri-Kriegsgerät.

»Landsdown«, erklärte Pony und zeigte auf die Rauchfahnen, die in der Ferne über einem kleinen Hügel aufstiegen. Sie war erst zweimal in dieser Gegend gewesen, aber aufgrund dieser kurzen Durchreisen kannte sie sich dort weit besser aus als ihre beiden Gefährten. Als die wilden Horden der Ungeheuer zum ersten Mal die drei Städte der Waldlande überfallen hatten, war Pony nach Süden geritten und hatte die Bewohner von Landsdown und der Nachbargemeinde vor der drohenden Gefahr gewarnt.

»Von den Ungeheuern besetzt«, folgerte der Hüter, denn angesichts der Unmenge von eindeutigen Spuren auf den Straßen erschien es ihm höchst unwahrscheinlich, daß sich in den Städten noch Menschen befinden könnten. Und der Rauch sah nicht aus wie die schwarzen Qualmschwaden einer niedergebrannten Stadt, sondern eher wie die normalen grauen Wölkchen aus verschiedenen Kaminen.

»Und dem Nachbarort geht es vermutlich nicht besser«, überlegte Belli'mar Juraviel. »Sieht so aus, als hätten sich die Halunken gut verschanzt und längerfristig eingenistet.«

»Caer Tinella«, meinte Pony. »Die nächste Stadt in der Reihe ist Caer Tinella.« Während sie das sagte, schaute sie zurück nach Norden, denn die drei waren unterwegs von der Hauptstraße zwischen Palmaris und Weedy Meadow abgelenkt und, nachdem sie den Wald durchquert hatten, von Westen her unterhalb von Caer Tinella angekommen, der nördlichsten der drei Gemeinden im Königreich des Bären, die so am nächsten bei den drei Städten der Waldlande gelegen war.

»Und was kommt hinter Caer Tinella?« fragte Eibryan.

»Die Straße zurück nach Hause«, antwortete Pony.

»Dann sollten wir im Norden anfangen«, überlegte der Hüter.

»Zuerst drehen wir eine Runde um Caer Tinella und sehen uns

an, was da los ist, dann kehren wir nach Landsdown zurück und nehmen den Kampf auf.«

»Der wartet wahrscheinlich schon hinter dem nächsten Berg auf uns«, bemerkte Juraviel.

»Unsere vordringlichste Aufgabe ist die, uns um die Flüchtlinge zu kümmern, falls es hier welche gibt«, erwiderte Eibryan, und es war nicht das erste Mal, daß er diese Überlegung äußerte. Er sprach es nicht aus, aber er hoffte, bei irgendeiner Gruppe von Widerständlern in dieser Gegend Belster O'Comely und die Leute aus Dundalis zu entdecken.

Als er das Lächeln in Ponys hübschem Gesicht sah, wußte er, daß sie sein Anliegen verstand und die gleichen Empfindungen hatte wie er. Es wäre gut, wieder einmal mit zuverlässigen Verbündeten zusammen zu sein. Auf Eibryans Bitte hin kletterte Pony hinter ihm auf Symphonys breiten Rücken.

»Liegt der Ort direkt an der Straße?« fragte Belli'mar Juraviel.

»Alle beide«, antwortete Pony. »Landsdown im Süden und Caer Tinella nur ein paar Meilen nördlich.«

»Aber wir machen im Westen einen großen Bogen um Caer Tinella«, erklärte Eibryan. »Es könnte sein, daß sich irgendwelche Flüchtlingsgruppen weiter oben im Norden verschanzt haben, wo es weniger Felder und Straßen und dichtere Wälder gibt.«

»Du wendest dich nach Westen«, nickte Juraviel und blickte die Straße nach Norden entlang. »Ich werde näher an Caer Tinella herangehen und versuchen, mir einen Überblick über die Stärke unserer Gegner zu verschaffen.«

Eibryan, der Angst um seinen winzigen Freund bekam, wollte schon protestieren, biß sich dann aber auf die Lippen, als er an die Fähigkeit der Touel'alfar dachte, sich unsichtbar zu machen. Juraviel konnte sich ohne weiteres hinter dem wachsamsten Reh aufbauen und ihm einen Klaps auf das

Hinterteil verpassen, bevor das Tier überhaupt bemerkte, daß er da war.

Aber Juraviel hätte sowieso nicht auf irgendwelche Einwände gehört, das sah Eibryan an der pfißigen Miene des Elfen, ein Eindruck, der sich bestätigte, als dieser mit einem Augenzwinkern hinzufügte: »Und über ihre Schwachpunkte.«

Bei diesen Worten war er auch schon verschwunden, ein Schatten unter vielen.

»Du wirst schon noch singen!« versprach Kos-kosio Begul.

Roger saß so aufrecht, wie es seine Fesseln zuließen, und zauberte ein entwaffnendes Lächeln auf sein Gesicht.

Der Zwerg ließ seinen Kopf nach vorn schnellen und versetzte Roger mit seiner knochigen Stirn einen Schlag auf die Nase, daß dieser hintenüber fiel.

Roger spuckte und versuchte auszuweichen, aber die Stricke, mit denen seine Arme an der Stuhllehne festgebunden waren, ließen ihm keine Bewegungsfreiheit. Plötzlich standen zwei Pauris neben ihm und zogen ihn wieder hoch.

»Du wirst schon noch reden«, erklärte der Häuptling mit boshaftem Grinsen und schnippte mit den dürren Fingern.

Das Geräusch, das er jetzt vernahm, ging dem armen Roger durch Mark und Bein, und er stöhnte, als die Tür des kleinen Raumes aufging und ein anderer Pauri an einer kurzen Leine den größten und böartigsten Hund hereinführte, den er je gesehen hatte. Der Pauri hatte alle Mühe, das Biest festzuhalten, das mit Riesenkräften an der Leine zerrte und dabei knurrend die gewaltigen Zähne fletschte.

»Craggoth-Hunde fressen eine Menge«, sagte Kos-kosio grinsend. »Na, Bürschchen, hast du mir jetzt endlich was zu sagen?«

Roger atmete ein paarmal tief durch und versuchte einen kühlen Kopf zu behalten. Die Pauris wollten wissen, wo sich das Flüchtlingslager befand, und das würde er auf keinen Fall verraten, ganz gleich, womit sie ihn foltern würden.

»Wird's bald?« sagte der Zwerg und schnippte erneut mit den Fingern. Der andere ließ die Leine los, und der Hund machte einen Satz und schnappte nach Rogers Knie.

Dieser ließ sich hintenüber fallen, aber der Hund war im nächsten Augenblick über ihm und schlug ihm seine Fänge in die Wange.

»Er soll ihn aber nicht gleich umbringen«, befahl Kos-kosio Begul dem anderen Pauri. »Nur übel zurichten, damit er den Mund aufmacht.«

Dann verschwand der Pauri-Häuptling, um sich anderen Dingen zuzuwenden, obgleich er das Schauspiel sicher genossen hatte.

Der arme Roger sah inzwischen nur noch bluttriefende Lefzen und gefletschte Zähne.

Belster O'Comely fuhr beim Anblick der herannahenden Fackeln so der Schreck in die Glieder, wie er es seit seiner Flucht aus Dundalis nicht mehr erlebt hatte. Den heimkehrenden Spähern zufolge hatten die Pauris Roger erwischt, und so mußte der Mann beim Anblick dieses gewaltigen Trupps, der da unbeirrt durch den Wald nach Norden zog, annehmen, daß man Roger gezwungen hatte, sie zu verraten. Vielleicht hatte Jansen Bridges doch recht gehabt mit seiner Ansicht über dessen nächtliche Spritztouren.

Es gab keinen Weg, auf dem die fast zweihundert Flüchtlinge – darunter viele Alte und Kinder – einer solchen Übermacht entkommen konnten, soviel war Belster klar, und so hatten er und seine Gefährten offensichtlich nur eine Möglichkeit: Die

Kräftigen unter ihnen mußten in die Wälder hinausgehen und die Pauris solange aufhalten, bis diejenigen, die nicht kämpfen konnten, weit weg waren.

Belster war nicht begeistert von dieser Aussicht, ebensowenig wie Tomas und die anderen Anführer der Flüchtlingsschar. Der Kampf gegen eine straff organisierte und gut ausgerüstete Truppe dieser Ungeheuer würde sie schwer in Mitleidenschaft ziehen und voraussichtlich das Ende jeglichen Widerstands in dieser Gegend bedeuten. Vermutlich, dachte Belster, müßte jeder von ihnen, der diese Nacht überleben würde, weiter nach Süden ziehen und den gefährlichen Versuch wagen, an den Kampflinien der Bestien vorbei nach Palmaris zu gelangen. Diese Möglichkeit hatten Belster und Tomas in den letzten zwei Wochen immer wieder in Betracht gezogen, aber schließlich jedesmal als zu gefährlich verworfen. Von den Streitkräften in Palmaris wurde einfach noch nicht genügend Druck auf die Ungeheuer ausgeübt, denn deren Reihen waren zu dicht geschlossen.

Doch der Gastwirt hatte die ganze Zeit befürchtet, daß es irgendwann soweit kommen würde, und gewußt, daß er dann in erster Linie dafür sorgen mußte, die Kampfunfähigen möglichst weit vom Kriegsschauplatz fortzuschaffen. Die Straße nach Palmaris war mit Gefahren gepflastert, doch der Sommer würde nicht ewig dauern, und die meisten Alten und Kinder würden die kalten Winternächte in den Wäldern ohnehin nicht überleben.

Belster verscheuchte all diese Vorstellungen mit einem tiefen Seufzer. Er mußte sich auf die vor ihm liegenden Dinge konzentrieren, zum Beispiel die Organisation der bevorstehenden Schlacht. Seine Bogenschützen hatte er bereits zur Ost- und Westflanke der anrückenden Horden ausgesandt.

»Die Ostflanke ist kampfbereit«, sagte Tomas Gingerwart jetzt.

»Sie sollen hart zuschlagen und sich schnell zurückziehen«, erklärte Belster.

»Und die auf der Westseite müssen schnell reagieren, sobald sich die Ungeheuer nach Osten wenden«, erwiderte Tomas.

Belster nickte. »Und dazu kommt unsere Aufgabe, Tomas, die allerschwierigste. Wir müssen blitzschnell die Kampfkraft unserer Gegner einschätzen und entscheiden, ob sie schwach oder desorganisiert genug sind, um sie frontal anzugreifen. Wenn ja, dann schicken wir unsere Kämpfer mitten hinein und lassen sie gleichzeitig von Osten und Westen in die Zange nehmen, daß sie festsitzen wie im Rachen eines Wolfes.«

»Und wenn nicht«, unterbrach ihn Tomas, denn er hatte das alles schon einmal gehört, »fliehen die im Westen in den Wald, und die im Osten greifen Kos-kosio Begul im Rücken an.«

»Inzwischen gehen wir beide und unsere Gefährten zu den anderen und machen uns auf den langen Rundgang nach Süden«, beendete Belster seine Ausführungen, und an seinem resignierten Tonfall war zu erkennen, daß er die Aussicht nicht sehr verlockend fand.

»Willst du damit jetzt gleich anfangen?« fragte Tomas leicht überrascht, denn er hatte angenommen, daß sie, ganz gleich, was passierte, die Nacht über noch im Wald bleiben und auf das Tageslicht warten würden.

»Wenn wir nach Süden wollen – und wenn diese Kampftruppen auf uns losgehen, haben wir keine andere Wahl –, dann ist es besser, wir brechen auf, solange die Ungeheuer mit unseren Bogenschützen beschäftigt sind«, befand Belster.

»Dann müssen wir ihnen Bescheid geben«, erwiderte Tomas. »Wenn sie sich am Ende auflösen, müssen sie wissen, wo sie uns finden.«

Belster dachte einen Moment darüber nach, dann schüttelte er betrübt den Kopf. »Wenn sie sich in ihrer Angst direkt nach Süden wenden, wird man sie verfolgen und damit auch uns«,

wandte er ein. »Sie sind schon angewiesen, sich in den Wald zu flüchten, wenn ihr Angriff fehlschlägt. Von dort werden sie dann schon irgendeinen Weg finden.« Noch nie war Belster O'Comely eine Entscheidung so schwergefallen. Er wußte, daß seine Überlegung richtig war, und doch hatte er irgendwie das Gefühl, seine Kameraden im Stich zu lassen.

Tomas wollte lauthals protestieren, doch als er Belsters bekümmertes Gesicht sah, überlegte er es sich anders und dachte noch einmal darüber nach. Schließlich mußte er seinem Gefährten beipflichten, denn ihm wurde klar, daß die Lage für Belster und seine Schar schon schwierig genug war, denn nach allem, was sie gehört hatten, würden sie viele Meilen Land durchqueren müssen, in dem es von Ungeheuern nur so wimmelte.

Ein anderer Mann kam jetzt von Süden her angerannt und berichtete: »Die Pauris und Goblins haben vier Riesen bei sich. Sie haben gerade Arnesun's Creek überquert.«

Belster schloß die Augen und bekam weiche Knie. Vier Riesen, von denen jeder einzelne vermutlich die Hälfte seiner Krieger hinwegfegen konnte. Oder noch schlimmer, die Riesen konnten den Pfeilen riesige Steinbrocken oder Speere entgegenschleudern, so groß wie Baumstümpfe.

»Sollen wir unseren Plan ändern?« fragte Tomas.

Doch Belster wußte, daß es dafür zu spät war. »Nein«, sagte er traurig. »Die von der Ostflanke sollen angreifen. Und Gott mit ihnen!«

Tomas nickte dem Späher zu, und der Mann rannte davon, um den Befehl weiterzugeben. Kaum zehn Minuten später hallte der Wald im Süden vom Brüllen und Schreien, vom Zischen der Pfeile und vom Aufschlagen riesiger Felsbrocken wider.

»Pauris, Goblins und Riesen«, berichtete Juraviel Eibryan und Pony, als er sie nordwestlich von Caer Tinella wieder einholte. »Ein großer Haufen, der, wie es scheint, zielstrebig nach Norden jagt.«

Eibryan und Pony sahen sich betroffen an; sie konnten sich gut vorstellen, worauf das hinauslaufen würde.

»Nur zu«, sagte Eibryan einladend und streckte dem Elfen die Hand entgegen.

»Alle drei auf ein Pferd?« fragte Juraviel zweifelnd. »Symphony ist ohne Frage ein Prachtexemplar, aber drei sind einfach zuviel.«

»Dann lauf, mein Freund«, forderte Eibryan den Elfen auf. »Und sieh zu, was du ausrichten kannst in der Schlacht.«

Im Nu war Juraviel im Wald verschwunden.

»Und zieh den Kopf ein!« rief ihm Eibryan noch hinterher.

»Du auch, Nachtvogel!« tönte es zurück.

Eibryan drehte sich zu Pony um und sah sie mit diesem wild entschlossenen Gesichtsausdruck an, den sie schon so gut an ihm kannte. »Bist du bereit mit den Steinen?«

»Immer«, antwortete sie forsch und staunte über die Verwandlung ihres Gefährten. Innerhalb weniger Sekunden war er von Eibryan zu Nachtvogel geworden. »Du weißt doch noch, was ich dir über den Hämatit erzählt habe.«

Eibryan kicherte in sich hinein, drehte sich wieder um und gab dem Hengst die Sporen. Pony hatte einen Diamanten hervorgeholt, um mit seiner Zauberkraft den Weg zu beleuchten, und während sie weiterritten, nahm sie den Reif mit dem Katzenauge von ihrer Stirn und setzte ihn ihrem Gefährten auf. Dann ließ sie den Diamanten erlöschen. Von nun an würde Nachtvogel Symphony führen, denn durch die telepathische Verbindung mit dem Pferd über die magischen Türkise war es beinahe so, als könnte das Tier selbst alles sehen. Doch sogar mit dieser Führung fand der Hüter es

schwierig, sich seinen Weg durch dichtes Gestrüpp und eng beieinander stehende Bäume zu bahnen. Die schmalen Pfade schienen immer weiter nach Westen zu führen anstatt direkt nach Norden, und so nahm Juraviel einen direkteren Weg als die beiden Reiter, denn Bäume waren für den leichtfüßigen Elfen kaum ein Hindernis, der so schon bald in Hörweite der Kämpfe gelangt war. Kurze Zeit später sah er die Ungeheuer, die offensichtlich auf der Flucht waren, hastig in Richtung Osten streben.

»Riesen«, sagte der Elf grimmig, als er die gigantischen Gestalten erspähte. In diesem Moment schmetterte auch schon einer der Hünen einen gewaltigen Felsbrocken krachend in das Dickicht der Bäume.

Ein Mann purzelte kopfüber von dem getroffenen Baum, und eine Horde Goblins stürzte sich auf ihn, während die anderen Ungeheuer ihre Jagd fortsetzten.

Juraviel blickte um sich in der Hoffnung, irgendwo Nachtvogel und Pony auftauchen zu sehen. Was konnte er allein schon gegen eine solche Übermacht anrichten?

Doch dann verwarf der tapfere Elf seine Bedenken. Was immer er tun konnte, er mußte es versuchen, konnte er doch nicht untätig zusehen, wie man einen Menschen umbrachte. Flink kletterte er auf einen Baum und huschte einen kräftigen Ast entlang.

Der am Boden liegende Mann lebte noch; er stöhnte leise und warf den Kopf hin und her. Da kam auch schon ein Goblin mit einer nagelgespickten Keule in der Hand angerannt.

Mit dem ersten Bogenschuß traf Juraviel die Kreatur in die Niere.

»Verdammt!« jaulte der Kobold. »Mich hat's erwischt!«

Der zweite Pfeil landete in seiner Kehle, und er fiel gurgelnd vornüber und griff vergeblich nach der tödlichen Wunde.

Doch Juraviel sah nicht weiter zu, nachdem er die Taktik der Riesen durchschaut hatte. Und im nächsten Augenblick krachte auch schon ein schwerer Stein gegen den Baum, auf dem er gerade noch gestanden hatte.

Der Elf, der inzwischen weiter seitlich auf einem anderen Baum hockte, kicherte gellend – das konnten die Riesen nicht ausstehen.

»So dumm, wie sie groß sind!« rief Juraviel spöttisch und unterstrich die Bemerkung mit einem Pfeil mitten in das Gesicht des Riesen.

So zielsicher dieser Schuß auch war, konnte er doch dem Koloß physisch wenig anhaben, und so wischte der Riese den winzigen Pfeil weg, als wäre er nur ein lästiges Insekt. Die emotionale Wirkung aber war eher nach Juraviels Geschmack. Das Ungetüm brüllte wütend, rannte blindlings gegen die Bäume an, brach durch das Dickicht und befahl den Goblins, ihm zu folgen.

Der Elf aber hüpfte behende von Ast zu Ast und hielt stets nur solange inne, wie er brauchte, um eine spöttische Bemerkung fallenzulassen oder, wenn sich die Gelegenheit bot, einen Pfeil abzuschießen, damit seine Verfolger ihm auf den Fersen blieben. Er bezweifelte, daß er den Riesen töten konnte, aber es erschien ihm schon hilfreich, wenn er auf diese Weise das Ungeheuer und ein halbes Dutzend Goblins vom Kriegsschauplatz weglockte.

Bald darauf vernahm das feine Gehör des Elfen erneut Gefechtslärm, doch er kam diesmal weit aus nördlicher Richtung, oder er und seine Verfolger befanden sich jetzt weiter im Süden und näher bei Caer Tinella als an der Stelle, wo der Mann vom Baum gefallen war.

Juraviel hatte vor, sie, wenn nötig, die ganze Nacht lang in Trab zu halten und sie an dieser Stadt vorbei bis hinunter nach Landsdown zu lotsen.

»Ausgezeichnet!« sagte Eibryan, als er die zweite Abteilung menschlicher Bogenschützen hinter dem Heer der Ungeheuer in Richtung Osten aufmarschieren sah.

Pony sah ihn fragend an.

»Ich kenne diese Strategie«, erklärte er. »Sie greifen von zwei Seiten an, um den Feind zu verwirren.« Er strahlte übers ganze Gesicht.

»Das kommt mir auch bekannt vor«, fiel Pony ein, die begriff, was er meinte. »Es ist die Handschrift von – «

»Belster O’Comely, wollen wir hoffen«, schloß sich ihr der Hüter an.

»Wollen mal sehen, wo wir uns einklinken können«, meinte Pony und gab Symphony die Sporen. Der stolze Hengst sprengte donnernd davon und suchte Anschluß an die zweite Welle von Belster O’Comelys Armee. Eibryan achtete sorgfältig darauf, Symphony ans hintere Ende der gegnerischen Truppen zu lenken – von denen sich ein großer Haufen aus Gründen, die Eibryan und Pony nur ahnen konnten, weit nach Süden abgesetzt hatte. Im Schutz einer Reihe kräftiger Kiefern ließ sich der Hüter vom Pferd gleiten und übergab Pony die Zügel.

»Paß auf dich auf«, flüsterte er und griff nach ihrer Hand. Zu seiner Überraschung reichte sie ihm den kleinen Diamanten.

»Ich kann ihn nicht benutzen, ohne die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken«, erklärte sie ihm.

»Aber wenn sie dir zu nahe kommen – «, wollte Eibryan protestieren.

»Erinnerst du dich noch an das Wäldchen in den Moorlanden?« erwiderte Pony gleichgültig. »Da sind sie mir auch zu nah gekommen.«

Der Gedanke an dieses Gemetzel beruhigte den Hüter. Wenn ihre Feinde Pony zu nahe kämen, dann gnade ihnen Gott.

»Du nimmst den Diamanten und zeigst mir die Ziele«, erklärte ihm die junge Frau. »Wenn du den Hämatit benutzen kannst, dann kannst du auch mit dem Diamanten umgehen. Es ist bei jedem Stein dasselbe. Entfalte seine Zauberkraft, richte ihren Schein auf eine Horde Pauris und dann los.«

Eibryan drückte ihre Hand, zog sie zu sich herab und stellte sich auf die Zehenspitzen, um ihr einen Kuß zu geben. »Als Glücksbringer«, sagte er und verschwand.

»Bis später«, erwiderte Pony mit einem lüsternen Blick. Doch sowie sie die Worte ausgesprochen hatte, fiel ihr die Abmachung ein, die sie getroffen hatten, und sie stieß einen wehmütigen Seufzer aus. Dieser Krieg dauerte für ihren Geschmack schon viel zu lange.

Eibryan sah es genauso. Mit dem Katzenauge konnte der Hüter gut im Dunkeln sehen, und doch wäre er beinahe über einen Baumstamm gefallen, als ihn im Gehen Ponys kokette Antwort einholte.

Er holte tief Luft, verscheuchte die Bilder, die ihre Bemerkung in ihm wachgerufen hatte, und konzentrierte sich voll auf die gegenwärtige Situation. Dann war er auf und davon und ließ sich vom Lärm der Kämpfe in die Nähe des Geschehens lenken. Sein Adrenalinspiegel stieg an, er verfiel in den tranceartigen Zustand des eingefleischten Kämpfers mit derselben Schwerelosigkeit und den geschärften Sinneswahrnehmungen, die ihn beim *Bi'nelle dasada*, seinem allmorgendlichen Schwerttanz, überkamen.

Jetzt war er Nachtvogel, der Krieger aus der Elfenschule, und selbst sein Schritt schien leichter und wendiger zu werden.

Bald war er so nah herangekommen, daß er die Bewegungen der kämpfenden Menschen und Ungeheuer sehen konnte. Er mußte sich immer wieder klarmachen, daß diese, im Gegensatz zu ihm mit seinen Zaubersteinen, nicht viel sehen konnten, daß Pauris und Goblins außerhalb des Umkreises ihrer Fackeln

sogar völlig blind waren. Und für diejenigen, die keine Fackel trugen, waren die nächtlichen Gefechte in der Dunkelheit des Waldes eher ein Herumtasten, als daß sie ihre Gegner gesehen hätten. Der Hüter sah eine Weile zu und versuchte die Lage einzuschätzen. Dabei mußte er sich mühsam das Lachen verkneifen, denn es sah immer wieder äußerst komisch aus, wenn Pauris und Menschen knapp aneinander vorbeiliefen, ohne es zu bemerken.

Der Hüter wußte, daß es Zeit war, sich den richtigen Platz zu suchen. Er erspähte zwei Goblins, die am Fuß eines Baumstumpfes kauerten und nach Westen Ausschau hielten, von wo der letzte Angriff erfolgt war. Er konnte die beiden deutlich sehen, sie hatten jedoch keinerlei Lichtquelle, so daß sie völlig blind waren. Flink und lautlos machte sich Nachtvogel auf den Weg, rückte näher und näher heran und sprang dann mit einem Satz in ihre Mitte. Sein mächtiges Schwert blitzte erst links, dann rechts auf, dann wandte er sich wieder nach links, stieß das Schwert mit aller Kraft vorwärts und durchbohrte den ersten der beiden Goblins.

Er zog die Klinge wieder heraus und wirbelte herum, wo der andere Goblin schwankend am Boden kniete und sich den Bauch hielt. Mit einem kräftigen Hieb trennte Sturmwind dem Ungeheuer den häßlichen Kopf vom Rumpf.

Nachtvogel rannte vorwärts, querfeldein über offene Grasflächen, und kletterte von Zeit zu Zeit auf einen Baum, um sich einen besseren Überblick über seine Umgebung zu verschaffen. Dabei versuchte er sich stets vorzustellen, wo Pony auf ihn warten und welche Hilfe sie ihm anbieten konnte.

Pony, die im Schutz des Kiefernwäldchens mucksmäuschenstill auf dem Pferd saß und begierig auf ihren Einsatz wartete, wurde die Zeit lang. Immer wieder sah oder hörte sie in der Nähe irgendeine Bewegung, konnte aber nie

sagen, ob es ein Mensch oder ein Pauri war oder vielleicht sogar ein vom Gefechtslärm aufgeschrecktes Reh.

Die ganze Zeit über rieb sie mit ihren Fingern über verschiedene Steine: den Graphit und den Magnetit, den kraftvollen Rubin, den beschützenden Serpentin und den Malachit.

»Beeil dich, Eibryan!« flüsterte sie, denn sie konnte es gar nicht erwarten, in den Kampf zu ziehen und den ersten Streich zu führen, um die Nervosität los zu werden. So ging es mit flauem Magen, Schweißperlen auf der Stirn und knisternder Spannung. Sie wußte genau, ein einziger Hieb und der erste Adrenalinstoß würden sie davon befreien.

Nicht weit voraus hörte sie Stimmengewirr und erspähte einen riesigen Umriß. Pony brauchte kein Diamantenlicht, um die Gestalt zu erkennen. Sie hielt den Graphit, den Blitzstein, auf Armeslänge in die Höhe und beschwor seine Kraft. Sie wartete noch ein bißchen, bis die Kraft stark genug war und der Riese sich mit einer Handvoll Anhänger auf einem Grat niedergelassen hatte, der eine mit dünnen Bäumen bestandene Senke durchzog.

Noch immer zögerte sie – der Blitzschlag würde vermutlich nicht viele von den Ungeheuern töten, den Riesen ganz gewiß nicht. Wenn ihre magische Energie nachließ, würde sie unweigerlich mitten ins Kampfgewühl geraten. Vielleicht bot sich ja noch eine bessere Gelegenheit.

Aber dann brüllte der Riese los und schleuderte einen riesigen Stein in westliche Richtung, von wo sich eine Schar Menschen in schnellem Tempo näherte, und die Entscheidung war gefallen. Goblins und Pauris johlten begeistert in der festen Überzeugung, daß sie das Grüppchen schnell und mit Leichtigkeit überrannt haben würden.

Dann kam der Blitzschlag, eine plötzliche, markerschütternde, blendende Entladung gleißenden weißen

Lichts. Etliche Goblins und zwei Pauris wurden zu Boden geschleudert, und der Riese fiel mit solcher Wucht hintenüber, daß er dabei einen kleinen Baum entwurzelte.

Und, was aus Ponys Sicht das wichtigste war, die Menschen waren gewarnt und hatten in dem Augenblick, als das Licht aufblitzte, die Anzahl ihrer Feinde gesehen.

Doch damit war auch Ponys Standort augenfällig geworden. Feuer flackerten in der schmalen Senke zwischen ihr und den Ungeheuern, vom Blitz getroffene Bäume gingen in Flammen auf. Der Riese, der mehr verärgert als verletzt war, kam auf sie zugerannt und holte einen neuen Felsbrocken aus seiner Tasche.

Pony dachte daran, einen weiteren Blitzschlag auszulösen, aber der Graphit erforderte besonders viel Kraft, und sie wußte, daß sie diesmal noch konzentrierter sein mußte. Sie hantierte mit den Steinen, sah, wie der Riese die Arme hochriß, und konnte nur beten, daß sein Wurf sie nicht erreichen würde.

Da tauchte noch ein helles, weißes Licht auf, der Schimmer eines Diamanten, und beleuchtete den Riesen und seine Mitstreiter von hinten. Es hielt nur ein bis zwei Sekunden an, aber es vermittelte Pony ein deutlicheres Bild ihrer Gegner und lenkte den Riesen einen Augenblick lang ab.

Mehr brauchte Pony nicht. Jetzt kam der Magnetit zum Vorschein. Die junge Frau konzentrierte sich auf seine Energie und suchte mit ihrer Hilfe nach irgendeinem Anziehungspunkt. Sie »sah« durch den Stein hindurch die Pauri-Schwerter und die Gürtelschnalle des Zwerges. Das Bild des Riesen im Licht des Diamanten erstand vor ihren Augen, sie sah seine erhobenen Arme und die großen Hände, die den Felsbrocken hielten.

Der Riese trug metallbeschlagene Kampfhandschuhe.

Schnell konzentrierte Pony das Kraftfeld des Magnetiten, schaltete alle anderen metallischen Einflüsse aus und richtete

alle Energie auf den einen Riesenhandschuh. Dann steigerte sie die Kraft des Steines auf ein Höchstmaß und ließ ihn fliegen – mit der vielfachen Geschwindigkeit und Wucht eines der tödlichen Bogenschüsse von Eibryan.

Der Riese vergaß das aufflackernde Licht hinter sich und stemmte den Felsbrocken über seinen Kopf, um ihn in die Richtung des unsichtbaren Blitzeschleuderers zu werfen. Doch auf einmal durchzuckte sein rechtes Handgelenk ein glühender Schmerz, so daß der Stein seiner kraftlosen Hand entglitt und, nachdem er an seiner breiten Schulter abgeprallt war, zu Boden rollte.

Der Koloß spürte kaum den Schlag gegen seine Schulter, denn seine Hand und das Handgelenk waren zertrümmert und die Reste des Handschuhs klebten daran. Zwei Finger hingen nur noch lose an Hautfetzen, ein anderer war einfach nicht mehr vorhanden.

Das Ungetüm taumelte ein paar große Schritte rückwärts, blind vor Erstaunen und Schmerz.

Da schlug ein weiterer Blitz ein und ließ ihn hintenüberkippen, so daß er stöhnend am Boden lag. Halb bewußtlos hörte der Riese noch, wie die letzten seiner Kumpane die Beine in die Hand nahmen und in der Dunkelheit verschwanden.

Nun lenkte Pony Symphony aus dem Kiefernwäldchen heraus in das Tal, wo sie sich ihren Weg durchs Gestrüpp bahnten. Unterwegs zog sie ihr Schwert, ritt zu dem winselnden Riesen, der keinen Widerstand mehr leistete, und tötete ihn.

Im vollen Vertrauen auf Ponys Fähigkeiten war Nachtvogel, nachdem er ihr mit dem Diamanten das Ziel gewiesen hatte, wieder ins Dunkel getaucht und mitten durch die Kampflinien

der Menschen und Ungeheuer hindurch weiter nach Norden geeilt.

Plötzlich sah er eine Gruppe Menschen im Farn herumkriechen, und auf einem niedrigen Ast direkt über ihnen erblickte er zwei Goblins, die mit gräßlichen Speeren in den Händen nach einer Lücke in dem grünen Dach Ausschau hielten.

Der Hüter riß seinen Bogen hoch, und im Bruchteil einer Sekunde plumpste einer der beiden vom Baum.

Verdutzt drehte sich der andere um und versuchte herauszufinden, wo sein Kumpan geblieben war.

Der zweite Schuß traf ihn in die Schläfe, und er war bereits tot, bevor er ebenfalls zu Boden ging.

Die Leute im Farnkraut krochen weiter vorwärts, ohne zu wissen, was da von oben gekommen war.

Nachtvogel holte sie flink ein. Ein Mann, der das gehört hatte, ging mit angelegtem Bogen auf ihn zu. »Nanu«, sagte er ungläubig und fügte dann flüsternd hinzu, als der Hüter an seiner Seite war: »Nachtvogel!«

»Folgt mir«, sagte dieser. »Die Dunkelheit ist kein Problem, ich zeige euch den Weg.«

»Es ist Nachtvogel«, sagte ein anderer.

»Wer?« fragte ein dritter.

»Ein Freund«, erklärte der erste schnell, und schon setzte sich die kleine Schar aus fünf Männern und drei Frauen im Gänsemarsch in Bewegung.

Bald darauf sah der Hüter im Dunkeln eine weitere Gruppe von Leidensgenossen hocken und lenkte seine Leute dorthin. Plötzlich war seine Streitmacht zwanzig Mann stark, und er machte sich auf die Suche nach dem Feind. Er wußte, wie es war, nachts im dunklen Wald zu kämpfen, und welchen Vorteil ihm und seiner Schar das Katzenauge verschaffte. Um sie herum herrschte bald nur noch sinnloses Geschrei und

Fluchen, Pfeile flogen blindlings durch die Nacht, man rannte sich gegenseitig um, und selbst Kampfgenossen stolperten übereinander und gingen aufeinander los, ehe sie ihre Kameraden erkannten. Irgendwo in der Ferne hörte man den krächzenden Schrei eines Pauri und gleich darauf einen gewaltigen Donnerschlag, und Nachtvogel wußte, daß wieder so eine erbärmliche Kreatur Pony in die Quere gekommen war.

Er biß sich auf die Lippen und bezwang seinen Wunsch, zurückzulaufen und nach seiner Liebsten zu sehen. Er mußte ihr vertrauen und sich immer wieder vor Augen halten, daß sie ihr Handwerk verstand, bei Tag wie bei Nacht, und abgesehen von ihrer Meisterschaft im Schwertkampf genügend magische Kräfte besaß, um sich durchzusetzen.

Jetzt kam es in der entgegengesetzten Richtung zu einer weiteren Schlacht, als eine Horde Goblins über den nördlichen Rand dessen herfiel, was von den menschlichen Kampflinien noch übrig war. Diesmal war der Ausgang weniger eindeutig, und die Wut- und Todesschreie von Menschen und Goblins zerrissen gleichermaßen die Luft. Die Gefechte zogen immer mehr Kämpfer an, bis der Wald voll von Ungeheuern und Menschen war, die hin und her rannten. Der Hüter brachte seine Schar in eine reine Verteidigungsposition und schritt dann einen Kreis ab, in den jeder Mensch hineingezogen wurde, der in seine Nähe kam, bis die Gruppe auf über dreißig Kämpfer angewachsen war. Immer wenn einer ihrer Feinde in die Nähe kam, schlich Nachtvogel mit dem Diamanten um ihn herum, so daß seine Bogenschützen leichtes Spiel hatten.

Als es so aussah, als wäre die unmittelbare Umgebung endlich von Ungeheuern geräumt, setzte Nachtvogel seine Schar wieder in Bewegung und ließ die Leute dicht hintereinander gehen, so daß sie sich bei den Händen halten konnten.

An verschiedenen Stellen im Wald flammten Fackeln auf, anderswo drangen Schreie durch die Nacht, und es gab keine klaren Kampflinien mehr, wo man hätte eingreifen können. So marschierten sie in ruhiger, geordneter Formation vorwärts, während der Hüter ununterbrochen seine Runden drehte und ihnen den Weg wies. Mehr als einmal erspähte er gegnerische Gestalten, die durchs Unterholz schlichen, aber er hielt seine Truppe in Deckung, denn er wollte vorläufig noch nicht, daß man sie bemerkte.

Bald erstarb der Gefechtslärm, und Stille breitete sich über das Dunkel des Waldes. In der Ferne flammte eine Fackel auf. Nachtvogel sagte sich, daß es wahrscheinlich Pauris waren, die sich in Sicherheit wiegten, daß die Schlacht vorbei war. Er lief zu dem nächstbesten seiner Leute und forderte ihn auf weiterzusagen, daß es nun bald Zeit sei zuzuschlagen.

Dann ließ er die Truppe erneut in Deckung gehen und machte sich allein auf die Pirsch. Da er sich mit den Strategien der Pauris auskannte, konnte er sich vorstellen, daß sie mit der Fackel das Zentrum bildeten, während ihre Truppen sie umgaben wie die Speichen eines Rades. Das Licht der Fackel war immer noch mehr als zweihundert Fuß entfernt, als er auf die Spitze einer solchen Speiche stieß – in Form zweier Goblins, die am Rande eines dichten Birkenwäldchens hockten.

Mit äußerster Geschicklichkeit schlich sich Nachtvogel von hinten an das ahnungslose Pärchen an. Zunächst dachte er daran, das Licht des Diamanten auf sie zu richten, so daß seine Bogenschützen die beiden niedermähen konnten, doch dann überlegte er es sich anders, denn er wollte hier den entscheidenden Schlag ausführen. Und so pirschte er sich Schritt für Schritt allein an.

Dann hielt er mit der einen Hand blitzschnell dem einen Goblin den Mund zu, während er dem anderen sein Schwert

zwischen die Rippen stieß, um es gleich darauf mit dem toten Goblin zusammen loszulassen, mit der freigewordenen Hand den zweiten bei den Haaren zu packen und mit der Linken sein Kinn zu umfassen. Bevor das Ungeheuer anfangen konnte zu schreien, überkreuzte er dessen Arme vor dem Bauch und riß sie dann mit einem heftigen Ruck wieder nach hinten.

Der Goblin hatte kaum Zeit, einen Mucks von sich zu geben, und das einzige Geräusch, das man hörte, war das Knacken seines Genicks, das klang, als wäre jemand auf einen trockenen Ast getreten.

Der Hüter nahm sein Schwert wieder an sich und schlich näher an den Mittelpunkt der feindlichen Formation heran, die ganz so aussah, wie er es sich vorgestellt hatte. Nachdem er eine möglichst genaue Bestandsaufnahme gemacht hatte, kehrte er lautlos zu seiner Truppe zurück.

»Es sind Ungeheuer in der Umgebung«, erklärte er. »Drei von ihnen halten die Fackeln.«

»Dann zeig uns, wo sie sind, und wir erledigen sie noch heute nacht«, meinte einer ungeduldig, und etliche andere stimmten ihm zu.

»Das ist eine Falle«, sagte der Hüter. »Im Dunkeln hocken noch mehr Pauris und Goblins, und hinter den Bäumen lauern zwei Riesen.«

»Was sollen wir tun?« fragte einer, und es klang jetzt gedämpfter.

Der Hüter blickte in die Runde und lächelte grimmig. Er sah an ihren Mienen, daß sie sich geschlagen glaubten. Doch Nachtvogel, der ganze Horden von Ungeheuern niedergemacht hatte, seit er vom Barbakan herabgekommen war, wußte es besser. »Zuerst töten wir die Riesen«, erklärte er gelassen.

Belster und Tomas hatten auf einer entfernten Anhöhe Posten bezogen. Der Gastwirt rieb sich immer wieder nervös die Hände und versuchte zu erraten, was da unten wohl vor sich ging. Sollte er seine Truppen zurückziehen oder den Kampf vorantreiben?

Konnte er das überhaupt? Die Pläne waren ihm so logisch erschienen, als sie entworfen wurden, so einfach durchzuführen oder notfalls auch aufzugeben. Doch die Wirklichkeit sah dann doch immer ganz anders aus, besonders im verwirrenden Dunkel der Nacht.

Tomas Gingerwart neben ihm befand sich in einem ebenso schweren Gewissenskonflikt. Er war ein zäher, kampfgeprägter Mann, aber bei allem Haß auf die Ungeheuer war ihm doch klar, daß es Unfug wäre, sich in ausgedehnte Streitigkeiten einzulassen.

Dennoch hatte auch er keine klare Vorstellung davon, was passieren könnte. Er hörte die gelegentlichen Schreie – öfter von einem Ungeheuer als von einem Menschen – und sah die flackernden Lichter. Dann erfolgten plötzlich zwei grelle Blitze, und Belster erkannte sofort, daß sie nicht von den Fackeln herrührten, sondern ganz offensichtlich ein Zauberkunststück waren.

Das Problem war nur, daß keiner von ihnen die leiseste Ahnung hatte, von welcher Seite es kam. Ihr kleiner Stoßtrupp besaß keine Edelsteine und hätte auch gar nicht gewußt, wie man damit umging, aber auch von Pauris, Goblins und Riesen hatte man noch nie gehört, daß sie solchen Zauber beherrschten.

»Wir müssen uns entscheiden, und zwar schnell«, meinte Tomas leicht resigniert.

»Jansen Bridges müßte bald zurück sein«, erwiderte Belster.
»Wir müssen herausfinden, wer diesen Zauber ausgelöst hat.«

»Es ist jetzt schon eine Weile her«, fuhr Tomas fort. »Wenn die Zauberkraft inzwischen erschöpft oder der Verursacher **tot** ist, erübrigt sich die Frage vielleicht.«

»Aber wer war es?«

»Roger Flinkfinger wahrscheinlich«, erwiderte Tomas. »Der hat doch immer solche Streiche auf Lager.«

Belster war sich da nicht so sicher, obwohl es dem Gastwirt nicht neu war, daß Roger von einem gewissen Zauber umgeben war. Die Legenden, die sich um Roger rankten, mochten übertrieben sein, aber seine Taten waren schon verblüffend.

»Ruf sie zurück«, entschied Tomas schließlich. »Setz Lichtsignale und laß Boten verbreiten, daß die Schlacht vorüber ist.«

»Aber Jansen – «

»Solange können wir nicht warten«, schnitt ihm Tomas das Wort ab. »Ruf sie zurück.«

Belster zuckte mit den Achseln; er konnte ihm nicht widersprechen, doch bevor er oder Tomas das Signal zum Rückzug geben konnten, kam ein Mann mit großen Sätzen den Hang heraufgerannt.

»Nachtvogel!« rief er den beiden zu. »Nachtvogel und Avelyn Desbris!«

Belster lief ihm entgegen. »Bist du sicher?«

»Ich habe Nachtvogel mit eigenen Augen gesehen«, sagte Jansen keuchend. »Er muß es gewesen sein, kein anderer bewegt sich so anmutig. Ich habe gesehen, wie er einen Goblin umbrachte und wie geschickt er dabei war. Immer rechts und links mit dem Schwert«, erzählte er und schwenkte dabei seine Arme hin und her.

»Vom wem redet er?« fragte Tomas, der den beiden entgegenkam.

»Von dem Hüter«, erwiderte Belster. »Und Avelyn?« wollte er von Jansen wissen. »Hast du mit Avelyn gesprochen?«

»Er muß es gewesen sein«, erwiderte Jansen. »Wie er mit dem Blitzschlag Pauris und Riesen zerschmettert hat! Sie sind zurückgekommen!«

»Eine gewagte Vermutung«, wandte Tomas nüchtern ein und fügte dann an Belster gewandt hinzu: »Können wir den Beobachtungen dieses Mannes trauen? Wenn er sich irrt – «

»Dann sieht es trotzdem so aus, als hätten wir ein paar mächtige Verbündete gefunden«, erwiderte Belster. »Aber nun laß uns die Fackeln entzünden und uns wieder versammeln, dann werden wir ja sehen, wie stark wir geworden sind.« Eilig ging er voran den Hügel hinab und hoffte im stillen, daß seine alten Kameraden aus Dundalis ihnen tatsächlich zu Hilfe gekommen waren.

Ihre Reaktionen waren unterschiedlich; ein paar von ihnen nickten eifrig, andere zögerten und sahen ihre Gefährten zweifelnd an.

»Die Fackeln sind der Nabel der Pauri-Verteidigungsstellung«, erklärte Nachtvogel schnell. »Der Weg dorthin ist frei, wenn wir klug vorgehen. Wir müssen schnell und zielsicher zuschlagen und auf jeden Angriff vorbereitet sein.«

»Der Nabel?« wiederholte einer der Männer zweifelnd.

»Das Zentrum des Pauri-Verteidigungsringes«, erläuterte der Hüter. »Eine kleine Gruppe in der Mitte eines großen Kreises.«

»Wenn wir sie in der Mitte angreifen, werden wir umzingelt«, erwiderte der Mann, und von mehreren Seiten wurde ungläubiges Murren laut.

»Wenn wir in der Mitte heftig genug zuschlagen und die Riesen töten, werden es die anderen, vor allem die Goblins,

nicht wagen, auf uns loszugehen«, erklärte der Hüter zuversichtlich.

»Die Fackeln sind doch bloß Köder«, widersprach der Mann so laut, daß der Hüter und einige andere ihn ermahnen mußten, leise zu sein.

»Die Fackeln sind tatsächlich dafür gedacht, die Gegner anzulocken«, gab Nachtvogel zu. »Aber sie gehen davon aus, daß sie diese Gegner am Rande des Kreises antreffen. Wenn wir uns ohne weiteren Verzug auf den Weg machen, können wir ungehindert bis ins Zentrum marschieren. Unsere Gegner erwarten keinen derart massiven Angriff.«

Der Mann wollte erneut widersprechen, aber die Umstehenden, deren Vertrauen in den Hüter zunahm, hinderten ihn daran.

»Geht leise, jeweils drei nebeneinander«, sagte der Hüter.

»Dann können wir die im Zentrum Stehenden umzingeln und erledigen, bevor Verstärkung eintrifft.«

Noch immer tauschten viele von ihnen zweifelnde Blicke.

»Ich habe monatelang gegen Pauris gekämpft, und das hier ist mit Sicherheit Pauri-Strategie«, erklärte Nachtvogel.

Sein absolut selbstsicherer Tonfall machte den neben ihm Stehenden Mut, und sie drehten sich um und nickten den anderen zu.

Augenblicklich setzte sich die Truppe in Bewegung, Nachtvogel weit vorn an der Spitze. Er ging zu der Stelle, wo er die beiden Goblins getötet hatte, und war froh, ihre Leichen vorzufinden, wie er sie verlassen hatte, ohne irgendwelche neuen Spuren. Die Streitmacht der Gegner war nicht sehr zahlreich, und dieses Verteidigungsrad hatte wenig Speichen, dachte er, denn als er im Licht der Pauri-Fackeln nach rechts und links spähte, sah er keine weiteren Ungeheuer.

Nachtvogel führte seine Truppe mitten hinein und ließ sie sich dann auffächern, kaum dreißig Fuß von den Pauris und

den Riesen entfernt, wie er bemerkte, denn die beiden Ungetüme waren noch immer an ihrem Platz. Die hoch aufgeschossenen Gestalten lehnten fest an der Rückseite der Eiche, so daß der Stamm sie vor dem Licht der Fackeln abschirmte.

Leise bahnte sich der Hüter seinen Weg. Er lief an der Reihe entlang, bedeutete allen, sich bereitzuhalten, und hielt den Diamanten fest in seiner Faust. Weitab zur Linken der drei Pauris fand er einen niedrigen, dicken Ast. Leise kletterte er hinauf und verlagerte langsam sein Gewicht, damit es nicht raschelte. Dann tastete er sich vorsichtig vorwärts, immer näher an den Stamm heran.

Und immer näher an die Riesen.

Nachtvogel konzentrierte sich auf den Stein und ließ dessen Energie anwachsen, gab sie jedoch noch nicht frei.

Die Energie nahm zu, bis seine ganze Hand kribbelte.

Nun rannte Nachtvogel den Ast entlang. Die Pauris hoben die Köpfe bei dem unerwarteten Geräusch.

Und dann wurden sie und die Riesen vom plötzlichen Aufflammen eines strahlend weißen Lichts geblendet, heller als der hellste Tag.

Nachtvogel huschte über die verdutzten Pauris hinweg zu dem ersten Riesen. Er wußte, daß er nicht viel Zeit zum Ausholen hatte. Er ergriff Sturmwind mit beiden Händen, nahm Anlauf, bremste dann plötzlich ab und legte den ganzen restlichen Schwung in den einen Hieb.

Die Klinge zog eine kaum vom Schimmer des Diamanten zu unterscheidende weiße Spur hinter sich her, bevor sie krachend die Stirn des Riesen zertrümmerte und das Gehirn zerfetzte, so daß der Koloß sich an den Kopf griff und hintenüber fiel.

Der andere Riese sprang herbei, doch nur, um von einem Hagel schwirrender Pfeile getroffen zu werden.

Dann machte Nachtvogel kehrt und lief schnurstracks den Baum hinauf.

Die Pauris und Goblins schrien durcheinander und verteilten sich über die ganze Gegend, so daß die Bogenschützen sich auf näherliegende Ziele verlegen mußten.

Der übriggebliebene Riese schüttelte die erste Salve ab und grabschte nach dem Baumstamm in der Absicht, ihn einfach aus der Erde zu ziehen und den Hüter zu zerschmettern, diese elende Ratte, die seinem Bruder gerade eine tödliche Wunde zugefügt hatte. Er schaute an dem Baum empor, brüllte vor Schmerz und Wut und verstummte dann, als er dem Blick des Hüters begegnete, der einen Pfeil an seinem seltsam aussehenden Bogen angelegt hatte.

Nachtvogel hielt Falkenschwinge bis zum Anschlag gespannt. Mit angespannten Muskeln, die Arme um den Bogen verschränkt, die Beine fest gegen den Ast gestemmt, hatte er unbeweglich abgewartet, bis der Riese genau unter ihm stand und zu ihm hinauf sah.

Dann ließ er los, und der Pfeil bohrte sich tief in das Gesicht des Ungeheuers, bis er nicht mehr zu sehen war.

Der Riese fuchtelte wild mit den Armen in der Luft herum, und dann sank er in die Knie, krümmte sich neben seinem Bruder zusammen und starb gerade, als dieser sich wieder am Boden zu winden begann.

Nachtvogel beeilte sich, nach oben zu klettern, denn ihm war klar, daß er in dieser niedrigen Position verletzlich war. Dann beobachtete er von einem höher gelegenen Ast aus den Kampf und suchte sich sorgfältig die beiden Ungeheuer aus, die so gut versteckt waren, daß sie seine Mitstreiter am Boden nicht sehen konnten.

»In Deckung!« rief der Hüter, und gleich darauf ließ er das Licht des Diamanten verlöschen, so daß die ganze Umgebung

pechschwarz wurde, mit Ausnahme einer einzelnen Fackel, die in den letzten Zügen flackernd am Boden lag.

Nachtvogel schloß die Augen und öffnete sie dann langsam wieder, um sich an das neue Licht zu gewöhnen. Dann setzte er erneut das Katzenauge ein, um sich zu orientieren. Er erkannte sofort, daß die Ungeheuer noch lange nicht geschlagen waren, denn verschiedene Horden hatten sich zusammengeschlossen und stürmten hartnäckig, zumeist von Süden her, auf sie zu. Er mußte einen Entschluß fassen, und zwar schnell. Der Überraschungseffekt war jetzt vorbei, und der Gegner war seiner mageren Truppe von dreißig Mann zahlenmäßig noch immer weit überlegen.

»Geht nach Norden!« rief er so leise wie möglich hinunter. »Bleibt unter allen Umständen zusammen. Ich komme zu euch, sobald ich kann.«

Als seine Krieger im Unterholz verschwunden waren, wandte der Hüter seine Aufmerksamkeit wieder gen Süden und überlegte, wie er die gewaltigen Horden zerschlagen konnte, vielleicht, indem er sie im großen Bogen wieder nach Süden jagte.

Dann aber sah er hinter den Reihen der Ungeheuer die blau leuchtende Gestalt einer Reiterin herannahen.

»Lauft!« rief der Hüter den Menschen zu. »Lauft um euer Leben!« Dann begann er wie wild den Baum hinaufzuklettern, ohne die geringste Angst vor irgendeiner Pauri-Armbrust.

In völligem Vertrauen darauf, daß Symphony sie mit seinen scharfen Sinnen sicher durch das Dickicht führen würde, lenkte Pony das Pferd vorwärts. Sie kam an zwei verblüfften Pauris vorbei und verstärkte ihren Serpentin-Schutzschild.

Sie waren überall, huschten um sie herum und johlten wie wild. Und dann brannten sie plötzlich alle lichterloh und die Bäume ebenfalls.

Während das Licht ihr den Weg wies, ritt Pony durch die Feuersbrunst hindurch und bemühte sich, den Schutzschild aufrechtzuerhalten. Als sie sich am Rande des Feuers einer riesigen Eiche näherte, blinzelte sie ungläubig, denn am anderen Ende kam ihr, von Ast zu Ast hüpfend, Nachtvogel entgegen.

Pony führte Symphony unter den niedrigsten Zweig, und der Hüter ließ sich genau vor ihren Füßen zu Boden fallen, wo er sofort einen Purzelbaum machte, um ein paar verirrte Flammen zu ersticken. Dann rollte er sich wieder auf die Füße und schüttelte sich.

»Du hättest mich ruhig warnen können!« beschwerte er sich, und Rußfetzen wehten von seiner ledernen Tunika herab.

»Ganz schön warme Nacht!« stellte Pony kichernd fest. Dann führte sie Symphony zu ihm, beugte sich zur Seite herab und reichte ihm ihre Hand. Er ergriff sie – sowie sich ihre Finger berührten, umgab auch ihn der Schutzschild –, kletterte hinter ihr aufs Pferd, und schon trabten sie davon, zuversichtlich, daß in ihrer Umgebung keinerlei Ungeheuer mehr auf sie lauerten.

»Und du solltest besser achtgeben, wo du dich versteckst«, konterte Pony.

»Es gibt noch andere Möglichkeiten als die Edelsteine«, wandte der Hüter ein.

»Dann bring mir *Bi'nelle dasada* bei«, sagte die junge Frau schlagfertig.

Der Hüter ließ es dabei bewenden, denn er wußte nur zu gut, daß er bei Pony doch nie das letzte Wort haben würde.

8. Sieg des Gewissens

Auf einer Wiese zwanzig Meilen östlich von dem Städtchen Landsdown wechselte die Karawane aus St. Mere-Abelle zum letzten Mal ihre Pferde aus. Bruder Pembleton, der ihnen frische Tiere brachte, kam außerdem mit Nachrichten, die den Anführern des Zuges gar nicht gefielen.

»Dann müssen wir eben weiter nach Osten gehen«, überlegte Bruder Braumin Herde und blickte nach Nordwesten, in die Richtung, die sie eigentlich hatten nehmen wollen, als erwartete er, daß von dort jeden Augenblick eine Horde Ungeheuer über sie herfallen würde.

Bruder Francis, der die geringste Änderung an seinem Zeitplan als persönlichen Angriff auffaßte, sah Braumin Herde feindselig an.

»Ganz ruhig, Bruder Francis«, meinte Jojonah, der sah, wie sich der Mann grimmig auf die Lippen biß. »Du hast ja gehört, was der gute Bruder Pembleton sagt. Die ganze Gegend zwischen Landsdown und den Wilderlanden wimmelt von unseren Feinden.«

»Wir können uns ja vor ihnen verstecken«, wandte Bruder Francis ein.

»Das würde uns eine Menge Zauberkraft kosten«, sagte Meister Jojonah. »Und eine Menge Zeit!« Er stieß einen Seufzer aus, und Francis murrte und drehte sich auf dem Absatz um. Nachdem das, zumindest fürs erste, erledigt war, wandte sich Jojonah wieder an Bruder Pembleton, einen großen, rundlichen Mann mit einem dicken schwarzen Bart und buschigen Augenbrauen. »Sag mal, guter Pembleton, du kennst dich doch hier viel besser aus als wir.«

»Wo wollt ihr denn hin?« fragte der Mönch.

»Das kann ich dir nicht sagen«, erwiderte Meister Jojonah.
»Du sollst nur wissen, daß wir durch die Waldlande nach Norden müssen.«

Der Mönch kratzte sich an seinem bärtigen Kinn. »Es gibt eine Straße, auf der ihr in den Norden kommt, allerdings führt sie durch den östlichen Teil der Waldlande, nicht durch den westlichen, wie ihr es eigentlich vorhattet. Es ist eine gute Straße, wenn sie auch wenig benutzt wird.«

»Und was hört man von dort über Pauris und Goblins?« fragte Bruder Braumin.

Der andere zuckte mit den Achseln. »Gar nichts«, erklärte er.
»Es sieht so aus, als kämen die Ungeheuer von Nordwesten durch die Waldlande gefegt, vorbei an den drei Städten Dundalis, Weedy Meadow und Weltenend. Von dort breiten sie sich nach Süden aus, soweit ich gehört habe, nicht nach Osten. Ich denke, es ist ein guter Umweg«, fügte er hoffnungsvoll hinzu. »Denn im Osten gibt es wenig, was die Ungeheuer locken könnte. Keine Städte und sehr wenige Ansiedlungen, wenn überhaupt.«

Ein junger Mönch kam mit einem Lederbeutel zu ihnen, aus dem mehrere Pergamentrollen herausschauten. Bruder Francis lief sofort auf ihn zu und riß ihm den Sack aus den Händen.

»Danke, Bruder Dellman«, sagte Meister Jojonah freundlich zu dem Überbringer und bedeutete dem verduztten jungen Mann, zu den anderen zurückzukehren.

Bruder Francis blätterte zwischen den verschiedenen Rollen herum und zog schließlich eine heraus. Er entrollte sie behutsam und breitete sie auf einem Baumstumpf aus, während Meister Jojonah, Bruder Braumin und Pembleton sich um ihn herumhockten.

»Unser Weg führt genau durch Weedy Meadow«, erklärte Bruder Francis und fuhr mit dem Finger auf der Landkarte entlang.

»Dann macht euch darauf gefaßt, euch jeden Schritt zu erkämpfen«, antwortete Bruder Pembleton offenherzig. »Nach allem, was man hört, ist Weedy Meadow inzwischen eine Pauri-Stellung. Und eine Menge Riesen gibt's da oben auch.«

»Wo liegt diese östlichere Straße?« fragte Meister Jojonah.

Der Mönch rückte näher an die Karte heran, betrachtete sie einen Augenblick lang und fuhr dann mit dem Finger von ihrem gegenwärtigen Standpunkt aus nach Osten, dann nach Norden, wobei er die näher gelegenen Bereiche der östlichen Waldlande schnitt und dann direkt im südlichen Alpinador landete. »Ihr könnt natürlich wieder nach Westen abbiegen, bevor ihr durch die Waldlande hindurch seid, und einen Bogen um die drei Städte machen.«

»Wie sieht es da oben aus?« fragte Meister Jojonah. »Warst du jemals dort?«

»Einmal«, erwiderte der Mönch. »Als sie Dundalis nach dem Goblin-Überfall zum erstenmal wieder aufgebaut haben. Das ist natürlich schon etliche Jahre her. Viele bewaldete Berghänge, daher der Name dieser Gegend.«

»Wald ist nicht besonders geeignet für die Wagen«, schaltete sich Bruder Braumin ein.

»So schlimm ist es nicht«, erwiderte der Mönch. »Es ist ein alter Wald mit hohen, dunklen Bäumen und wenig Unterholz. Mit Ausnahme des Caribou-Mooses natürlich, davon werdet ihr reichlich vorfinden.«

»Caribou-Moos?« Alle Augen richteten sich auf Bruder Francis, denn seine Brüder waren wirklich erstaunt, daß er den Namen nicht kannte. Dieser erwiderte Jojonahs überraschten Blick ungerührt, und seine Augen wurden erneut bedrohlich

schmal. »Es steht nichts darüber in den Büchern«, beantwortete er die unausgesprochene Frage des Meisters.

»Ein tief am Boden wachsendes weißes Kraut«, erklärte ihm Bruder Pembleton. »Eure Pferde dürften damit keine Schwierigkeiten bekommen, auch wenn es an euren Rädern hängenbleibt. Abgesehen davon ist das Blätterdach zu dicht für anderes Unterholz. Ihr werdet durchkommen, ganz gleich, wo ihr nach Westen abbiegt.«

»Wir kommen auch auf dem ursprünglichen Weg durch«, wiederholte Bruder Francis hartnäckig.

»Ich bitte um Vergebung, lieber Bruder«, sagte Bruder Pembleton mit einer höflichen Verbeugung. »Ich habe nie das Gegenteil behauptet. Ich wollte euch nur warnen – «

»Und dafür sind wir dir aufrichtig dankbar«, sagte Meister Jojonah und sah dabei Bruder Francis an. »Und jetzt frage ich dich ganz ehrlich, welche Straße würdest du, der du dich in dieser Gegend besser auskennst, nehmen?«

Pembleton strich über seinen dicken Bart und wog die Möglichkeiten gegeneinander ab. »Ich würde nach Osten gehen«, sagte er schließlich. »Und dann nach Norden, schnurstracks nach Alpinador hinein. Dieses Land ist nur dünn besiedelt, aber die Barbaren, die an eurer Route wohnen, werden euch herzlich aufnehmen, wenn sie auch nicht sehr hilfreich sind.«

Meister Jojonah nickte. »Geh jetzt bitte und sag den Kutschern, daß du ihnen den Anfang dieses Weges zeigst«, bat Jojonah den Mönch. »Wir müssen sofort aufbrechen.«

Der andere verbeugte sich erneut und entfernte sich, wobei er sich noch ein paarmal umwandte.

»Vater Markwart – «, protestierte Francis.

»Ist nicht hier«, schnitt ihm Jojonah das Wort ab. »Und wenn er hier wäre, würde er uns beipflichten. Bezwinge deinen

Stolz, Bruder. Er ist unpassend für einen von deinem Rang und deinen Fähigkeiten.«

Bruder Francis wollte widersprechen, doch die Worte blieben ihm vor Wut im Halse stecken, und so raffte er nur schnell das Pergament zusammen, das durch die grobe Behandlung in Mitleidenschaft gezogen wurde – es war das erste Mal, daß die Brüder ihn mit einer Landkarte so umgehen sahen –, und stürmte davon.

»Jetzt geht er Vater Markwart alles erzählen«, vermutete Bruder Braumin.

Bei dieser Vorstellung mußte Meister Jojonah schmunzeln. Er war sicher, daß seine Entscheidung die richtige war und Bruder Francis lediglich blind war vor Wut und verletztem Stolz.

Bald darauf war die Karawane wieder unterwegs und steuerte ohne Zwischenfälle die östliche Straße an. Bruder Francis ließ sich den ganzen Tag nicht blicken, und die Mönche, die mit in seinem Wagen fuhren, hielten sich von ihm fern. Ihrer Meinung nach schmolte er.

»Manchmal kann man sich direkt auf Vater Markwart verlassen«, flüsterte Meister Jojonah Bruder Braumin mit einem Augenzwinkern zu.

Der Jüngere grinste breit, denn es freute ihn immer, wenn der ehrgeizige Francis einen Dämpfer bekam.

Genau wie Bruder Pembleton es ihnen vorausgesagt hatte, war die Straße bequem und übersichtlich. Die Kundschafter, die mit dem Quarz die Gegend absuchten, meldeten, daß es in der Gegend keinerlei Ungeheuer gab, nur den verwilderten Wald. Meister Jojonah legte ein gemäßigtes, schonendes Tempo vor. Sie konnten es sich nicht leisten, die Pferde allzusehr zu strapazieren, denn es war für den restlichen Weg zum Barbakan und zurück kein Wechsel mehr vorgesehen, bis sie Bruder Pembleton in demselben Feld wieder erwarten

würde, das sie soeben hinter sich gelassen hatten, nachdem sie ihre Pferde gegen die von Pembleton eingetauscht hatten.

Vorausgesetzt natürlich, daß Pembletons kleines Dorf die nächsten paar Wochen überstehen würde, und vorausgesetzt, daß die Berichte zutreffend waren, die besagten, daß die Ungeheuer noch zwanzig Meilen entfernt waren. Die Mönche konnten nur beten, daß es sich wirklich so verhielt.

Sie zogen bis tief in die Nacht weiter, und Meister Jojonah riskierte es sogar, ihren Weg ausreichend mit dem Diamanten zu beleuchten. Ihr Nachtlager errichteten sie mitten auf der Straße, indem sie die Wagen schützend im Kreis aufstellten. Den kostbaren Pferden ließ man besondere Sorgfalt angedeihen, man reinigte ihre Hufe und kontrollierte gewissenhaft die Hufeisen. Dann wurden sie abgerieben und zum Grasens auf eine nahe gelegene Weide gebracht, wo man mehr Wachposten aufstellte als um die Wagenburg herum.

Am nächsten Tag ging es erneut gut voran, doch die neue Strecke würde viel länger sein, und sie konnten unmöglich ihren Zeitplan einhalten, ohne die Pferde anzutreiben. Um ihm genau diesen Vorschlag zu machen, rannte Bruder Francis schließlich hinter Meister Jojonahs Wagen her und stieg dann auf.

»Und wenn wir ihnen so zusetzen, daß sie irgendwann nicht mehr können?« wandte der Meister ein.

»Es wird schon gehen«, sagte Bruder Francis ungerührt.

Meister Jojonah wußte, was er meinte. In den alten Büchern war Francis über eine Zauberformel gestolpert, eine Kombination der magischen Steine, mit deren Hilfe man einem Tier seine Lebenskraft stehlen und sie auf ein anderes übertragen konnte. Meister Jojonah fand dieses Vorgehen barbarisch und hatte gehofft, daß es keinen Anlaß geben würde, darüber zu streiten. Zumindest hatte er gehofft, daß er den Zeitplan einhalten und so dafür sorgen konnte, daß Francis

nicht zum Zuge kam, denn er wußte genau, daß der ehrgeizige und neugierige Bruder bestimmt diese neue Zauberformel ausprobieren wollte – und sei es nur, um seinem Reisebericht eine bedeutende Fußnote hinzuzufügen. Jetzt, angesichts der Tatsache, daß die Reise viel länger dauern würde, konnte er nur Bruder Braumin ansehen, der mit den Achseln zuckte, denn er hatte auch keine Lösung parat. Schließlich hob Jojonah resignierend die Hände und sagte zu Bruder Francis: »Sieh zu, was sich machen läßt.«

Der Mönch nickte und konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Dann war er auch schon verschwunden.

Mit Hilfe des Türkises und des Hämatits brachten die Mönche unter Anleitung von Bruder Francis innerhalb der nächsten Stunde die ersten Rehe zu den Wagen, wo man sie neben den Pferden festband und ihnen mit der gleichen Kombination von Steinen die Lebenskraft entzog und ihre Kraft und Ausdauer auf die Pferde übertrug.

Bald darauf ließen sie die Tiere auf der Straße liegen, zwei von ihnen tot und die anderen zu schwach, um sich auf den Beinen zu halten. Meister Jojonah sah ihnen mit aufrichtigem Bedauern nach. Er mußte sich immer wieder die Wichtigkeit ihrer Mission vor Augen halten und die Tatsache, daß noch viel mehr Tiere und Menschen zu leiden hätten, wenn es ihnen nicht gelänge, die Ungeheuer zurückzuschlagen.

Dennoch erfüllte ihn der Anblick der erschöpften Tiere auf der Straße mit großer Traurigkeit. Der Abellikaner-Orden sollte sich nicht mit solchen Dingen abgeben, dachte er.

Es wurden immer mehr Tiere herangebracht, darunter sogar ein großer Bär, der so von der magischen Wirkung außer Gefecht gesetzt wurde, daß er keinen Schrecken mehr verbreiten konnte. Die Pferde, die beständig mit den gestohlenen Kräften aufgefrischt wurden, hatten noch vor

Sonnenuntergang mehr als sechzig Meilen zurückgelegt, und wieder rollte die Karawane bis tief in die Nacht hinein.

Da sie ständig Nachschub an wilden Tieren erhielten und es hier von Feinden keine Spur gab, zweifelten weder Jojonah noch Francis daran, daß sie ihren Zeitplan trotz des Umwegs einhalten konnten.

»Bloß ein paar Goblins!« stellte einer der Männer fest und knallte seinen Becher mit solcher Wucht auf den Eichentisch, daß der metallene Henkel an einem Ende abbrach und das Bier hoch aufspritzte. Der Mann war groß und kräftig, mit prallen Armen und gewölbtem Brustkorb, dickem Haar und Bart. Er hob sich kaum von den anderen dreißig erwachsenen Männern aus Tol Hengor ab, zähe Burschen allesamt, abgehärtet von dem rauhen Klima im Süden von Alpinador.

»Mindestens hundert Goblins«, warf ein anderer ein. »Und ein bis zwei Riesen, gar kein Zweifel.«

»Und diese blöden kleinen Zwerge«, fügte ein dritter hinzu.

»Sind häßlich wie ein Hundearsch, aber zäh wie Schuhsohlen!«

»Pah! Die machen wir allesamt fertig!« sagte der erste und knirschte bei jedem Wort mit den Zähnen.

Dann ging die Tür der Dorfschenke auf, und alle Augen richteten sich auf einen Mann, der selbst nach den Maßstäben von Alpinador groß war. Er hatte mehr als sechzig Winter auf dem Buckel, aber er ging aufrecht wie ein Zwanzigjähriger, und sein Körper hatte nichts Schlaffes an sich. In dem Ort und in ganz Alpinador raunten sie sich immer wieder zu, daß der hier von einem »Elfenzauber gestreift« worden war, und das im wahrsten Sinne des Wortes. Er hatte langes, flachsblondes Haar, bis über die Schultern, und sein Gesicht war von einem sauber gestutzten, goldblonden Bart geziert, der die funkelnden

blauen Augen unterstrich. Im Moment seines Auftauchens verstumten alle Prahlereien.

»Hast du sie gesehen?« wollte einer der Männer wissen, eine vollkommen blödsinnige Frage in den Augen aller, die den Hüter Andacanavar kannten.

Der Mann ging hinüber zu der langen Tafel und nickte, dann zog er sein gewaltiges Breitschwert von der Schulter und legte die blutbefleckte Klinge quer über den Tisch.

»Hoffentlich hast du uns auch noch was übriggelassen!« meinte einer der Männer und brach in brüllendes Gelächter aus, in das sogleich alle anderen mit einstimmten.

Bis auf einen.

»Zu viele«, sagte Andacanavar grimmig, und die anderen verstumten.

»Bloß ein paar Goblins!« wiederholte der Mann, der sein Bier verschüttet hatte, herausfordernd.

»Goblins, Riesen und Pauris«, verbesserte ihn der Hüter.

»Wie viele Riesen?« rief jemand vom anderen Ende des Tisches.

»Es waren sieben«, erwiderte der Hüter und hielt ihnen die blanke Klinge vor die Nase. »Jetzt sind es nur noch fünf.«

»Pah, Kleinigkeit«, sagten zwei Männer wie aus einem Munde.

»Zu viele«, wiederholte Andacanavar mit Nachdruck. »Mit ihren kleinen Verbündeten, die unsere Krieger in Schach halten, werden die fünf Riesen Hol Hengor zerstören.«

Die stolzen Nordländer wußten nicht, wie sie darauf reagieren sollten, und tauschten ängstliche und wütende Blicke. Sie hatten die größte Hochachtung vor dem Hüter – er hatte sie noch nie an der Nase herumgeführt. In den letzten paar Monaten waren durch die Invasion zu Wasser und zu Lande alle Städte in Alpinador unterjocht worden. Doch wo auch immer der unermüdliche Andacanavar auftauchte, da

waren die Chancen schon viel besser, und es erging der Bevölkerung von Alpinador gut.

»Was machen wir denn dann?« fragte der Häuptling von Tol Hengor, ein Bär von einem Mann mit Namen Brunheld, und starrte den Hüter herausfordernd an, wobei er sich über den Tisch lehnte. Er winkte einer Frau, die wartend an der Seite stand, und diese nahm ein Tuch und ging zu dem Hüter.

»Du gehst mit deinen Leuten nach Westen«, erklärte Andacanavar und gab das Schwert der Frau, die es ehrerbietig zu säubern begann.

»Sollen wir uns etwa im Wald verkriechen wie alte Weiber?« brüllte der Bierverschütter und sprang von seinem Sitz auf. Doch da er schon zuviel getrunken hatte, schwankte er auf unsicheren Beinen hin und her, und prompt schubste ihn sein Nachar wieder auf seinen Sitz.

»Ich werde weiter gegen die Riesen kämpfen«, sagte der Hüter. »Wenn es mir gelingt, sie zu schlagen oder fortzulocken, kannst du mit deinen Kriegeren den Rest angreifen und Tol Hengor zurückerobern.«

»Ich will meine Heimat nicht verlassen«, erwiderte Brunheld. Der ganze Saal verstummte. Brunheld war ihr Anführer, ein Titel, den er in der Schlacht erworben hatte, und der Stamm würde seinem Wort folgen, ganz gleich, was Andacanavar vorschlug. »Aber ich vertraue dir, mein Freund«, fügte er hinzu und streckte die Hand aus, um sie dem Hüter auf die Schulter zu legen. »Kämpfe schnell und hart. Es wäre besser, wenn diese elenden Kreaturen gar nicht erst ihren Fuß nach Tol Hengor setzten. Und wenn, dann hätte ich sie gern schnell wieder draußen. In meinem Alter hockt man nicht gern mitten im Wald.« Letzteres sagte er mit einem Augenzwinkern, denn er war mehr als fünfzehn Jahre jünger als Andacanavar, und es war allseits bekannt, daß der Hüter fast ausschließlich im Wald lebte.

Der Hüter nickte erst dem Häuptling zu und dann allen anderen. Er nahm der Frau das Tuch aus der Hand und wischte das restliche Riesenblut von der Klinge, dann hielt er sie hoch, so daß alle sie glänzen sahen. Es war ein Elfenschwert mit Namen Eisbrecher, das größte Stück, das sie jemals aus dem Silberil geschmiedet hatten. Die Klinge bekam keine Kerben und wurde nie stumpf, und Andacanavars starker Arm konnte damit kleine Bäume mit einem Hieb fällen. Der Hüter steckte das Schwert zurück in die Scheide, die über seiner Schulter hing, nickte Brunheld zu und war verschwunden.

Meister Jojonah und Braumin Herde standen am Rande eines hohen Gebirgskammes und blickten hinab auf die Steinhäuser eines kleinen Dorfes. Die Sonne stand schon tief im Westen und warf lange Schatten in das weite, flache Tal.

»Wir sind weiter gekommen, als wir dachten«, stellte der Bruder fest.

»Das da sind Alpinadoraner«, meinte Meister Jojonah. »Entweder haben wir die Waldlande schon hinter uns gebracht, oder diese Barbaren haben sich diesseits ihrer Südgrenze niedergelassen.«

»Ersteres, nehme ich an«, sagte Braumin. »Bruder Baijus, der mit dem Sextanten umgehen kann, denkt das auch.«

»Der Zauber mit den wilden Tieren ist nützlich, aber unmoralisch«, sagte der Meister trocken.

Bruder Braumin sah seinen Gefährten von oben bis unten an. Auch er war nicht begeistert gewesen von der Art, wie sie mit den unschuldigen Tieren umgegangen waren, obwohl es ihn bei weitem nicht so zu bedrücken schien wie Jojonah.

»Sogar der sture Francis gibt zu, daß wir die Zeit wieder aufgeholt haben, die uns durch den Umweg verlorengegangen ist«, fuhr Meister Jojonah fort. »Aber er konnte ja auch nicht

viel gegen uns ausrichten, wo Vater Markwart doch mit unserer Wahl, die Straße nach Osten zu nehmen, einverstanden war.«

»Bruder Francis braucht selten Unterstützung oder auch nur einen logischen Grund, um anderer Meinung zu sein«, stellte Braumin fest und löste damit bei dem Älteren ein zustimmendes Schmunzeln aus. »Jetzt verfißt er erstaunlicherweise unseren neuen Kurs mit der gleichen Vehemenz, mit der er vorher für den alten plädiert hat.«

»Das wundert mich nicht«, erwiderte Meister Jojonah und dämpfte seine Stimme zu einem Flüstern, als er zwei jüngere Mönche herbeikommen sah. »Bruder Francis tut alles, um dem ehrwürdigen Vater zu imponieren.«

Bruder Braumin kicherte, doch sein Gesicht wurde sofort wieder ganz ernst, als er sich umwandte, um die beiden Neuankömmlinge zu begrüßen, und ihre besorgten Mienen sah.

»Vergebt bitte die Störung, Meister Jojonah«, sagte der eine von ihnen, Bruder Dellman, während beide sich wiederholt verbeugten.

»Ja, ja«, sagte Jojonah ungeduldig, denn ihm war klar, daß irgend etwas Schlimmes geschehen sein mußte. »Was gibt es?«

»Eine Horde Ungeheuer zieht von Westen auf diese Stadt zu«, erklärte Bruder Dellman.

»Bruder Francis beharrt darauf, daß wir ihnen mit Leichtigkeit entkommen können«, unterbrach ihn der andere. »Und das stimmt, aber können wir denn die Dorfbewohner so einfach ihrem Schicksal überlassen?«

Meister Jojonah wandte sich zu Braumin um, der seinen Kopf langsam hin und her wiegte, als würde ihm schon die Bewegung als solche Schmerzen bereiten. »Die Anweisungen des ehrwürdigen Vaters waren klar und eindeutig«, sagte der

Immakulat. »Wir sollen uns mit niemandem abgeben, ob Freund oder Feind, zumindest bis wir unsere Aufgabe im Barbakan erledigt haben.«

Jojonah blickte hinab zu dem Dorf, wo graue Rauchfahnen gemächlich aus den Schornsteinen emporstiegen, und er stellte sich den schwarzen Qualm vor, der bald von den brennenden Häusern aufsteigen würde, während die Leute vor Angst und Schmerzen schreiend kreuz und quer durcheinanderliefen.

Und schließlich grausam sterben würden.

»Was sagt dir dein Herz, Bruder Dellman?« fragte der Meister unerwartet.

»Ich gehorche dem ehrwürdigen Vater«, antwortete der junge Mönch, ohne zu zögern, und straffte entschlossen die Schultern.

»Ich habe dich nicht gefragt, wie du vorgehen würdest, wenn es deine Entscheidung wäre«, erklärte Meister Jojonah. »Ich frage dich nur nach deinem Gefühl. Was sollen die Mönche von St. Mere-Abelle tun, wenn sie in eine Situation geraten wie die vor uns liegende?«

Dellman wollte schon antworten, daß man den Dorfbewohnern beistehen müsse, hielt dann aber verwirrt inne. Dann hob er von neuem an, und diesmal ging seine Rede in eine andere Richtung, und er sprach von dem höheren Ziel und dem größeren Nutzen für die ganze Welt. Doch schließlich hörte er wieder auf und stöhnte unschlüssig.

»Der Abellikaner-Orden hat eine lange Tradition in der Verteidigung derer, die sich selbst nicht verteidigen können«, mischte sich der andere junge Mönch ein. »Zu Hause haben wir oft die Leute aus dem Ort im Schutz unserer Klostermauern aufgenommen, wenn ihnen Gefahr drohte, sei es durch Überfälle der Pauris oder durch aufziehende Stürme.«

»Aber was ist mit den höheren Zielen?« unterbrach ihn Meister Jojonah, bevor er allzusehr in Fahrt kam.

Da er keine Antwort erhielt, versuchte es der Meister auf andere Weise. »Was schätzt du, wie viele Leute sind da unten?« fragte er.

»Dreißig«, erwiderte Bruder Braumin. »Vielleicht auch fünfzig.«

»Und sind es fünfzig Menschenleben wert, daß wir unsere äußerst wichtige Mission gefährden, indem wir hier eingreifen?«

Erneut herrschte beklommene Stille, und die beiden jungen Mönche sahen sich immer wieder an und hofften, daß jeweils der andere die richtige Antwort fände.

»Wir wissen, wie der ehrwürdige Vater über diese Angelegenheit denkt«, meinte Bruder Braumin.

»Aber Markwart würde behaupten, daß sie das Risiko nicht wert sind«, sagte Meister Jojonah geradeheraus. »Und er würde triftige Gründe für seine Ansicht vorbringen.«

»Und wir beugen uns dem ehrwürdigen Vater«, sagte Bruder Dellman, als könnte diese einfache Feststellung die Diskussion beenden.

Aber so leicht wollte es Meister Jojonah ihm und den anderen nicht machen, die Verantwortung für diese Entscheidung abzuwälzen, eine Entscheidung, die seiner Meinung nach den innersten Kern des Abellikaner-Ordens betraf und damit den Kern seiner Differenzen mit Markwart. »Wir beugen uns den Glaubensgrundsätzen unserer Kirche«, verbesserte er den anderen. »Nicht irgendeinem Menschen.«

»Der ehrwürdige Vater vertritt diese Lehren«, wandte Bruder Dellman ein.

»Das wollen wir hoffen«, erwiderte der Meister. Wieder sah er Braumin Herde an, und er bemerkte die sichtliche Unruhe, mit der dieser verfolgte, wohin er mit seinen Fragen steuerte.

»Was meinst du, Bruder Braumin?« fragte Jojonah unverblümt. »Du stehst seit über zehn Jahren im Dienste der Kirche.

Was sagen dir deine Studien der Glaubensgrundsätze unseres Ordens über unser jetziges Vorgehen? Sind es fünfzig oder hundert Menschenleben nach diesen Lehrsätzen wert, daß wir unsere höheren Ziele aufs Spiel setzen?«

Braumin zuckte zusammen, ehrlich überrascht, daß Meister Jojonah von ihm erwartete, daß er öffentlich seine Empfindungen darlegte. Er dachte an die Schlacht gegen die Pauris in St. Mere-Abelle und an den Bauern, den sich Vater Markwart zunutze gemacht hatte, um seinen Körper dann seinem Schicksal zu überlassen. Dieses Vorgehen hatte dem höheren Ziel gedient – viele Pauris waren dabei vernichtet worden –, und doch hatte es einen schalen Geschmack in Braumins Mund und ein schwarzes Loch in seinem Herzen hinterlassen.

»Nun?« drängte Jojonah.

»Ja«, antwortete Braumin ernsthaft. »Schon ein einziges Menschenleben ist es wert. Bei dem wichtigen Feldzug, den wir vor uns haben, sollten wir nicht von unserem Wege abweichen und nach jenen suchen, die sich in Gefahr befinden. Wenn Gott es aber für richtig hält, sie uns vor die Nase zu setzen, dann ist es unsere heilige Pflicht, ihnen zu helfen.«

Die beiden jungen Mönche schnappten bei diesen Worten überrascht nach Luft, doch bemerkte Meister Jojonah zugleich mit Wohlwollen die Erleichterung, besonders auf dem Gesicht von Bruder Dellman.

»Und ihr beiden?« fragte er. »Was haltet ihr von unserem Kurs?«

»Ich würde gern das Dorf retten«, erwiderte Bruder Dellman. »Oder wenigstens die Leute vor dem bevorstehenden Überfall warnen.«

Der andere nickte zustimmend.

Jojonah nahm eine nachdenkliche Haltung ein und erwog die Risiken.

»Gibt es noch irgendwelche anderen Ungeheuer in der Gegend?« fragte er.

Die beiden jungen Mönche sahen sich fragend an, dann zuckten sie mit den Achseln.

»Und wie stark sind die im Anmarsch befindlichen Truppen?« fuhr Meister Jojonah fort.

Wieder keine Antwort.

»Das müssen wir aber wissen, und zwar schnell«, erklärte Meister Jojonah. »Andernfalls müssen wir Vater Markwarts Dekret befolgen und uns auf den Weg machen und die Dorfbewohner ihrem grausamen Schicksal überlassen. Also los!« sagte er zu den beiden und verscheuchte sie wie streunende Hunde. »Geht zu denen mit den Quarzsteinen und beantwortet mir schnell meine Fragen!«

Die jungen Mönche verneigten sich augenblicklich, machten auf dem Absatz kehrt und stürzten davon.

»Du gehst ein hohes Risiko ein«, bemerkte Bruder Braumin, sobald die beiden fort waren. »Und zwar mehr für dich selbst als für unsere Sache.«

»Das Risiko für meine Seele ist größer, wenn ich hier meine Augen verschließe«, sagte Jojonah und wischte damit Bruder Braumins Einwand beiseite.

»Dennoch«, sagte der junge Mönch, »wenn nun Vater Markwart – «

»Vater Markwart ist nicht hier«, erinnerte ihn Meister Jojonah.

»Aber er wird kommen, wenn Bruder Francis entdeckt, daß du gegen die Ungeheuer vorgehen willst.«

»Mit Bruder Francis werde ich schon fertig«, versprach ihm Jojonah. »Und auch mit Vater Markwart, falls er es tatsächlich schafft, Eingang in Francis' Körper zu finden.«

Sein Tonfall zeigte an, daß die Diskussion damit beendet war, und trotz seiner begründeten Besorgnis mußte Braumin Herde lächeln, als Jojonah entschlossen vor ihm herging. Der Meister, sein Mentor, bezog jetzt Stellung, das war Braumin klar. Manchmal, wenn das Herz laut genug rief, mußte man eben über seinen Schatten springen.

Die Nacht war kalt. Der Vollmond war früh aufgegangen, aber schon bald hatten ihn bedrohliche Sturmwolken eingehüllt. Eine außerordentlich geeignete Nacht für den Angriff der Ungeheuer auf Tol Hengor. Mit ihren fast zweihundert Mann hatte die wüste Horde bereits zwei andere Dörfer überrannt, und es gab keinen Grund für sie anzunehmen, daß es beim nächsten schwieriger sein könnte. Sie marschierten aus westlicher Richtung in das Tal, in ihrer üblichen halbkreisförmigen Aufstellung mit den Goblins als Vorhut, alle anderen mit Fackeln in der Hand, die Pauris und Riesen in der Mitte zusammengedrängt und jederzeit bereit, entweder die Flanken zu verstärken oder vorwärts zu stürmen. Obwohl sie zwischen zwei Berghängen durch flaches Gelände liefen, fürchteten sie keinen Angriff. Die Menschen von Alpinador waren von Natur aus keine Bogenschützen, und selbst wenn die Krieger dieses Dorfes ihre Kampftechnik vervollkommnet hatten, war ihre Zahl – die von Kundschaftern mit höchstens drei Dutzend angegeben wurde – nicht ausreichend, um größere Schwierigkeiten zu verursachen. Hinzu kam, daß die Riesen, die viele Treffer einstecken konnten, jeden Flankenangriff mit einem vernichtenden Steinhagel beantworten würden, der den Angriff auf die Angreifer zurückwerfen würde. Nein, die Pauri-Anführer wußten ganz genau, daß die Alpinadoraner mit ihrer

gewaltigen Körperkraft nur im Kampf Mann gegen Mann gefährlich waren, aber nicht bei dieser Strategie des Überraschungsangriffs. Und so hatten die Ungeheuer sich diese Vorstoßaufstellung ausgesucht, anstatt das Risiko einzugehen, daß sie den Kampfverband lockerten und in einzelnen kleineren Abteilungen über die unebenen Hügelketten marschierten.

So zogen die Pauris also mit ihren gemischten Verbänden mit großer Selbstsicherheit durch das weite Tal, und es juckte allen in den Fingern vor Gier nach Menschenblut, und die Pauris konnten es gar nicht erwarten, die rote Farbe ihrer Kappen aufzufrischen.

Sie konnten ja nicht ahnen, welche Kampfkraft ihnen in Gestalt der Mönche von St. Mere-Abelle gegenüberstand. Auf jeder Seite des Tals lagen zwölf Männer auf der Lauer; Bruder Francis führte die an der nördlichen Wand an und Bruder Braumin die auf der Südseite. Meister Jojonah saß weit hinten in Braumins Truppe und preßte einen Hämatit, diesen nützlichsten und vielseitigsten aller Steine, an sein Herz. Er ließ sich als erster in Trance fallen, und indem er seine Seele aus ihrem fleischlichen Gefängnis entließ, erhob er sich in die abendliche Luft.

Seine erste Handlung war ziemlich einfach. Er schickte seinen unsichtbaren Geist mit großer Geschwindigkeit an den westlichen Rand des Tals, den anrückenden feindlichen Truppen entgegen, um deren Stärke und Schlachtordnung auszuspähen. Anschließend kehrte die Seele auf demselben Weg wieder zurück und streifte dabei Bruder Francis im Norden und Bruder Braumin im Süden, um beiden die gewonnenen Erkenntnisse zu übermitteln. Dann war Meister Jojonah mit einem Gedanken schon wieder unterwegs, den anrückenden Ungeheuern entgegen.

Nun kam für den Meister die schwierigere Aufgabe. Er mußte sich in die feindlichen Truppen einschmuggeln. Unsichtbar und lautlos schlich er sich an der vordersten Goblin-Reihe vorbei mitten ins Zentrum und hielt nach einem Pauri Ausschau, den er gebrauchen konnte. Dann aber dachte er noch einmal nach. In den alten Büchern stand, daß Pauris gegen Zauberkräfte außerordentlich resistent waren, ganz besonders gegen den Versuch, sich ihres Körpers zu bemächtigen, denn sie waren zäh, intelligent und willensstark.

Aber Meister Jojonah wollte auch keinen Goblin nehmen. Damit konnte er zwar ein wenig Unheil stiften, aber viel mehr auch nicht. Die Goblins waren immer launisch und unberechenbar, so daß es die Pauris und Riesen nicht allzusehr überraschen würde, wenn einer von ihnen plötzlich umfiel. Und was konnte so ein klapperdürerer Goblin schon groß ausrichten gegen einen zähen Pauri, von einem Riesen ganz zu schweigen.

Diese Überlegungen ließen Meister Jojonah, dem bewußt war, daß er sich auf völliges Neuland begab, nur eine Möglichkeit offen. Er hatte noch nie gelesen, daß jemand von einem Riesen Besitz ergriffen hätte, und wußte sehr wenig über die Ungetüme, abgesehen von ihrem Jähzorn und ihrer ungeheuren Kampfkraft.

Vorsichtig ließ er seinen Geist über den Bergriesen schweben. Besonders einer von ihnen, wahrhaftig ein kolossales Exemplar, schien die Truppe unter seiner Fuchtel zu haben, denn er kommandierte die anderen ständig herum.

Jojonah überlegte, wie er es am besten anstellen konnte, und kam zu der Überzeugung, daß einer der anderen Riesen vielleicht ein besseres Ziel abgäbe. Keiner von ihnen sah besonders intelligent aus, doch einer dieser Fleischberge hockte mit herabhängenden Schultern etwas abseits, wackelte

mit dem Kopf und sabberte und kicherte ununterbrochen vor sich hin.

Jojonah ließ seinen Geist ins Unterbewußtsein des Tölpels schlüpfen.

Hä? fragte der Geist des Riesen.

Gib mir deine Gestalt! verlangte Jojonah auf telepathischem Wege.

Hä?

Deinen Körper! befahl der Mönch. *Gib mir deinen Körper! Entweiche!*

»Nein!« brüllte der Riese erschrocken, und sein Wille rang mit Jojonahs und versuchte instinktiv, den Mönch hinauszudrängen.

Weißt du nicht, wer ich bin? sagte Jojonah und versuchte, den Riesen zu beruhigen, ehe dessen Kumpane mitbekämen, daß irgend etwas nicht stimmte. *Wenn du es wüßtest, du Narr, würdest du dich nicht weigern!*

Hä?

Ich bin dein Gott, redete Jojonah ihm zu. *Ich bin Bestesbulzibar, der Geflügelte, der euch zu Hilfe eilt, um die Menschen zu vernichten. Du solltest dich geehrt fühlen, daß ich deinen Körper zu meinem Gefäß erkoren habe!*

Hä? fragte der Geist des Riesen erneut, diesmal jedoch spürbar verunsichert.

Entweiche! hakte Jojonah, der die Schwäche des Riesen wahrnahm, nach. *Oder ich suche mir ein anderes Gefäß und zerschmetterte dich!*

»Jawohl, Meister, sofort«, brabbelte der Riese laut vor sich hin.

Schweig! befahl ihm Jojonah.

»Jawohl, Meister!« wiederholte der Koloß noch lauter.

Jojonah, der schon teilweise Eingang gefunden hatte, konnte jetzt mit den Ohren des Riesen hören, was um ihn herum

vorging. Er hörte, wie sich die anderen Riesen um ihren Kameraden scharten und ihn ausfragten, und hatte das Gefühl, als wäre es seine eigene Schulter, an der der Anführer nun den verwirrt herumlärmenden Riesen packte.

Dieser, nun restlos überzeugt, daß tatsächlich der Dämon in ihn gefahren war, versuchte verzweifelt zu gehorchen, obwohl er gar keine Ahnung hatte, wie er es anstellen sollte, seinen Körper zu verlassen. Jojonah wußte, daß er sich beeilen mußte, denn selbst die Inbesitznahme eines bereitwilligen Gefäßes war keine einfache Aufgabe. Er ließ sich tiefer in den Hämatit fallen und benutzte seine Zauberkraft, um in jeden Winkel des fremden Gehirns einzudringen. Das Ich des Riesen versuchte instinktiv sich zu wehren, aber ohne das Bewußtsein des Riesen im Rücken hatte es nur wenig Macht.

Jojonah spürte deutlich den Schlag, den das größte der Ungetüme seiner neuen Hülle verpaßte.

»Halt's Maul!« brüllte das Ungeheuer.

»Hä – ja, Meister«, ließ Jojonah den Riesen sagen. Es kostete den Mönch einige Mühe, den schweren Unterkiefer zu bewegen und die gewichtigen Gliedmaßen vom Boden zu erheben.

Der andere schlug noch einmal zu, und er senkte unterwürfig den Kopf. »Ich bin schon still«, sagte er leise.

Das schien den Anführer fürs erste zu besänftigen, und alle gingen wieder an ihre Plätze, ohne zu ahnen, daß sie inzwischen einen Geist mehr in ihrer Mitte hatten.

Auf jeder Seite des Tals standen zwölf Mönche aufgereiht, hielten sich an den Händen, und jeweils der vierte und zehnte in jeder Reihe hatten einen Graphit in der Hand, während Bruder Francis einen kleinen Diamanten festhielt, ein Zugeständnis, das ihm Jojonah gemacht hatte, um ihn zu

beruhigen. Francis war für beide Reihen der Wegweiser, der den richtigen Zeitpunkt bestimmen würde. Die Mönche mußten energisch und zielsicher zuschlagen; jede Gegenwehr der Ungeheuer konnte sie teuer zu stehen kommen.

Francis ließ die vorderste Reihe des Goblin-Halbkreises unter sich vorbeiziehen. Der Schlüssel zum Sieg war nach übereinstimmender Meinung aller, die Pauris möglichst schnell zu schlagen und die Riesen so zu verwunden, daß sie kampfunfähig waren. Wenn sie die Anführer ausgeschaltet hatten, meinten sie, würde den feigen Goblins die Lust auf jegliches Kämpfen vergehen.

Francis hatte als einziger in seiner Reihe die Augen geöffnet, alle anderen waren tief in den Zauber der Graphite versenkt. Er sah die Goblins vorüberziehen, einige in weniger als zwanzig Meter Entfernung, und er konnte die Umrisse einer Handvoll Riesen erkennen. Da holte er tief Luft und beschwor die Kraft des Diamanten, um dem gegenüber wartenden Bruder Braumin ein Signal zu senden.

»Aufgepaßt, Brüder!« flüsterte er. »Jetzt ist es soweit.« Und dann ließ sich auch Francis in Trance fallen und übertrug seine Energie auf die Graphite der anderen.

Bruder Braumins Worte waren fast die gleichen.

Im Bruchteil einer Sekunde brach der erste Blitzschlag aus der Hand des vierten Mönchs in Francis' Reihe hervor, gefolgt von einem zweiten von gegenüber, von einem weiteren von dem zehnten Mönch aus Francis' Abteilung und dann wieder von einem von der anderen Seite. Hin und her ging das Sperrfeuer, während der Mönch seine Energie in das gemeinsame Reservoir seiner Reihe entlud. Viele der jüngeren Mönche konnten noch gar nicht selbständig mit den Steinen umgehen, aber durch die geistige Verbindung mit Francis und Braumin und den älteren Schülern konnte ihre Energie dennoch genutzt werden.

Das ganze Tal erbebte von den Donnerschlägen, und im Licht der gleißenden Blitze sah man die Ungeheuer durcheinanderlaufen.

Im Zentrum der feindlichen Aufstellung stolperten Pauris herum, die immer wieder zu Boden geworfen wurden. Die Riesen, die weitaus größere Ziele abgaben, steckten noch mehr Treffer ein, aber ihre gewaltigen Körper widerstanden dem Angriff besser, und vier oder fünf von ihnen standen nach der ersten Salve immer noch auf den Beinen; nur einer lag am Boden – und der war von einem umstürzenden Baum getroffen worden und nicht von einem Blitzschlag.

Der größte von ihnen nahm überhaupt keine Notiz von seinem in der Falle sitzenden Kampfgefährten, sondern zeigte nur auf den Nordhang und verlangte einen Steinhagel als Gegenschlag. Er änderte jedoch blitzartig seine Absicht und seinen Gesichtsausdruck, als der Riese neben ihm plötzlich einen großen Felsbrocken in die Höhe hob und ihn auf seinen Kopf schmetterte.

Da spürte Meister Jojonah auf einmal das Aufbegehren im Unterbewußtsein des besessenen Riesen. *Ich bring ihn um, dann sind wir Anführer!* signalisierte er ihm, und das beruhigte den dummen Riesen beträchtlich. Doch so sehr sich dieser auch anstrenge, sich im Hintergrund zu halten und dem, was er für den Geflügelten hielt, die Kontrolle über seinen Körper zu überlassen, es wollte ihm nicht recht gelingen. Und so kicherte der Riese lauter denn je, als Jojonah seinen Armen befahl, wieder und wieder auf den Anführer einzuschlagen, bis dieser schließlich benommen zu Boden ging.

Die beiden anderen Riesen heulten auf und wollten ihn zurückhalten.

Jojonah stemmte den Felsbrocken hoch und schleuderte ihn dem nächsten Angreifer ins Gesicht, so daß er taumelte. Der andere aber traf ihn mit einem herumfliegenden Tauende und

im Fallen begruben die beiden einen der wenigen übriggebliebenen Pauris unter sich.

He! protestierte das Unterbewußtsein des Besessenen, und Jojonah spürte, daß der stumpfsinnige Kerl endlich begriff. *He!*

Der Geist des Riesen nahm erneut den Kampf um die Vorherrschaft auf und griff Jojonah an. Da begann von oben die zweite Blitzsalve.

Jojonah zwang den Körper des Riesen wieder auf die Beine und lief mitten in die sengenden Strahlen hinein. Als er spürte, wie die brennende Hitze gegen seinen Brustkorb schlug, überließ er den zerschmetterten Körper wieder seinem rechtmäßigen Besitzer, und sein Geist entschwebte hoch in die Luft, von wo aus er das Geschehen betrachtete.

Der größte Riese, dem das Blut über den Kopf lief, schaffte es irgendwie, stolpernd wieder auf die Füße zu kommen – da traf ihn schon der nächste Blitzschlag und gleich darauf noch einer. Das Ungetüm stürzte erneut zu Boden. Alle Kraft und aller Widerstand waren nun gebrochen, und der Riese wartete auf sein Ende.

Die Blitze rollten unaufhörlich weiter, einer immer schwächer als der vorhergehende, denn langsam waren die magischen Kräfte der Mönche erschöpft. Doch Jojonah sah, daß kein nennenswerter Widerstand mehr zu erwarten war, denn alles, was von der Streitmacht der Ungeheuer übriggeblieben war, waren weniger als die Hälfte der Goblins, ein Dutzend Pauris und ein einziger Riese, und sie alle waren zu verängstigt, zu mitgenommen und zu überrumpelt, um auch nur an eine Fortsetzung des Kampfes zu denken. Ein paar Fackeln säumten ihren Fluchtweg zurück nach Westen, aus dem Tal hinaus, von wo sie gekommen waren.

Bei ihrem Rückzug kamen die Ungeheuer noch an einem anderen heimlichen Beobachter vorbei, einem Mann, der gekommen war, um heimlich von hinten anzugreifen. Und

jeder, der sich versehentlich zu nah an den Hüter heranwagte, machte Bekanntschaft mit seinem riesigen Schwert. Und als Andacanavar entdeckte, daß einer der Riesen noch am Leben war, ging er auf den humpelnden Koloß zu und verpaßte ihm ein paar heftige Hiebe, die ihn töteten, bevor er überhaupt merkte, was los war.

Als sich endlich Stille über das Tal legte, führte Bruder Francis seine Mönche hinüber zu den anderen. Dann zog die ganze Truppe wieder zurück zu den Wagen und Meister Jojonah, wo sie eilig Aufstellung nahmen und sich auf den Weg machten, denn sie wollten weder von einem Ungeheuer noch von einem Alpinadoraner entdeckt werden.

Andacanavar beobachtete das alles mit gemischten Gefühlen.

9. Wiedersehen mit alten Freunden

»Dann stimmt es also!« rief der rundliche Mann aus, als er Eibryan und Pony an der Seite der heimkehrenden Bogenschützen ins Lager marschieren sah.

»Belster, alter Freund!« erwiderte der Hüter. »Wie schön, dich wohlauf zu finden.«

»Wohl wahr!« erklärte dieser. »Wenn wir auch in letzter Zeit ein bißchen knapp an Verpflegung sind.« Bei diesen Worten klopfte er sich auf seinen dicken Bauch. »Aber ich bin sicher, du wirst dich darum kümmern.«

Sie mußten beide schmunzeln bei dieser Feststellung – für Belster O’Comely gab es eben immer noch klare Prioritäten!

»Und wo ist mein anderer Freund?« fragte Belster. »Der, dessen Appetit mit meinem konkurrieren kann?«

Eibryans Gesicht verfinsterte sich. Er wandte sich zu Pony, die noch bekümmert dreinschaute.

»Aber in den Berichten, die aus dem Wald kamen, war von mächtigem Steinzauber die Rede«, protestierte Belster. »So was konnte doch nur der verrückte Mönch zuwege bringen. Ihr wollt mir doch nicht erzählen, daß er dabei umgekommen ist! Ach, was für eine Tragödie!«

»Avelyn ist von dieser Welt gegangen«, erwiderte Eibryan betrübt. »Doch nicht in dieser Nacht. Er starb am Berg Aida, als er den geflügelten Dämon vernichtete.«

»Aber die Berichte von der Schlacht im Wald...«, stotterte Belster, als müsse er ein Argument finden, um die Worte des Hüters zu entkräften.

»Die Beschreibungen waren richtig, aber es handelte sich dabei um Pony«, erklärte Eibryan und legte der jungen Frau

den Arm um die Schulter. »Sie war es, die mit den Steinen solche Wirkung erzielt hat.« Er beugte sich zu seiner Liebsten hinüber und strich mit der Hand über ihre dicke, goldblonde Haarmähne. »Das hat ihr Avelyn gut beigebracht.«

»Sieht ganz so aus«, meinte Belster.

Der Hüter ließ die Frau wieder los und nahm eine entschlossene Haltung an, wobei er Belster scharf ansah. »Und jetzt ist Pony bereit, da weiterzumachen, wo Avelyn aufgehört hat«, erklärte er. »In den rauchenden Eingeweiden des Aida hat Avelyn den Geflügelten vernichtet und das Kriegsglück gewendet, indem er unseren Feinden den Zusammenhalt genommen hat. Nun müssen wir die Aufgabe zu Ende bringen und die Welt von diesen Ungeheuern befreien.«

Allen Umstehenden schien es, als würde der Hüter bei diesen Worten ein Stück wachsen, und Belster O'Comely lächelte wissend. Das war Eibryans Zauber, das Geheimnis von Nachtvogel. Er wußte, daß der Hüter sie alle zu ungeahnten Höchstleistungen anspornen und so in die Schlacht führen würde, daß sie wie ein Mann zielsicher und konzentriert jeden Schwachpunkt in den feindlichen Reihen ausnutzen konnten. Und trotz der traurigen Nachricht über Avelyn und seiner wachsenden Beunruhigung über das Ausbleiben von Roger Flinkfinger schien es Belster, als wäre die Welt in dieser Nacht ein kleines bißchen heller geworden.

Die Bestandsaufnahme des Sieges war beeindruckend. Der Wald war übersät mit den Leichen toter Goblins und Pauris und mehrerer Riesen. Sechs Männer waren verwundet worden, einer von ihnen schwer, drei andere wurden vermißt und für tot gehalten. Diejenigen, die den Schwerverletzten nach Hause brachten, hatten keine Hoffnung, daß der Mann die Nacht überleben würde – eigentlich hatten sie ihn nur zurückgebracht, damit er von seiner Familie Abschied nehmen und ordentlich begraben werden konnte.

Pony ging zu ihm und arbeitete unermüdlich Stunde um Stunde mit dem Hämatit. Dabei opferte sie bewußt ihre letzten Kräfte.

»Sie wird ihn retten«, sagte Belster kurze Zeit später zu Eibryan, als er mit Tomas Gingerwart zusah, wie der Hüter Symphony versorgte, das Pferd abrieb und seine Hufe reinigte. »Ja, das wird sie«, sagte der Wirt immer wieder vor sich hin, offensichtlich, um sich selbst zu überzeugen.

»Shamus Tucker ist ein guter Mensch«, fügte Tomas hinzu. »Er verdient kein solches Schicksal.«

Eibryan fiel auf, daß Tomas ihn die ganze Zeit, während er sprach, fast vorwurfsvoll ansah. Es schien ihm, als ob dieser Ponys Arbeit an dem Verwundeten für irgendeine Art von Experiment hielt.

»Pony wird alles tun, was möglich ist«, antwortete der Hüter. »Sie kann gut mit den Steinen umgehen, fast so gut wie Avelyn, aber ich fürchte, sie hat den größten Teil ihrer Energie in der Schlacht verbraucht und nicht mehr sehr viel für Shamus Tucker übrig. Wenn ich mit Symphony fertig bin, gehe ich zu ihr und sehe nach, ob ich ihr helfen kann.«

»Ihr kümmert Euch zuerst um das Pferd?« Die offene Anklage in Tomas Gingerwarts Tonfall war nicht zu überhören.

»Ich tue, worum Pony mich gebeten hat«, erwiderte der Hüter ruhig. »Sie wollte den Heilungsprozeß allein beginnen, weil sie dabei tiefer eintauchen und eine engere Verbindung zu dem Verwundeten knüpfen kann. Ich verlasse mich auf ihr Urteil, und das solltest du auch tun.«

Tomas hob den Kopf, musterte den Mann eingehend und nickte halbherzig.

Belster räusperte sich nervös und stieß seinen argwöhnischen Gefährten in die Seite. »Du darfst uns nicht für undankbar halten –«, begann er sich bei Eibryan zu entschuldigen.

Doch das Lachen des Hüters schnitt ihm das Wort ab, und Belster stimmte überrascht mit ein. Dann sah er Tomas an, der sichtlich verärgert war, weil er dachte, sie machten sich über ihn lustig.

»Wie lange leben wir jetzt schon so?« fragte Eibryan Belster. »Wie viele Monate haben wir inzwischen kämpfend und flüchtend in den Wäldern verbracht?«

»Zu viele«, erwiderte Belster.

»Wahrhaftig«, sagte der Hüter. »Und während dieser Zeit habe ich viel gelernt. Ich verstehe, warum Ihr so mißtrauisch seid, Meister Gingerwart«, sagte er offenherzig und wandte sich von Symphony ab und dem anderen zu. »Bevor Pony und ich gekommen sind, wart Ihr einer der unbestrittenen Anführer dieser Schar, nicht wahr?«

»Glaubt Ihr etwa, ich könnte nicht über meine Nasenspitze hinaussehen?« fragte Tomas. »Wollt Ihr mir unterstellen, daß ich meinen eigenen Wunsch nach Macht über – «

»Ich sage nur die Wahrheit«, sagte Eibryan. »Das ist alles.«

Tomas blieb das Wort im Halse stecken.

»Ihr macht Euch Sorgen, und das ist richtig so«, fuhr der Hüter fort und wandte sich wieder seinem Pferd zu. »Wann immer jemand mit so großer Verantwortung eine Veränderung spürt, selbst wenn sie zum eigenen Besten ist, muß er wachsam sein. Das Risiko ist zu hoch.«

Belster verkniff sich ein Lächeln, als er die Veränderung bemerkte, die mit Tomas vor sich ging. Die einfache Logik des Hüters, seine Offenheit und Aufrichtigkeit waren wirklich entwaffnend. Tomas' Erregung hatte sich gelegt, und der Mann war sichtlich beruhigt.

»Ihr müßt aber verstehen«, fuhr Eibryan fort, »daß Pony und ich nicht Eure Feinde sind, nicht einmal Eure Rivalen. Wir werden Euch helfen, wo wir können. Unser Ziel ist es, ebenso wie das Eure, das Land von den üblen Anhängseln des

Geflügelten zu befreien, so wie wir es von dem Dämon selbst befreit haben.«

Tomas nickte; er schien besänftigt, wenn auch ein wenig durcheinander.

»Wird der Mann überleben?« fragte Belster.

»Pony ist zuversichtlich«, erwiderte der Hüter. »Ihre Arbeit mit dem Hämatit hat es in sich.«

»Hoffen wir das Beste«, fügte Tomas treuherzig hinzu.

Bald darauf hatte der Hüter Symphony versorgt und sah nach Pony und dem Verwundeten. Er fand sie im Schutze eines Schuppens, der Mann schlief ruhig, und sein Atem ging gleichmäßig und kräftig. Pony war ebenfalls eingeschlafen. Sie lag quer über dem Mann und hielt noch immer den Seelenstein fest in der Hand. Eibryan dachte zuerst daran, den Stein an sich zu nehmen und selbst noch ein wenig von seiner heilenden Wirkung auf den Mann zu übertragen, doch dann überlegte er es sich anders und dachte, daß der Schlaf wahrscheinlich die beste Medizin war.

Behutsam brachte er Pony in eine bequemere Position und ließ die beiden dann allein. Er ging noch einmal zu Symphony, um sein Nachtlager aufzuschlagen, und zu seiner großen Erleichterung wartete dort Belli'mar Juraviel auf ihn.

»Ich habe die kleine Truppe nach Caer Tinella zurückgeführt«, erzählte ihm der Elf grimmig. »Und fand dort hundert Pauris, eine ähnliche Anzahl Goblins und etliche Riesen, die darauf warteten, an der Jagd teilzunehmen.«

»Etliche Riesen?« wiederholte der Hüter ungläubig, denn es war nicht die Angewohnheit dieser Ungetüme, sich zu mehr als einer Handvoll Exemplaren zusammenzutun. Die Vorstellung des Zerstörungspotentials einer solchen Truppe ließ Eibryan nach Luft schnappen. »Meinst du, sie haben vor, nach Palmaris zu marschieren?« fragte er.

Juraviel schüttelte den Kopf. »Es ist wahrscheinlicher, daß sie die Städte als Stützpunkte für kleinere Ausflüge benutzen«, meinte er. »Aber wir sollten Caer Tinella genau im Auge behalten. Der Anführer dort ist ein Pauri von hohem Ansehen. Selbst die Riesen kuschen vor ihm, und die ganze Zeit über, während ich mich dort verborgen hielt, habe ich kein einziges Wort des Aufbegehrens gegen ihn gehört, selbst dann nicht, als die Kunde von der Niederlage im Wald eintraf.«

»Dann haben wir sie nicht allzu hart getroffen«, meinte der Hüter.

»Doch, das haben wir«, erwiderte Juraviel. »Und das wird sie erst recht wütend machen. Wir sollten den Süden beobachten und gut aufpassen. Ich bin sicher, das nächste Aufgebot, das deine Freunde aufs Korn nimmt, wird überwältigend sein.«

Eibryan schaute unwillkürlich nach Süden, als erwarte er, dort eine Horde Ungeheuer zwischen den Bäumen hervorbrechen zu sehen.

»Da ist noch eine andere Sache«, fuhr Juraviel fort. »Sie betrifft einen bestimmten Gefangenen, den die Pauris gemacht haben.«

»Soviel ich weiß, haben die Pauris eine Menge Gefangene in vielen Städten«, erwiderte Eibryan.

»Dieser ist vielleicht etwas anderes«, erklärte Juraviel. »Er weiß über deine Freunde in den Wäldern Bescheid und ist unter ihnen so hoch angesehen, wie du es bei den Leuten von Dundalis und den anderen Städten der Waldlande warst.«

Am Rande der Lichtung hockte Belster O'Comely, gut verborgen hinter den dichten Zweigen einer Kiefer, und beobachtete den Hüter neugierig. Tomas neben ihm war noch aufgeregter, und der dicke Gastwirt mußte ihn beständig anstoßen, damit der Mann sie nicht verriet.

Eibryan schien Selbstgespräche zu führen, doch Belster glaubte den wahren Grund zu kennen. Der Hüter schaute zu

einem scheinbar leeren Ast in einem Baum empor und redete mit irgend jemandem, auch wenn sie nicht nah genug herankamen, um seine Worte zu verstehen.

»Dein Freund ist ein bißchen verrückt, was?« flüsterte Tomas Belster ins Ohr.

Doch dieser schüttelte entschieden den Kopf. »Wenn bloß alle Welt so verrückt wäre!« entgegnete er. Zu laut.

Eibryan drehte sich um und reckte den Kopf, und Belster, der wußte, daß er das Spiel verloren hatte, zog Tomas hinter der Kiefer hervor. »Ach, Eibryan«, sagte er. »Da bist du ja. Wir haben dich schon überall gesucht.«

»Ich bin doch gar nicht so schwer zu finden«, erwiderte der Hüter verdächtig gelassen. »Ich war bei Pony – euer Freund schläft, es sieht so aus, als würde er überleben – und dann wieder hier bei Symphony.«

»Bei Symphony und...«, sagte Belster und machte eine Kopfbewegung zu dem Baum hin. Er war nicht sicher, wie Tomas auf Juraviel reagieren würde, obwohl Belster den Elfen und etliche andere Touel'alfar gesehen hatte, als er mit Eibryan im Norden gekämpft hatte.

»Komm jetzt!« fuhr Belster fort. »Ich kenne Eibryan gut genug und gehe nicht davon aus, daß er irgendwo allein dasteht und mit sich selber redet.«

Du solltest mich mal beim Orakel erleben, dachte der Hüter und schmunzelte.

»Du hast einen Freund mitgebracht, wenn ich mich nicht irre«, sagte Belster. »Einen, dessen besondere Talente vielversprechend sind für mich und meine Gefährten.«

Eibryan winkte die beiden Männer zu sich heran, und Belli'mar Juraviel, der den Wink verstand, hüpfte von seinem Ast und benutzte seine fast durchsichtigen Flügel, um sanft an der Seite seines Freundes zu landen.

Tomas Gingerwart sprang vor Schreck fast aus seinen Stiefeln. »Was in drei Teufels Namen ist das?« brüllte er.

»Das ist ein Elf«, erklärte Belster ruhig.

»Ein Touel'alfar«, fügte Eibryan hinzu.

»Belli'mar Juraviel, zu Diensten«, sagte der Elf mit einer tiefen Verbeugung zu Tomas.

Der vierschrotige Mann nickte dümmlich und wackelte verstört mit dem Kopf.

»Na komm«, sagte Belster zu ihm. »Ich hab dir doch von den Elfen erzählt, die mit uns in Dundalis gekämpft haben. Von der Karawane mit Katapulten, wo Bruder Avelyn fast in die Luft geflogen wäre, und von den Elfen, die unsere Feinde von den Bäumen geschossen haben.«

»Ich... ich... damit hatte ich nicht gerechnet«, stotterte Tomas.

Eibryan sah Juraviel an, der fast gelangweilt wirkte von dieser typischen Reaktion.

Mit einem hörbaren Seufzer fand Tomas seine Fassung wieder.

»Juraviel war in Caer Tinella –«, begann Eibryan zu erklären.

»Sonst hätte ich ihn jetzt darum gebeten«, unterbrach ihn Belster, hellhörig geworden. »Wir fürchten um einen unserer Leute, Roger Flinkfinger mit Namen. Er ist an diesem Abend, kurz bevor die Ungeheuer hinter uns her waren, in die Stadt gegangen.«

»Entweder waren sie bei ihrem Marsch auf unsere Stellung auf der Suche nach ihm, oder sie haben ihn erwischt, wie es scheint«, fügte Tomas hinzu.

»Letzteres«, teilte ihm Eibryan mit. »Juraviel hat euren Roger Flinkfinger gesehen.«

»Lebendig?« fragten beide Männer gleichzeitig, und in ihren Stimmen schwang ernsthafte Besorgnis mit.

»So einigermaßen«, erwiderte der Elf. »Er ist verletzt, aber nicht allzu schwer. Ich konnte nicht nah genug herankommen, die Pauris bewachen ihn streng.«

»Roger war ihnen schon immer ein Dorn im Auge«, erklärte Tomas.

Dann erzählte Belster ihnen die vielen Geschichten von Rogers Abenteuern und lustigen Streichen, von seiner Angewohnheit, die Pauris für seine nächtlichen Raubzüge büßen zu lassen, und von der Befreiung von Mrs. Kelso.

»Du mußt in große Schuhe schlüpfen, Nachtvogel«, sagte Tomas Gingerwart feierlich, »wenn du Roger Flinkfinger ersetzen willst.«

»Ihn ersetzen?« stutzte der Hüter. »Ihr tut ja so, als wäre er bereits tot.«

»In den Klauen von Kos-kosio Begul ist er so gut wie tot«, erwiderte Tomas.

Eibryan und Juraviel tauschten verschmitzte Blicke. »Das wollen wir doch mal sehen!« sagte der Hüter.

Belster machte fast einen Luftsprung vor Freude, denn er schöpfte plötzlich wieder Hoffnung.

Als Eibryan am nächsten Morgen aufwachte, war er überrascht, daß Pony schon auf war und auf ihn wartete, obwohl es am östlichen Horizont gerade erst zu dämmern begann.

»Ich hätte gedacht, daß du den ganzen Tag verschläfst nach den Anstrengungen mit den Steinen«, sagte der Hüter.

»Hätte ich auch, wenn das heute nicht so ein wichtiger Tag wäre«, erwiderte Pony.

Eibryan sah sie verdutzt an, doch dann bemerkte er, daß seine Freundin ihr Schwert gegürtet hatte. »Du möchtest den Schwerttanz lernen«, schloß er aus ihrem Aufzug.

»Wie versprochen«, sagte Pony.

Es war nicht zu übersehen, daß der Hüter von diesem Vorschlag wenig begeistert war. »Es sind so viele Dinge zu erledigen«, erklärte er. »Roger Flinkfinger, eine wichtige Figur für diese Menschen, wird in Caer Tinella gefangengehalten, und wir müssen eine Bestandsaufnahme der Leute machen, um festzustellen, wer kampftüchtig ist und wer nicht.«

»Dann machst du selber heute auch keinen Schwerttanz?« fragte Pony, und der Hüter merkte, daß sie ihn überlistet hatte.

»Wo ist Juraviel?«

»Als ich aufwachte, war er schon fort«, erwiderte Pony. »Aber verschwindet er denn nicht jeden Morgen?«

»Wahrscheinlich zu seinem eigenen Schwerttanz«, meinte der Hüter. »Und um die Gegend zu erkunden. Viele der Touel'alfar tun das am liebsten um diese Zeit, kurz vor Tagesanbruch.«

»Ich auch«, sagte Pony. »Eine gute Zeit für *Bi'nelle dasada*.«

Dieser Hartnäckigkeit konnte sich Eibryan nicht länger entziehen. »Komm schon«, sagte er. »Wir suchen uns ein Plätzchen, wo wir anfangen können.«

Er führte sie durch den dunklen Wald in eine kleine Senke, wo der Boden eben war und frei von Gestrüpp.

»Ich habe dich zwar schon kämpfen sehen«, erklärte er, »hatte aber noch nie die Gelegenheit oder Veranlassung, mir deine Technik anzusehen. Ein paar einfache Angriffs- und Abwehrübungen sollten genügen.« Er forderte sie mit einer Handbewegung auf, ihm draußen auf der Lichtung etwas vorzumachen.

Pony sah ihn neugierig an. »Sollen wir uns ausziehen?« fragte sie verlegen.

Eibryan stieß einen Seufzer aus. »Du willst mich wohl verführen?« fragte er hilflos.

»Verführen?« erwiderte Pony mit Unschuldsmiene. »Ich habe dich beim Schwerttanz gesehen und – «

»Sind wir hier, um zu spielen oder zu etwas zu lernen?« sagte der Hüter entschlossen.

»Ich wollte dich nicht verführen«, erwiderte Pony ebenso entschlossen. »Ich will nur nicht, daß du das Interesse verlierst, wenn sich dieser Krieg noch wochenlang hinzieht.« Damit trat sie hinaus auf die Lichtung, zog ihr Schwert und ging in die Hocke.

Doch da packte sie Eibryan bei der Schulter, drehte sie zu sich um und sah ihr tief in die Augen. »Ich habe mir diese Enthaltksamkeit nicht ausgesucht«, sagte er ruhig und ernst. »Und du auch nicht. Es war eine Notwendigkeit, die ich respektiere, obwohl sie mir keinen Spaß macht. Ganz und gar nicht. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen, daß ich das Interesse verlieren könnte, mein Schatz. Mein Herz gehört ganz allein dir.« Er beugte sich zu ihr hinab und küßte sie sanft, ließ jedoch nicht zu, daß mehr daraus wurde.

»Wir finden schon noch Zeit«, versprach ihm Pony, als sie sich aus der Umarmung löste. »Die richtige Zeit und den richtigen Ort für dich und mich, wenn wir uns nicht mehr um die Rettung der Welt kümmern müssen. Wenn du Eibryan Wyndon sein kannst und nicht Nachtvogel und wenn unsere Kinder in Sicherheit aufwachsen können.«

Sie standen eine Weile unbeweglich da, sahen sich in die Augen und genossen ganz einfach die Gegenwart des anderen, bis schließlich die Sonne ihre ersten Strahlen über den östlichen Horizont schickte und sie aus ihrer Versunkenheit auftauchten.

»Mach mir ein bißchen was vor!« forderte sie der Hüter auf und trat ein paar Schritte zurück. Pony ging wieder in die Hocke, konzentrierte sich eine ganze Weile und vollführte dann eine Reihe von Angriffs- und Verteidigungsbewegungen,

wobei sie ihr Schwert kunstvoll durch die Luft sausen ließ. Sie hatte etliche Jahre im königlichen Heer damit verbracht, sich diese vollkommene Technik anzueignen, und inzwischen war ihre Schwertführung wirklich sehenswert.

Doch Eibryan wußte, es war typisch für die im ganzen Land verbreitete Kampftechnik, die von Pauris und Goblins nachgeahmt wurde. Pony drehte sich bei jedem peitschenden Hieb ihres Schwerts in den Hüften, machte einen Ausfallschritt nach vorn und dann wieder einen Rückzieher.

Als sie fertig war, drehte sie sich zu Eibryan um, das Gesicht vor Anstrengung gerötet, und lächelte voller Stolz.

Eibryan trat zu ihr heran und zog Sturmwind aus der Scheide. »Hau mal diesen Ast dort ab!« forderte er sie auf und zeigte auf einen tiefhängenden Zweig drei Fuß von ihnen entfernt.

Pony nahm Aufstellung, machte zwei Schritte vorwärts, hob und senkte das Schwert und stürmte dann los.

Doch plötzlich hielt sie inne, als Sturmwind an ihr vorbeischoß und tief in den Ast fuhr. Sie hatte einen ganzen Schritt Vorsprung vor Eibryan gehabt, und doch hatte er sie mühelos eingeholt.

»Der Ausfallschritt«, erklärte er ihr, während er mit hoch aufgerichtetem Körper dastand, den rechten Arm ganz nach vorn gestreckt, den linken hinter der herabhängenden Schulter. Plötzlich machte er in Sekundenschnelle einen Rückzieher und nahm eine Verteidigungshaltung ein. »Deine Hieb- und Stichtechnik ist ausgezeichnet, aber du mußt auch an den Ausfallschritt denken, diese blitzartige Bewegung, mit der kein Gegner rechnet.«

Sofort nahm Pony die Körperhaltung des Hüters an und stand in vollkommenem Gleichgewicht da, die Knie über die Füße hinausragend, die Beine im rechten Winkel zueinander. Plötzlich machte sie mit dem rechten Bein einen Schritt vorwärts, den rechten Arm nach vorn gestreckt, den linken

herunterhängend, und ahmte Eibryans Körperhaltung nahezu perfekt nach.

Der Hüter gab sich keine Mühe, seine Überraschung und Anerkennung zu verbergen. »Du hast mich beobachtet«, sagte er.

»Immer wieder«, antwortete Pony und ging erneut in Verteidigungsposition.

»Und du machst es schon beinahe perfekt«, meinte Eibryan, um ihr ein bißchen zu schmeicheln.

»Beinahe?«

»Nun, du läßt dich noch von deinem Körper lenken, aber eigentlich sollte dich dein Schwert vorwärts ziehen.«

Pony sah sich skeptisch ihr Schwert an. »Das verstehe ich nicht«, sagte sie.

»Du wirst es schon noch verstehen«, sagte Eibryan grinsend. »Und jetzt komm mit. Wir suchen uns eine bessere Stelle, um *Bi'nette dasada* zu üben.«

Bald darauf fanden sie eine passende Lichtung, und Eibryan zog sich ein wenig zurück, um sich vorzubereiten, während Pony sich in aller Ruhe entkleidete. Dann traten sie sich mit den Waffen in der Hand auf dem Feld wieder, und der Hüter machte ihr den Tanz vor, während Pony jede einzelne Bewegung aufnahm.

Eibryan sah ihr zuerst eine ganze Weile zu, bewunderte ihre Anmut und Geschmeidigkeit und staunte darüber, wie mühelos sie den Tanz aufgriff. Dann ließ er sich in seine eigene meditative Versenkung fallen und die Melodie des *Bi'nelle dasada* durch seinen Körper fließen.

Für kurze Zeit versuchte Pony mitzuhalten, doch bald sah sie nur noch ihm zu, hingerissen von der Schönheit seines Muskelspiels und der perfekten Körperbeherrschung.

Als er geendet hatte, war er, ebenso wie Pony, in Schweiß gebadet, und ein sanfter Wind strich über ihre Haut. Sie sahen

sich lange an, und es schien ihnen beiden, als wären sie sich noch nie so nahe gewesen.

Eibryan streckte seine Hand aus und strich Pony über die Wange. »Von jetzt ab jeden Morgen«, sagte er. »Aber laß Belli'mar Juraviel nichts merken.«

»Hast du Angst davor, wie er reagieren würde?«

»Ich weiß nicht, ob es ihm recht wäre«, gestand der Hüter. »Das hier gehört zu den feierlichsten Ritualen der Touel'alfar, und nur sie haben das Recht, daran teilzunehmen.«

»Juraviel hat zugegeben, daß du kein Fremder bist«, erinnerte ihn Pony.

»Und ich fühle mich auch nicht schuldig«, erwiderte der Hüter nicht ganz überzeugend. »Ich werde es dir beibringen – ich möchte nur, daß die Sache unter uns bleibt.«

»Um Juraviel zu schützen«, sagte Pony verständnisvoll.

»Geh und zieh dich an«, sagte Eibryan lächelnd. »Ich fürchte, dieser Tag wird lang und anstrengend.«

Pony lief zurück zu dem Gebüsch am Rande des Feldes, erschöpft, aber zufrieden mit ihrer Leistung an diesem Morgen. Die ganzen Wochen über hatte sie sich schon gewünscht, den Schwerttanz zu erlernen, und dieser erste Anlauf hatte sie keineswegs entmutigt.

Irgendwie erschien ihr diese Übung wie der Umgang mit den magischen Steinen, ein Geschenk, eine Bereicherung, die sie über sich hinauswachsen ließ und dem Göttlichen näher brachte.

Teil zwei

Revierkämpfe

Onkel Mather, ich bin immer wieder erstaunt über die Widerstandskraft von Leuten, die in eine ausweglose Situation geraten sind. Wie schon in Dundalis habe ich hier eine Schar von Menschen gefunden, die bereit sind, zu kämpfen und zu sterben – Männer und Frauen, ja sogar Kinder sind darunter und ältere Leute, die eigentlich ihre Tage damit verbringen sollten, Geschichten von ihren längst vergessenen Abenteuern zu erzählen. Ich habe einige von ihnen schrecklich leiden sehen, und doch habe ich kaum einen gehört, der sich beklagt hätte – von ihren knurrenden Mägen einmal abgesehen.

Und aus der allgemeinen Not heraus entsteht eine wahrhaft herzerfrischende und ansteckende Selbstlosigkeit. So wie es damals bei Paulson, Cric und Chipmunk war, die ihr Leben hingaben für eine Schlacht, die sie wirklich nicht um ihretwillen schlugen, so wie es bei dem tapferen Bradwarden war, der sicherlich auch etwas Besseres zu tun hatte, so ist es jetzt mit Belster und Tomas, Roger Flinkfinger und all den anderen.

Trotzdem habe ich so meine Befürchtungen, vor allem, daß es zu ungewollten Rivalitäten zwischen mir und den Anführern der Gruppe kommen könnte. Als ich nach unserem großen Sieg die Krieger aus dem Wald in das Flüchtlingslager zurückbrachte, spürte ich die Spannung zwischen mir und Tomas Gingerwart, der bis zu meinem Eintreffen als Anführer fungierte und vielleicht der stärkste von allen war. Eine ruhige Aussprache hat diese Gefahr schnell beseitigt, denn Tomas ist

reif an Jahren und Erfahrung. Sobald er sicher war, daß wir beide für dieselbe Sache kämpfen – zum Wohle der Leute, die er in seiner Obhut hat –, war die Rivalität vorbei.

Doch ich fürchte, mit einem anderen aus der Gruppe, einem ungestümen jungen Burschen namens Roger, den ich noch nicht kennengelernt habe, wird es anders sein. Nach Belsters Beschreibung ist dieser Roger jung und stolz und war sich seiner Stellung unter den Flüchtlingen nie ganz sicher, so daß er Belster und die Leute aus dem Norden als Rivalen ansah. Was wird er sagen, wenn er Pony und mich kennenlernt? Wie wird er reagieren, wenn er sieht, welche Hochachtung sie uns hier entgegenbringen, besonders diejenigen, die uns schon aus dem Norden kennen, oder jene, die mit uns in die Schlacht im Wald gezogen sind?

In Wahrheit, Onkel Mather, empfinde ich es als Ironie, daß mich dieses vertriebene Volk zu seinem Helden macht. Denn wenn ich mir ihre Gesichter ansehe, jedes einzelne von ihnen, die Mienen der Männer und Frauen, die vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben auf eine so harte Probe gestellt werden, dann erkenne ich darin das wahre Heldentum.

Denn das ist etwas, das nicht an der Kampfausbildung oder an der Qualität der Waffen zu messen ist, Onkel Mather. Nur weil ich von den Touel'alfar ausgebildet worden bin und Waffen von großer Wirksamkeit trage, bin ich deshalb etwa ein größerer Held als die Frau, die sich zwischen die Gefahr und ihre Kinder wirft, oder der Bauer, der den Pflug mit dem Schwert vertauscht, um seine Gemeinde zu verteidigen? Bin ich ein größerer Held, nur weil meine Chancen zu siegen größer sind?

Ich glaube nicht, denn Heldentum mißt man an der inneren Stärke, nicht an der Stärke des Armes. Es zeigt sich in Verantwortungsbewußtsein, Selbstlosigkeit, der Bereitschaft, alles hinzugeben in dem Bewußtsein, daß es denen, die nach

einem kommen, durch die eigenen Anstrengungen bessergehen wird. Heldentum ist die höchste Form der Gemeinschaft, glaube ich, das Gefühl, daß es noch etwas Größeres gibt als das eigene irdische Dasein. Es beruht auf dem Glauben, an Gott oder einfach daran, daß die guten Menschen insgesamt stärker sind, wenn sich jeder einzelne auch um die anderen kümmert.

Diese Widerstandskraft und innere Stärke, dieser Gemeinschaftsgeist sind für mich eine unglaubliche Sache. Und in meiner Bewunderung wird mir klar, daß wir diesen Krieg gar nicht verlieren können und am Ende, selbst wenn es noch tausend Jahre dauern sollte, triumphieren werden. Denn sie können uns nicht umbringen, Onkel Mather. Diese Widerstandskraft und innere Stärke kann man nicht brechen.

Den menschlichen Geist kann man nicht töten.

Und wenn ich mir die Gesichter der Männer und Frauen ansehe, der Kinder, die eigentlich zu jung sind für solche Prüfungen, und der Älteren, die eigentlich zu alt sind für eine solche Schlacht, dann weiß ich, daß ich recht habe.

ELBRYAN WYNDON

10. Der Finger Gottes

Gegen Mittag des Tages nach der Schlacht im Tal wurde das Gelände unwegsamer. Meister Jojonah gab sich alle Mühe, die Kampfmoral seiner Kameraden aufrechtzuerhalten, indem er ihnen sagte, wieviel Gutes sie getan und welches Leiden sie mit ihrem Eingreifen verhindert hatten. Doch die Mönche waren alle erschöpft von den nächtlichen Strapazen, besonders im Hinblick auf ihre magischen Kräfte, und die wären angesichts des unwegsamen Terrains heute sehr von Vorteil gewesen.

Eine Sache, auf die jedoch weder Meister Jojonah noch Bruder Francis verzichtet hätte, war die Benutzung der Quarze zur Erkundung der Umgebung. So erschöpft, wie die Truppe jetzt war, konnte sie es sich nicht leisten, in ihrer Wachsamkeit nachzulassen, jedenfalls nicht in dieser gefährlichen Gegend. Deshalb ließ Meister Jojonah diesmal zeitig anhalten, noch vor Sonnenuntergang, und forderte die Brüder auf, gut auszuschlafen und Kräfte zu sammeln, damit sie am nächsten Tag mit frischer Kraft losmarschieren konnten.

»Wir hätten heute viel weiter kommen können«, nörgelte Bruder Francis wie üblich und baute sich neben Jojonah auf, als müsse er ein wachsames Auge auf ihn haben, »wenn wir uns nicht mit einer Sache befaßt hätten, die uns nichts angeht.«

»Ich hatte den Eindruck, als hätte dir die Vernichtung der Ungeheuer ebensoviel Spaß gemacht wie den anderen«, erwiderte Jojonah. »Wie kannst du da die Richtigkeit unseres Handelns anzweifeln?«

»Ich will nicht behaupten, daß ich es nicht genieße, die Feinde meines Gottes zu zerstören«, räumte Bruder Francis ein.

Bei dieser hochtrabenden Erklärung zog Jojonah die Augenbrauen hoch.

»Trotzdem«, fuhr Bruder Francis fort, bevor der andere darauf eingehen konnte, »weiß ich, was Vater Markwart angeordnet hat.«

»Ist das alles, was zählt?«

»Ja.«

Meister Jojonah stöhnte insgeheim über den blinden Gehorsam des anderen, ein Fehler, der in diesen Tagen im Abellikaner-Orden stark verbreitet war und den auch er so viele Jahre lang begangen hatte. Meister Jojonah hatte wie alle anderen in St. Mere-Abelle genau gewußt, daß das Schiff, das man für die Fahrt der Mönche zur Insel Pimaninicuit angeheuert hatte, den Hafen der Allerheiligenbucht niemals wieder verlassen würde und alle, die an Bord waren, hinterher sterben mußten. Und wie alle anderen – mit Ausnahme von Avelyn Desbris – hatte Jojonah diesen schrecklichen Ausgang als das kleinere Übel hingenommen, denn es ging nicht an, daß irgend jemand, der erst einmal wußte, wo Pimaninicuit lag, einfach wieder in die Welt hinausfuhr. Ebenso wußte Jojonah, daß sie Bruder Pellimar an einer entzündeten Wunde, die ihm auf dieser Reise zugefügt worden war, hatten sterben lassen – obwohl die älteren Mönche ihn durch einige Arbeit mit dem Seelenstein hätten retten können –, nur weil der Mann den Mund nicht halten konnte. Und auch dies war Jojonah damals als kleineres Übel erschienen.

Beim Gedanken an seine eigene Verhaltensweise konnte Meister Jojonah dem übereifrigen Bruder Francis gar keinen so großen Vorwurf machen. »Wir haben in der letzten Nacht viele Familien gerettet«, erinnerte er ihn. »Und deshalb tut es mir

nicht leid, daß wir eingegriffen haben. Unsere Mission ist dadurch nicht in Gefahr geraten.«

»Ich bitte um Vergebung, Meister Jojonah!« rief in diesem Moment jemand aus Richtung der Wagen.

Beide Männer drehten sich um und sahen drei junge Mönche mit Bruder Dellman an der Spitze, die sich ihnen vorsichtig näherten.

»Ich habe in der Umgebung jemanden entdeckt«, erklärte Bruder Dellman. »Kein Goblin, überhaupt keins von den Ungeheuern«, fügte er schnell hinzu, als er die plötzliche Panik der anderen bemerkte. »Es ist ein Mann, der uns auf Schritt und Tritt verfolgt.«

Meister Jojonah lehnte sich zurück; er war nicht besonders beunruhigt und betrachtete mit Interesse den jungen Mann, der ihm die Nachricht überbrachte. Bruder Dellman war in letzter Zeit besonders bemüht, sich nützlich zu machen, und arbeitete härter als sonst irgend jemand in der Karawane. Jojonah gefiel der vielversprechende Ausdruck in den Augen des jungen Mannes und seine idealistische Einstellung.

»Ein Mann?« wiederholte Bruder Francis, als er sah, daß Jojonah keine Anstalten machte, etwas zu sagen. »Einer aus unserem Orden? Einer aus Palmaris? Oder einer aus dem Dorf?« fuhr er Dellman ungeduldig an. Auch ihm war Dellmans Beflissenheit in letzter Zeit aufgefallen, aber er war sich nicht ganz im klaren über dessen Motivation. »Wer ist der Mann, und wo kommt er her?«

»Offensichtlich ein Alpinadoraner«, erwiderte Bruder Dellman. »Ein Hüne mit langem, flachsblondem Haar.«

»Wahrscheinlich aus dem Dorf«, sagte Bruder Francis mit einem verächtlichen Schnauben in Richtung des Meisters. »Vielleicht habt Ihr Euch zu früh gefreut, Meister Jojonah«, fügte er schroff hinzu.

»Es ist nur ein Mann«, widersprach ihm der Ältere. »Wahrscheinlich will er herausfinden, wer wir sind und warum wir sein Dorf gerettet haben. Wir werden ihn fortschicken, und damit ist die Sache erledigt.«

»Vielleicht ist es ein Späher«, sagte Bruder Francis. »Ein Spion, der unsere Schwachstellen aufdecken soll. Alpinador hat sich noch nie als Verbündeter des Abellikaner-Ordens bezeichnet. Muß ich Euch erst an die Tragödie in Fuldebarrow erinnern?«

»Du mußt mich an gar nichts erinnern«, erwiderte Meister Jojonah streng, aber Bruder Francis' Argument war nicht von der Hand zu weisen. Fuldebarrow war eine Ortschaft in Alpinador, größer als das Dorf der vergangenen Nacht, wo der Orden versucht hatte, über die Abtei St. Precious in Palmaris eine Mission einzurichten. Fast ein Jahr lang war alles gutgegangen, aber dann hatten die Abellikaner-Missionare offensichtlich irgend etwas gesagt oder getan, womit sie die Barbaren vor den Kopf gestoßen hatten; wahrscheinlich hatten sie auf irgendeine Weise den Gott dieser Nordländer beleidigt. Keiner der Mönche war jemals wieder aufgetaucht – nicht einmal als Leiche. St. Precious hatte sich damals zur Aufklärung des Falles an die Mönche von St. Mere-Abelle gewandt, und diese hatten mit Hilfe der magischen Seelensteine, mit denen man den Geist Toter aufspüren konnte, festgestellt, daß die Missionare brutal hingerichtet worden waren.

Doch dieser Vorfall lag jetzt fast hundert Jahre zurück, und die Entsendung von Missionaren in heidnische Regionen war immer ein gefährliches Unterfangen.

»Wir müssen uns diesen Spion ein für allemal vom Hals schaffen«, sagte Bruder Francis und erhob sich. »Ich werde – «
»Du wirst gar nichts«, unterbrach ihn Meister Jojonah.

Bruder Francis zuckte zusammen, als hätte man ihn geohrfeigt. »Merkwürdig, daß ich vor der Schlacht im Dorf keine Verbindung mit dem ehrwürdigen Vater aufnehmen konnte«, meinte er mit einem unübersehbaren Seitenblick auf Jojonah. »Eigentlich spielen Entfernungen für den Hämatit keine Rolle.«

»Vielleicht beherrscht du die Steine ja doch nicht so gut, wie du glaubst«, sagte Meister Jojonah trocken. Aber beide wußten es natürlich besser, denn sie wußten, daß Meister Jojonah einen kleinen, aber wirkungsvollen Sonnenstein in seinem Besitz hatte, der magische Kräfte aufhob und mit dem er Bruder Francis daran gehindert hatte, den Abt gegen ihre Absicht, das Dorf der Alpinadoraner zu verteidigen, aufzustacheln.

»Was sollen wir dann mit diesem unliebsamen Schatten tun?« fragte Bruder Francis.

»Ja, das ist allerdings die Frage«, konnte Meister Jojonah nur antworten.

»Er weiß über uns Bescheid, also stellt er eine Gefahr dar«, betonte Bruder Francis. »Wenn er ein Spion ist, wie ich annehme, dann wird er uns wahrscheinlich ein schlagkräftiges Heer auf den Hals hetzen, und wenn wir ihn jetzt am Leben lassen, werden viele unserer Männer unsere Großzügigkeit später mit ihrem Leben bezahlen.« Er schwieg einen Moment, und es kam Jojonah so vor, als fände der andere geradezu Gefallen an dieser Aussicht und wäre eben zu der Überzeugung gelangt, daß es tatsächlich besser sei, den Mann laufenzulassen.

Bruder Francis fuhr fort: »Oder wenn er doch kein Spion ist«, meinte der hitzköpfige Mönch, »dann bleibt er trotzdem eine Bedrohung. Angenommen, er läßt sich von den Pauris erwischen. Bezweifelt Ihr etwa, daß er uns umgehend an die

Ungeheuer verraten würde, in der falschen Hoffnung, daß sie ihn dafür verschonen?«

Meister Jojonah sah die drei jungen Mönche an, die wegen der immer lebhafter werdenden Auseinandersetzung verdutzte Gesichter machten. »Vielleicht ist es besser, wenn ihr uns jetzt allein laßt«, bat sie der Meister. »Und du, Bruder Dellman, gut gemacht. Zurück mit dir zu den Steinen, nimm diesmal den Seelenstein, und sieh dir unseren ungebetenen Gast einmal etwas genauer an.«

»Ungebeten und unerwünscht«, sagte Bruder Francis flüsternd, als die drei sich entfernten, wobei ihnen Braumin Herde entgegenkam, auf dem Weg zu Francis und Jojonah.

»Wir sollten diesen Alpinadoraner nicht unterschätzen«, bemerkte Bruder Braumin beim Näherkommen. »Wenn wir die Steine nicht hätten, wüßten wir gar nicht, daß er uns ständig beobachtet, obwohl er sogar jetzt weniger als fünfzig Meter von unserem Lager entfernt ist.«

»Spione sind sehr geübt in solchen Dingen«, stellte Bruder Francis fest, was die beiden anderen mit einem säuerlichen Blick quittierten.

»Was hältst du davon?« fragte Meister Jojonah Braumin.

»Ich nehme an, er ist aus dem Dorf«, erwiderte der Immakulat. »Aber ich bewerte diesen Umstand weniger schwer als mein Bruder.«

»Unsere Mission ist zu lebenswichtig für uns, als daß wir nachlässig werden dürften«, widersprach Francis.

»Das ist sie in der Tat«, pflichtete ihm Meister Jojonah bei. Dann sah er Bruder Braumin direkt an. »Bemächtige dich seiner!« wies er ihn an. »Überzeuge ihn davon, daß er gehen soll, oder, wenn das nicht klappt, dann benutze deine magischen Kräfte, um seinen Körper ganz weit von hier fortzuschicken. Laß ihn erst tief in den Waldlanden wieder zu

sich kommen, so erschöpft, daß er so bald nicht zurückkommt.«

Bruder Braumin verbeugte sich und ging davon. Das Vorhaben schreckte ihn nicht, doch er war erleichtert, daß Bruder Francis seinen Willen nicht durchgesetzt hatte, denn er war nicht so viele Meilen gereist, um sich an einem Mord zu beteiligen.

Zuerst ging Bruder Braumin zu Dellman und bat ihn, sämtliche Aktivitäten mit dem Quarz vorläufig einzustellen und nicht mit dem Seelenstein weiterzuarbeiten – die Inbesitznahme eines Menschen war schwierig genug, auch ohne daß womöglich noch ein anderer seines Körpers entkleideter Geist in der Gegend herumflog! Dann begab sich Braumin in seinen Wagen und bereitete sich auf seine Aufgabe vor.

Andacanavar duckte sich tief ins Gebüsch, überzeugt davon, daß er sich viel zu gut versteckt hatte, als daß irgendeiner der Mönche in seiner Umgebung ihn entdecken konnte. Zumindest optisch, denn der Hüter kannte keine anderen Zauberkräfte als die der Touel'alfar und hatte keine Ahnung von der Macht der Edelsteine.

Doch Andacanavar war äußerst empfindlich für die Vorgänge um ihn herum, und er spürte durchaus, daß da etwas war, etwas Ungreifbares, und daß er irgendwie beobachtet wurde.

Dieses Gefühl wurde noch stärker, als Bruder Braumin's Geist sich ihm näherte und versuchte, sich seiner zu bemächtigen.

Andacanavar blickte um sich, seine scharfen Augen hielten Ausschau nach jedem Schatten und jedem möglichen Versteck. Er wußte ganz genau, daß er nicht allein war, und doch zeigten ihm seine fünf Sinne nichts.

Absolut nichts.

Das Gefühl wurde stärker. Der Hüter schrie gegen besseres Wissen fast auf. Dieser Ausbruch überraschte ihn, und erschrocken kam er zu dem zwingenden Schluß, daß jemand ihm seinen Willen aufdrängte.

Andacanavar hatte an den Zusammenkünften der Touel'alfar teilgenommen, diesem Zusammensein der gesamten Elfengemeinschaft in völliger Harmonie. Diese geistige Vereinigung war ein wunderbares Erlebnis gewesen, das hier dagegen...

Wieder hätte der Hüter beinahe aufgeschrien, aber dann beherrschte er sich, denn ihm wurde klar, daß der fremde Wille wahrscheinlich bezweckte, daß er sich ihm auf diese Weise unterwarf.

Er suchte in seinem Innern nach etwas Greifbarem, nach einem Anhaltspunkt. Er erinnerte sich an den gemeinsamen Gesang der Elfen, wie sich da hundert Stimmen zu einer vereinten und hundert Seelen harmonisch miteinander verschmolzen. Aber das hier...

Das war ein Überfall.

Der Hüter ging zu Boden, knurrte leise und wehrte sich auf die einzige Weise, die er beherrschte. Er baute eine Mauer aus schierer Wut auf, eine rote Schranke, die jeden Angriff abrallen ließ. Andacanavar hatte seinen Willen jetzt auf jeder Ebene völlig unter Kontrolle. Er bediente sich der Technik des *Bi'nelle dasada*, des Schwerttanzes, den er in Caer'alfar gelernt hatte. Und in seiner wilden Entschlossenheit, mit seiner puren Willenskraft ortete der Hüter den gegnerischen Geist, der sich seiner zu bemächtigen suchte. Vor seinem inneren Auge entstand eine Landkarte seiner eigenen Denkvorgänge, und im Geiste versah er jeden Weg auf dieser Karte, der beschritten wurde, mit einem Fähnchen für den Feind.

Schon bald zeigte sich sein Gegner, der Wille von Bruder Braumin, ganz deutlich, und dann standen sie sich in offenem

Kampf gegenüber, und der Vorteil des Überraschungseffekts war hinfällig. Bruder Braumin, geübt im Umgang mit den Steinen, kämpfte tapfer, doch der Hüter war bei weitem der Stärkere, und so hatte er den Mönch bald in die Flucht geschlagen.

Dieses merkwürdige Erlebnis, dieser unbekannte Zauber hatte Andacanavar wirklich erschreckt, doch mit dem ihm eigenen Mut wollte er die Gelegenheit nicht ungenutzt an sich vorübergehen lassen, und so ließ er seine Gedanken durch einen Kanal, den der entweichende Geist offengelassen hatte, aus seinem Körper aufsteigen.

Schon befand er sich im Lager der Mönche und dann in einem ihrer Wagen. Dort saß die Wurzel des Übels, ein Mönch von etwa dreißig Wintern, mit gekreuzten Beinen in tiefer Versenkung.

Ohne zu zögern, folgte Andacanavar dem Weg des fremden Geistes mitten hinein in den Körper des Mönchs und nahm sogleich den Kampf wieder auf. Das Schlachtfeld war nun schwieriger, denn sein Gegner kannte sich hier weit besser aus als er, aber der Hüter drängte vorwärts und richtete seinen Willen auf das Ziel aus. Nur eine Überlegung hemmte ihn vorübergehend: Wenn es ihm gelang, diesen Körper zu beherrschen, würde das seinen eigenen für den anderen öffnen?

Der Hüter hatte keine Ahnung, und sein Zögern hätte ihn fast am Weiterkämpfen gehindert.

Aber dann drängte Andacanavar mit der Entschlossenheit, die ihn all die Jahre hindurch in diesem erbarmungslosen Land begleitet hatte, mit zehnfacher Kraft vorwärts, fuhr in den Mönch hinein und verdrängte dessen Geist überall, wo er auf ihn stieß, in jedem Winkel seiner Empfindungen.

Es war kein angenehmes Gefühl; der edle Hüter kam sich dabei fehl am Platz vor, und es erschien ihm einfach falsch. Ohne daran zu denken, daß er möglicherweise seine eigene Seele gerettet oder sein Volk vor Schaden bewahrt hatte, konnte Andacanavar sich gewisser Schuldgefühle nicht erwehren. Sich des Körpers eines Menschen zu bemächtigen, aus welchem Grunde auch immer, verletzte zutiefst das Rechtsempfinden des Hüters.

Aber er hielt durch und fand Trost in dem kleinen, glatten grauen Stein in seiner ihm fremden Hand. Andacanavar wurde klar, daß dieser Stein die Verbindung zwischen den beiden Seelen war und daß sein Besitz seinen Körper vor dem Eindringen anderer Geister schützte. Während er noch damit beschäftigt war, sich an seine neue Hülle zu gewöhnen, schleppte er sich ans hintere Ende des Wagens, spähte hinaus ins Lager und lauschte sorgfältig auf die Gespräche in seiner Nähe. Er stand dort eine Weile, wurde im Vorbeigehen begrüßt, erwiderte den Gruß vieler Mönche – und war ausgesprochen froh, daß die Elfen sich die Mühe gemacht hatten, ihm die Sprache des Bärenreiches beizubringen. Schließlich wuchs sein Selbstvertrauen, und er stieg vom Wagen herab und lief ganz offen inmitten der Fremden herum.

Es machte ihm keine Schwierigkeiten, ihre Rangordnung zu ermitteln, die sich hier offensichtlich nach dem Alter richtete, und Andacanavar hatte das Alter eines Mannes immer gut schätzen können. Dieser Erkenntnis und der ehrerbietigen Art, in der man ihn grüßte, entnahm er, daß er sich im Körper eines ranghohen Mönches befand.

»Meister Jojonah wünscht Euch zu sprechen«, teilte ihm ein junger Mann mit, und ein anderer bestätigte später die Aufforderung, aber natürlich konnte Andacanavar nicht wissen, wer dieser geheimnisvolle Meister Jojonah war. Und so spazierte er weiter im Lager herum und versuchte, soviel

wie möglich aufzuschnappen. Bald stellte er fest, daß ihm jemand folgte – allerdings kein menschliches Wesen, sondern der vertriebene Geist. Immer wieder versuchte dieser, seinen Körper zurückzugewinnen, und obgleich Andacanavar die Angriffe erfolgreich abwehrte, wurde ihm klar, daß seine Kräfte nachließen und er nicht mehr lange durchhalten würde.

Schließlich sah er einen sehr viel älteren Mann, den er für ihren Anführer hielt; vielleicht war es derjenige, von dem die anderen gesprochen hatten. Neben diesem Mönch, der ein verärgertes Gesicht machte, ging ein anderer, der in etwa so alt war wie der, dem er innewohnte.

»Schon fertig?« fragte Meister Jojonah, während er auf ihn zuing.

»Jawohl, Meister Jojonah«, antwortete Andacanavar ehrerbietig, in der Hoffnung, daß er mit seinem Tonfall und seiner Vermutung über die Identität des Mannes richtig lag.

»Und sind wir den Spion los?« fragte der andere scharf.

Andacanavar bezwang sein Bedürfnis, den mürrischen Mann zu ohrfeigen. Er sah den Mönch lange und eindringlich an und ging nicht auf die Frage ein – in der Hoffnung auf weitere Einzelheiten.

»Bruder Braumin«, hakte Jojonah nach. »Ist der Alpinadoraner fort?«

»Was hätte ich Eurer Meinung nach tun sollen?« fragte Andacanavar zornig den jüngeren der beiden, denn es erschien ihm offensichtlich, daß dieser Mann und der, dessen er sich bemächtigt hatte, nicht gut aufeinander zu sprechen waren.

»Was ich gewollt hätte, ist uninteressant«, antwortete Bruder Francis und warf Meister Jojonah einen Blick zu, der Bände sprach.

»Da du keine Zeit hattest, den Alpinadoraner sehr weit von hier fortzubringen, nehme ich an, daß du ihm einen

überzeugenden Vorschlag für sein Verschwinden gemacht hast«, sagte Meister Jojonah ruhig.

»Vielleicht hätten wir ihn zu uns einladen sollen«, wagte der Hüter zu antworten. »Zweifellos kennt er sich hier aus und hätte uns vielleicht besser führen können.« Bei diesen Worten beobachtete er einen bei Bruder Francis aufkeimenden Argwohn, denn das Gesicht des Mannes zeigte jetzt völlige Überraschung und sogar Erschrecken.

»Ich hatte diese Möglichkeit in Erwägung gezogen«, räumte Meister Jojonah ein, um den wachsenden Zorn seines Gefährten zu beschwichtigen. »Aber wir müssen die Anweisungen des ehrwürdigen Vaters befolgen.«

Bruder Francis schnaubte verächtlich.

»Wenn wir ihn hereingebeten hätten, würde er Fragen stellen«, fuhr Meister Jojonah fort und ließ Francis so vollständig links liegen, daß Andacanavar merkte, daß der Ältere schon an die Frechheiten dieses jungen Mönchs gewöhnt war.

»Fragen, die zu beantworten wir uns nicht leisten können«, sagte Jojonah. »Wir wollen Alpinador möglichst schnell hinter uns lassen und lieber keinen der Nordländer in unseren Feldzug einbeziehen. Es ist besser, keine alten Wunden zwischen unserem Orden und den Barbaren aufzureißen.«

Andacanavar ging nicht weiter auf das Thema ein, obwohl er wirklich erleichtert war zu erfahren, daß dieses mächtige Aufgebot nicht in feindlicher Absicht in Alpinador weilte.

»Geh jetzt und sieh nach unserem Freund«, forderte ihn Meister Jojonah auf. »Und überzeug dich, daß er deinen Vorschlag auch befolgt.«

»Das werde ich tun«, unterbrach ihn Bruder Francis.

Der Hüter unterdrückte wohlweislich seinen ersten Impuls, denn diese Antwort wäre zu aufdringlich und verräterisch gewesen, und er hatte keine Lust, schon wieder gegen einen

anderen Geist zu kämpfen. »Ich kann die mir zugeteilte Aufgabe sehr wohl allein zu Ende führen, Meister«, sagte er zu dem Mann.

Der Gesichtsausdruck des anderen zeigte dem Hüter seinen Fauxpas. Dieser Titel gebührte allein dem Älteren, das wurde ihm jetzt klar. Bei Bruder Francis wechselten sich jetzt Wut, Argwohn und Ungläubigkeit ab, und er starrte den Hüter in Mönchskörper mit zusammengekniffenen Augen an. Andacanavar versuchte, seinen Lapsus zu verbergen, indem er sich schnell dem Älteren zuwandte, dem wirklichen Meister, mußte aber feststellen, daß Jojonah eine ebenso zweifelnde Miene zur Schau trug.

»Bitte gib mir den Stein, Bruder«, sagte Meister Jojonah.

Andacanavar zögerte und überlegte. Würde er ohne den Stein in seinen eigenen Körper zurückkehren können? Konnte der Meister damit die Täuschung durchschauen?

Als würde er die augenblickliche Schwäche des Hüters spüren, nutzte der körperlose Geist die Gelegenheit und startete einen erneuten Angriff.

Da wußte Andacanavar, daß es höchste Zeit war zu gehen.

Meister Jojonah und Bruder Francis sprangen herbei, um den schwankenden Körper von Bruder Braumin zu stützen, während sein Blick flackerte und seine Knie nachgaben. Francis griff sofort nach dem Hämatit und riß ihn dem Mann aus der Hand.

Andacanavars Geist hatte jedoch keine Schwierigkeiten, den Körper des Hüters wiederzufinden und hineinzuschlüpfen. Augenblicklich war er wieder auf den Beinen, wenn er sich auch fragen mußte, wo er sich nun vor den allgegenwärtigen forschenden Blicken verstecken sollte.

Im Lager kam Bruder Braumin langsam wieder auf die Beine, dann beugte er sich vornüber, stützte die Hände auf die Knie und keuchte.

»Was ist passiert?« fragte Meister Jojonah.

»Wie konntest du an einem scheitern, der nicht einmal ausgebildet ist –«, setzte Bruder Francis zu einer Tirade an, doch Jojonah schnitt ihm mit einem scharfen Blick das Wort ab.

»Er ist stark«, keuchte Bruder Braumin. »Dieser Alpinadoraner ist ausgesprochen willensstark und geistesgegenwärtig.«

»Das kann man wohl sagen«, meinte Bruder Francis trocken.

»Geh doch selber mit dem Seelenstein los!« fuhr ihn Bruder Braumin an. »Es könnte dir nichts schaden, auch einmal eine Niederlage einzustecken.«

»Schluß jetzt damit!« verlangte Meister Jojonah und sprach leiser, denn er bemerkte, daß die anderen um sie herum zusammenliefen. »Was hast du herausgefunden?« fragte er Braumin.

Der Jüngere zuckte hilflos mit den Achseln. »Ich fürchte, der andere hat etwas herausgefunden – und nicht umgekehrt.«

»Na wunderbar!« meinte Francis sarkastisch.

»Und was hat er herausgefunden?« wollte Meister Jojonah wissen.

Wieder konnte Bruder Braumin nur mit den Achseln zucken.

»Laß die Pferde anspannen«, befahl Meister Jojonah. »Wir müssen so weit wie möglich weg von hier.«

»Ich suche nach dem Spion«, bot sich Bruder Francis an.

»Wir suchen ihn gemeinsam«, sagte Meister Jojonah. »Wenn dieser Mann Bruder Braumin außer Gefecht setzen konnte, dann mach dir keine Illusionen, du könntest ihm gewachsen sein.«

Bruder Francis schäumte vor Wut und suchte vergebens nach einer Entgegnung. Dann drehte er sich um, als wollte er davonlaufen.

»Wirst du an der Suche teilnehmen?« fragte Meister Jojonah.

»Dafür sehe ich keine Notwendigkeit«, erklang von weitem eine Stimme, und sämtliche Mönche drehten sich mit einem Ruck um und sahen, wie der hünenhafte Alpinadoraner ungeniert ins Lager geschlendert kam und die Wagenburg kreuzte, während er die Wachposten lediglich von oben bis unten musterte.

»Ich habe heute keine Lust mehr auf spirituelle Gefechte. Laßt uns offen miteinander reden wie Männer.«

Meister Jojonah und Bruder Francis sahen sich ungläubig an, doch als sie sich zu Bruder Braumin umwandten, dem einzigen, der bereits mit dem Hüter in Berührung gekommen war, stellten sie fest, daß dieser nicht überrascht war. Auch sah er nicht übermäßig erfreut aus.

»Er ist ein Ehrenmann«, sagte Meister Jojonah mit einiger Überzeugung. »Nicht wahr?«

Doch Bruder Braumin war zu voreingenommen, um die Frage zu beantworten. Sein Blick bohrte sich in den des Alpinadoraners, und die beiden verband ein nahezu urwüchsiger Haß. Sie hatten aus nächster Nähe miteinander gekämpft und ihre Seelen in Haß voreinander entblößt. Für Andacanavar hatte der andere versucht, ihn zu verletzen. Für Bruder Braumin hatte sich der andere in beschämender Weise als der Stärkere erwiesen.

So standen sie sich gegenüber und starrten sich an, und alle anderen, selbst Bruder Francis, sahen ein, daß die beiden ein wenig Zeit brauchten.

Dann jedoch überwand sich Bruder Braumin und sagte sich, daß der Mann sich schließlich nur verteidigt hatte. Nach und nach wurde das Gesicht des Mönchs freundlicher, und er nickte zustimmend. »Mein Überredungsversuch schien mir sicherer«, sagte er entschuldigend. »Vor allem für Euch.«

»Eine Horde Riesen hätte mich weniger erschreckt als das, was Ihr mit mir veranstaltet habt«, erwiderte Andacanavar,

aber dann neigte auch er als Zeichen des Verzeihens den Kopf und wandte seine Aufmerksamkeit Meister Jojonah zu.

»Ich bin Andacavar«, sagte er. »Und Ihr steht auf meinem Land. Ich habe viele Titel, aber Ihr dürft mich als den Protektor von Alpinador betrachten.«

»Das klingt ziemlich hochnäsig«, meinte Bruder Francis.

Der Hüter überhörte die Bemerkung. Er fand es seltsam, daß er den anderen jungen Mönch, obwohl dieser versucht hatte, ihm seinen Körper zu stehlen, doch viel eher mochte und respektierte als diesen hier. »Ich bin kein Spion«, sagte er, »denn ich habe keine unredlichen Beweggründe. Ich bin Euch aus dem Tal gefolgt, weil ich Eure Stärke gesehen habe und Euch nicht so einfach laufenlassen konnte. Eine Macht, wie Ihr sie an den Tag gelegt habt, kann mein Volk ins Verderben stürzen.«

»Wir sind keine Feinde von Alpinador«, erwiderte Meister Jojonah.

»Das habe ich gemerkt«, sagte Andacavar. »Und deshalb bin ich zu Euch gekommen, als Freund und Mitstreiter, mit der Waffe über der Schulter.«

»Wir haben nicht um Hilfe gebeten«, erklärte Bruder Francis eisig und erntete dafür einen strengen Blick von Meister Jojonah.

»Ich bin Meister Jojonah«, warf der Ältere schnell ein, um den lästigen Francis zum Schweigen zu bringen. »Von St. Mere-Abelle.«

»Ich kenne Eure Heimat«, sagte der Hüter. »Eine große Festung nach allem, was man hört.«

»Da habt Ihr richtig gehört«, sagte Bruder Francis feindselig. »Und jeder von uns hier ist bestens geübt in den Kriegskünsten.«

»Was Ihr nicht sagt«, meinte der Hüter und wandte sich wieder Meister Jojonah zu, der ihm weitaus vernünftiger

erschien. »Ihr wißt ja, daß ich mich in seinem Körper unter Euch gemischt habe«, erklärte er. »Und dabei habe ich erfahren, daß Ihr mein Land durchqueren wollt. Ich könnte Euch bei diesem Unternehmen behilflich sein. Niemand kennt den Weg besser als Andacanavar.«

»Andacanavar der Bescheidene«, spottete Bruder Francis. »Ist das einer Eurer Titel?«

»Ihr verteilt ein wenig zu großzügig Beleidigungen«, erwiderte der Hüter. »Vielleicht solltet Ihr vorsichtiger sein, sonst könnte Euer loses Mundwerk leicht Schaden nehmen.«

Bruder Francis, der diese Drohung nicht akzeptieren wollte, durchbohrte den anderen mit Blicken und machte einen Satz nach vorn.

Der Hüter reagierte blitzschnell, bevor irgendeiner von den Mönchen auch nur aufschreien konnte. Er zog eine kleine Axt aus dem Gürtel und sprang zur Seite, um sie von unten gegen den anderen zu schleudern. Die Axt drehte sich mehrmals, flog dann geradewegs zwischen den Beinen des verdatterten Francis hindurch und bohrte sich schließlich tief in die Seitenwand eines Wagens, ungefähr zwanzig Fuß hinter dem Mönch.

Verdutzt sah dieser gemeinsam mit den anderen dem Wurf hinterher. Dann drehten sie sich wieder zu Andacanavar um, und in ihren Gesichtern stand jetzt großer Respekt.

»Ich hätte sie auch ein bißchen höher werfen können«, sagte der Hüter augenzwinkernd. »Dann hättet Ihr jetzt eine ziemlich hohe Stimme.«

Bruder Francis hatte alle Mühe zu verbergen, daß er vor Wut und Angst am ganzen Leib zitterte. Doch sein Gesicht war weiß und zeigte keine Regung.

»Zurück, Bruder Francis!« verlangte Jojonah jetzt unmißverständlich.

Francis sah den Älteren an und quittierte Andacanavars listiges Grinsen mit einem wütenden Blick. Dann trat er zurück und setzte ein enttäushtes Gesicht auf, obwohl alle wußten, daß er in Wirklichkeit froh war, daß Meister Jojonah eingegriffen hatte.

»Ihr seht, auch ich habe ein wenig Übung in dem, was Ihr die Kriegskünste nennt«, erklärte der Hüter. »Aber ich hoffe, ich kann sie mir für Pauris und Riesen und ähnliches aufsparen. Euer Orden und mein Volk sind nicht gerade Freunde – und ich sehe keinen Grund, das jetzt zu ändern –, doch wenn die Pauris Eure Feinde sind, dann könnt Ihr getrost Andacanavar zu Euren Verbündeten zählen. Wenn Ihr meine Hilfe wollt, dann sollt Ihr wissen, daß ich Euch auf dem schnellsten und sichersten Weg durch mein Land führen werde. Wenn nicht, dann sagt es mir jetzt, und ich werde Euch verlassen.« Und mit einem verschmitzten Blick zu Bruder Braumin fügte er hinzu: »Jetzt, wo ich selber und ohne Eure Hilfe ganz weit weggehen kann.«

Der junge Mönch lief vor Verlegenheit rot an.

Meister Jojonah sah seine beiden Gefährten fragend an und erhielt, wie nicht anders zu erwarten, zwei unterschiedliche stumme Antworten. Da wußte er, daß er wieder einmal selbst entscheiden mußte, und wandte sich an den fremden Hünen: »Ich bin nicht befugt, Euch unser Reiseziel zu nennen«, erklärte er.

»Wer fragt danach?« erwiderte Andacanavar grinsend. »Ihr wollt nach Norden und nach Westen, und dann wollt Ihr mein Land wieder verlassen. Wenn Ihr diesen Kurs beibehalten wollt, kann ich Euch den schnellsten und einfachsten Weg zeigen.«

»Und wenn wir diesen Kurs nicht beibehalten wollen?« mischte sich Bruder Francis ein und starrte Meister Jojonah an,

um seine Einstellung dem Fremden gegenüber deutlich zu machen.

»Das werdet Ihr schon«, entgegnete der Hüter mit unverändertem Grinsen. »Ihr wollt zum Barbakan, zum Berg Aida, nehme ich an.«

Die drei Mönche, die vor ihm standen, ließen keinerlei Reaktion auf diese Vermutung erkennen, doch die erstaunten Gesichter der jüngeren, die mit offenen Mündern dastanden, bestätigten Andacanavar seinen Verdacht.

»Das nehmt Ihr nur an?« fragte Meister Jojonah ruhig, denn er ging davon aus, daß der Mann es gehört haben mußte, während er sich in Bruder Braumins Körper befand. Dadurch wurde Andacanavar gefährlich, sagte sich der alte Mönch und fing an zu bedauern, daß er Bruder Francis womöglich doch nachgeben und ihn den edlen Mann töten lassen mußte. »Nur eine Vermutung?«

»Eine logische Schlußfolgerung«, stellte Andacanavar richtig. »Wenn Ihr vorhättet, den Ungeheuern in den Rücken zu fallen, die euer Heimatland angreifen, dann seid Ihr zu weit im Norden und Osten und hättet wieder nach Westen gehen müssen, bevor Ihr einen Fuß nach Alpinador gesetzt hättet. Aber einen solchen Fehler hättet Ihr nicht begangen, nicht mit Euren Zauberkraften, die Euch den Weg weisen. Also wollt Ihr zum Barbakan, das ist doch klar. Ihr wollt etwas über den großen Knall dort wissen und die graue Qualmwolke, die das Land mehr als eine Woche lang einhüllte und sogar ein bißchen Asche über mein Heimatland geweht hat.«

Jojonahs Befürchtungen wichen der Neugier. »Dann hat es also tatsächlich eine Explosion gegeben?« fragte er mit unverhohlenem Interesse.

Bruder Francis neben ihm blieb fast die Luft weg.

»Allerdings, die größte Erschütterung, die es je gab, seit ich auf dieser Welt bin!« bestätigte ihm der Hüter. »Der Boden

unter meinen Füßen hat nur so gebebt, obwohl ich Hunderte von Meilen weg war. Und ein riesiger Wolkenberg türmte sich auf und blies die Trümmer eines ganzen Berges in den Himmel.«

Meister Jojonah nahm die Bestätigung in sich auf und geriet dann in einen wahrhaft schrecklichen Gewissenskonflikt. Die Anweisungen von Vater Markwart diese Angelegenheit betreffend waren eindeutig, aber Jojonah wußte genau, daß dieser Mann nicht ihr Feind war und sich tatsächlich als große Hilfe erweisen konnte. Der Meister blickte in die Runde – denn mittlerweile hatten sich alle Mönche um ihn versammelt – und ließ schließlich seinen Blick auf Bruder Francis ruhen, der wahrscheinlich wieder die größten Schwierigkeiten machen würde.

»Ich habe in sein Herz gesehen«, erklärte Bruder Braumin schließlich in das lange, unbehagliche Schweigen hinein.

»Ein bißchen zu sehr für meinen Geschmack«, meinte der Hüter trocken.

»Für meinen auch«, erwiderte der Mönch mit einem schwachen Lächeln. Er wandte sich wieder Jojonah zu und, indem er seinen unlogischen Groll gegen den Mann bezwang, sagte er: »Er soll uns durch Alpinador führen!«

»Er weiß zuviel!« widersprach Bruder Francis.

»Mehr als wir«, entgegnete Bruder Braumin.

»Der ehrwürdige Vater –«, hob Bruder Francis drohend an.

»Der ehrwürdige Vater konnte das nicht vorhersehen«, beeilte sich Bruder Braumin, ihn zu unterbrechen. »Andacanavar ist ein guter Mensch, ein mächtiger Verbündeter und einer, der den Weg kennt. Ein Weg, von dem wir in diesem zerklüfteten Gelände leicht abkommen könnten«, fügte er so laut hinzu, daß es alle hören konnten. »Ein falsches Abbiegen an einem Gebirgspaß kann uns vernichten oder um eine Woche zurückwerfen.«

Bruder Francis wollte darauf eingehen, aber Meister Jojonah hob die Hand zum Zeichen, daß er genug gehört hatte. Er fühlte sich in diesem Moment wirklich sehr alt, fuhr sich mit den Händen übers Gesicht, dann sah er seine beiden Gefährten und schließlich den Hüter an. »Teile unsere Mahlzeit mit uns, Andacanavar von Alpinador«, lud er ihn ein. »Ich kann unser Reiseziel nicht bestätigen, wohl aber, daß wir in der Tat im Norden und Westen dein Land wieder verlassen müssen, und zwar so bald wie möglich.«

»Eine Woche wird es dauern«, sagte der Hüter.

Meister Jojonah nickte, obwohl er wußte, daß sie diese Zeit mit ihren Zauberkraften um mehr als die Hälfte verkürzen konnten.

Gegen Mittag des nächsten Tages hegte Meister Jojonah keinerlei Zweifel mehr daran, daß es klug war, die Karawane von Andacanavar anführen zu lassen. Die Straße blieb unwegsam, denn der Westen von Alpinador war eine unbarmherzige Gegend mit geborstenen Eisbrocken und zerklüfteten Felsen, doch der Hüter kannte jeden Pfad und jede Widrigkeit. Die Mönche, die jetzt gut ausgeruht waren, erleichterten die Reise durch ihre Zauberei, sie verringerten das Gewicht der Wagen mit dem Malachit, fegten Geröll mit Blitzen aus dem Weg, und natürlich holten sie weiterhin wilde Tiere herbei.

Andacanavar brauchte eine Weile, bis er den Trick durchschaut hatte. Zuerst fragte er sich lediglich, wie die Mönche es wohl anstellen mochten, doch als er dann zwei Rehe sah, die halbtot vor Erschöpfung hinter der Karawane auf der Straße liegenblieben, war der Hüter wirklich verblüfft – und keineswegs erfreut. Er lief zurück zu den Tieren und untersuchte sie.

»Was tut Ihr da?« fragte er Bruder Braumin, der ihm auf Geheiß von Jojonah gefolgt war.

»Wir machen uns die Stärke der wilden Tiere zunutze«, erklärte der Mönch ohne Umschweife, »wie Futter für unsere Pferde.«

»Und dann laßt Ihr sie einfach sterben?« fragte der Hüter.

Bruder Braumin zuckte hilflos mit den Achseln. »Was sollen wir tun?«

Der Hüter stieß einen tiefen Seufzer aus und gab sich alle Mühe, seinen Zorn im Zaum zu halten. Er zog ein langes Messer aus seinem Gürtel und tötete beide Tiere schnell und gezielt, dann kniete er nieder und sprach ein Gebet für ihre Seelen.

»Nimm das da!« forderte er Bruder Braumin auf und warf sich selbst das größere der beiden Tiere über die Schulter.

Bald hatten sie die Wagen wieder eingeholt, und Andacanavar ließ seinen Kadaver genau vor Meister Jojonahs Gespann fallen. Dieser ließ anhalten und stieg vom Wagen herunter.

»Ihr nehmt ihnen die Lebenskraft und laßt sie dann einfach liegen!« sagte der Hüter vorwurfsvoll.

»Eine bedauerliche Notwendigkeit«, erklärte Meister Jojonah:

»Gar nicht notwendig«, widersprach der Hüter. »Wenn Ihr sie schon töten müßt, dann verwendet sie auch vollständig. Andernfalls beleidigt Ihr das Tier.«

»Wir sind keine richtigen Jäger«, erwiderte Meister Jojonah und erblickte Bruder Francis, der in diesem Augenblick auf sie zukam.

»Ich zeige Euch, wie man sie häutet und zubereitet«, erbot sich Andacanavar.

»Dafür haben wir keine Zeit!« protestierte Bruder Francis.

Meister Jojonah biß sich ratlos auf die Lippen. Er wollte Francis rügen – denn sie konnten es sich nicht leisten, einen so

wertvollen Führer zu verlieren –, befürchtete aber, daß der Schaden bereits angerichtet war.

»Entweder ihr nehmt euch die Zeit, oder ihr werdet kein einziges meiner Tiere mehr töten«, erwiderte der Hüter.

»Das sind Eure Tiere?« fragte Bruder Francis skeptisch.

»Ihr befindet euch in meinem Land, das habe ich euch bereits gesagt«, antwortete der Hüter. »Also stehen die Tiere auch unter meinem Schutz.« Dann wandte er sich zu Jojonah und sah ihn offen an. »Ich werde euch nicht daran hindern zu jagen, denn ich habe es auch schon getan. Aber wenn ihr das Tier gebrauchen wollt, dann könnt ihr es nicht hinterher auf der Straße elendig zugrunde gehen lassen. Das ist eine Beleidigung und im höchsten Maße grausam und unschicklich.«

»Dieser Barbar will uns etwas über Grausamkeit erzählen!« schnaubte Bruder Francis.

»Man kann überall etwas lernen«, erwiderte Andacanavar und betonte jede Silbe.

»Wir brauchen weder Nahrung noch Felle«, sagte Meister Jojonah ruhig. »Aber die Energie ist für uns überlebenswichtig. Wenn es unsere Pferde nicht schaffen, uns ans Ziel und wieder zurückzubringen, dann sind wir verloren.«

»Ist es denn nötig, daß ihr jedes Tier so ausbeutet, daß es nicht weiterleben kann?« fragte der Hüter.

»Woher sollen wir denn wissen, wann wir aufhören müssen?«

»Angenommen, ich könnte es euch zeigen?«

Meister Jojonahs Gesicht wurde von einem breiten Lächeln überzogen. Ihm hatte dieses Töten unschuldiger Tiere nie gefallen. »Andacanavar, mein Freund«, sagte er, »ich wäre dir ewig dankbar, wenn du uns beibringen könntest, wie wir unsere lebenswichtige Mission zu Ende führen können, ohne noch ein einziges Tier zu opfern!«

»Es werden nicht wenige sein, die ihr auf diese Weise schont«, erwiderte der Hüter. »Und diejenigen, die ihr bereits getötet habt, werden euch heute abend zu einer guten Mahlzeit reichen, und für die Felle werdet ihr noch Verwendung finden, denn oben im Norden weht selbst in Hochsommernächten ein kalter Wind.«

Dann zeigte Andacanavar den Mönchen, wie man die Tierkadaver häutete und zurechtmachte. Kurz darauf waren sie schon wieder unterwegs und fingen ein paar neue Rehe ein. Während die Mönche die Energie übertrugen, beobachtete der Hüter jedes Tier genau, und sobald er sah, daß es Zeichen von Erschöpfung zeigte, ließ er den Vorgang abbrechen, und das Tier durfte, schwach, aber noch quicklebendig, wieder in den Wald zurückkehren.

Selbst Bruder Francis sah nicht besonders unzufrieden aus, und es schien Meister Jojonah und Bruder Braumin, als ob selbst er ein wenig erleichtert wäre, daß ihnen diese unliebsame Praxis in Zukunft erspart blieb.

»Ein guter Trick, wenn man ihn richtig anwendet«, sagte Andacanavar unterwegs zu Meister Jojonah. »Aber er würde noch besser funktionieren, wenn ihr ein oder zwei Elche auftreiben könntet. Das würde euren Pferden Beine machen!«

»Elche?«

»Eine große Hirschart«, erklärte ihm der Hüter und lächelte verschmitzt.

»Wir haben ein paar große –«, begann Meister Jojonah, aber der Hüter schnitt ihm das Wort ab.

»Viel größer«, sagte er, sprang mit einem Satz vom Wagen und verschwand im Gestrüpp.

»Der Alte ist ganz schön unternehmungslustig«, meinte Bruder Braumin.

Eine Stunde später kehrte der Hüter zu der Karawane zurück. »Sagt Euren spirituellen Waldläufern, sie sollen dort entlang

schauen«, sagte er und zeigte auf ein flaches Tal westlich des Weges. »Sagt ihnen, sie sollen nach etwas Großem, Dunklem Ausschau halten – mit einem Geweih doppelt so breit, wie ein Mann hoch ist.«

Jojonah und Braumin sahen ihn zweifelnd an.

»Macht schon!« drängte Andacanavar. »Ihr werdet ja sehen, ob ich übertreibe.«

Als kurz darauf ein mächtiger Rentierbulle auf den Weg getrottet kam, leisteten beide Mönche ihm insgeheim Abbitte für ihr Mißtrauen.

Und wie die Pferde erst losrannten, als sie den ermatteten Elch neben der Straße wieder losließen!

Den ganzen Tag über beeilten sie sich vorwärtszukommen, und am Abend versammelten sich alle Mönche um das Feuer und lauschten den Geschichten des Hüters von den Nordlanden. Mit seiner freundlichen Art und seinen anregenden Erzählungen gewann er im Handumdrehen die Sympathien aller, und selbst Bruder Francis dachte nicht mehr an seine Drohung, sich bei Vater Markwart zu beschweren.

Und so geschah es, daß sich ihre Stimmung verdüsterte, als der Hüter ihnen am vierten Tag ihrer gemeinsamen Reise, während sie ihr Lager aufschlugen, eröffnete, er wolle sie verlassen.

»Ach, ihr müßt nicht so verzweifelt sein«, sagte Andacanavar zu ihnen. »Ich zeige euch eine Straße in den Barba – « Er brach ab und grinste verschmitzt. »Ich meine, falls ihr dorthin wollt«, fügte er schlagfertig hinzu.

»Das kann ich nicht bestätigen«, sagte Meister Jojonah und schmunzelte ebenfalls. Er hatte inzwischen volles Vertrauen zu Andacanavar, denn er wußte jetzt, daß der andere seine Überzeugungen teilte. Natürlich wußte der Mann, welches Ziel die Mönche vor Augen hatten – wohin sonst sollte einer wollen, der sich so weit in die Wilderlande vorwagte?

»Eine sichere und gerade Straße«, sprach der Hüter weiter. »Und wenn euch nicht irgendwelche Pauris oder Riesen den Weg versperren, werdet ihr noch früh genug dort ankommen.«

»Nach meinen Karten ist unser Ziel viele Meilen von der westlichen Grenze Alpinadors entfernt«, meinte Francis, dessen Ton dem Hüter gegenüber nun entschieden respektvoller war. »Ich fürchte, wir haben noch einen langen Weg vor uns.«

Andacanavar streckte die Hand aus, und Bruder Francis reichte ihm die Pergamentrolle mit dem Plan der betreffenden Gegend. Der Hüter zog die Augenbrauen hoch, als er einen Blick darauf warf, denn der Plan war außerordentlich detailliert und präzise.

»Eure Karte sagt die Wahrheit«, bestätigte Andacanavar. »Aber wir haben die westliche Grenze von Alpinador hinter uns gelassen, bevor wir in der vorletzten Nacht unser Lager aufschlugen. Seid also guten Mutes, meine Freunde, denn ihr seid schon fast am Ziel – nicht, daß ich begeistert wäre, dahin zu kommen, wo dieser Dämon hocken soll!« Er biß sich in die Fingerspitze und zeichnete mit dem Blut eine neue Linie auf der Karte ein, die Straße in den Barbakan, an deren Ende er ihren gegenwärtigen Standort mit einem Kreuz markierte.

Dann gab er Francis das Pergament zurück, und mit einer letzten Verbeugung verabschiedete er sich und verschwand lachend im Unterholz.

»Hätte er nicht diese Statur, würde ich ihn glatt für einen Elfen halten«, meinte Bruder Braumin. »Wenn es so etwas wie Elfen gäbe.«

Andacanavars Bemerkung über ihren Standort erleichterte die Mönche und tröstete sie ein wenig über den Verlust ihres ausgezeichneten Führers hinweg. Sie nahmen ihre Abendmahlzeit ein – noch einmal köstliches Wildbret –,

sprachen ihr Abendgebet, bevor sie gut schliefen, und vor Sonnenaufgang waren sie bereits wieder unterwegs.

Das Land blieb weiter unwegsam – weniger bergig, dafür aber dichter bewaldet. Doch bald kamen die Mönche mit Hilfe der Blutlinie auf ihrer Karte an eine breite, übersichtliche Straße, keinen engen Pfad wie bisher. Man ließ alle Wagen anhalten, und die Anführer sahen sich um.

»Die Grasnarbe hier haben die Truppen der Ungeheuer auf dem Weg nach Süden getrampelt«, stellte Meister Jojonah fest.

»Dann brauchen wir nur ihre Spur zu verfolgen, um zum Ursprung dieser Truppen zu gelangen«, sagte Bruder Braumin.

»Eine gefährliche Strecke«, meinte Bruder Francis und blickte sich um. »Wir sind völlig ungeschützt.«

»Aber zweifellos auch eine schnelle Strecke«, erwiderte Bruder Braumin.

Meister Jojonah überlegte nur kurz und dachte vor allem daran, daß Andacanavar sie auf diesen Weg geschickt hatte. »Laßt die spirituellen Pfadfinder weit ausschwärmen!« befahl er. »Sowohl unsere Wagen als auch die Pferde können die Erholung auf einer glatten Straße gut gebrauchen.«

Bruder Francis ließ keinen Quarz und keinen Hämatit ungenutzt und ließ die Mönche weit und breit Ausschau halten aus Angst, sie könnten mitten in ein feindliches Lager hineinlaufen.

Nach zwei Tagen war ihnen noch immer kein einziges Ungeheuer begegnet, obwohl sie inzwischen mehr als hundert Meilen zurückgelegt hatten. Vor ihnen türmten sich jetzt die Berge auf, die den Barbakan umschlossen, und die Mönche fürchteten schon, daß es sie große Mühe kosten würde, die Wagen über diese Hindernisse zu bekommen.

Doch die Straße zog sich weiter bis zum Fuß des Gebirges und dann über einen breiten Paß in die Berge hinauf. In einer solchen Gegend ein Lager aufzuschlagen, war mehr als

beunruhigend, aber es kamen noch immer keine Ungeheuer zum Vorschein, und die Mönche mit den Quarzen stellten fest, daß es hier auch nicht viele wilde Tiere gab. Dieses Land schien seltsam leblos und unheimlich still. Am späten Morgen des nächsten Tages kam der Gipfel des Gebirges in Sicht, und nur ein einziger Bergkamm versperrte ihnen noch den Blick hinunter. Meister Jojonah ließ anhalten und winkte Bruder Braumin und Bruder Francis, ihn zu begleiten.

»Wir sollten erst einmal auf spirituellem Wege hineingehen«, meinte Bruder Francis.

Das war ein guter und umsichtiger Vorschlag, doch Meister Jojonah schüttelte trotzdem den Kopf. Er hatte das Gefühl, daß das, was vor ihnen lag, ungeheuer wichtig war und daß sie es ganz unmittelbar, mit Leib und Seele erleben sollten. Er winkte die beiden an seine Seite, rief nach den anderen Immakulaten und machte sich an den Aufstieg.

Die jüngeren Mönche folgten ihnen in einigem Abstand.

Als Meister Jojonah die letzte Barriere überwand und an den Punkt kam, von dem aus er das weite Tal im Herzen des Barbakan überblicken konnte, ergriffen ihn zwiespältige Empfindungen. Die Mönche wichen erschrocken zurück und nahmen sich gegenseitig kaum noch wahr, so erschlagen waren sie von dem Bild der Verwüstung, das sich dort unten bot. Wo einst ein Wald gewesen war, erstreckte sich jetzt nur noch ein graues Aschenfeld, übersät mit verkohlten Baumstämmen. Das ganze Tal war grau und verdorrt, und in der Luft hing noch immer der Geruch von Schwefel. Das alles kam ihnen vor wie ein Bild des Weltuntergangs oder ein verfrühter Blick auf das, was man nach ihrem Glauben als Hölle bezeichnete. Am meisten erschrakten die jüngeren Mönche, als sie über den Grat hinabschauten, und etliche von ihnen schrien vor Entsetzen laut auf.

Doch als sie schließlich den ersten Schrecken überwunden hatten, machte das anfängliche Grauen positiven Überlegungen Platz. Konnte irgend etwas diese Verwüstung überlebt haben? Vielleicht hatte sich ihre Hoffnung auf ein »enthauptetes« feindliches Heer ja erfüllt, denn wenn, wie man annahm, der geflügelte Dämon den Barbakan sein Zuhause nannte, wenn er zum Zeitpunkt des großen Knalls hiergewesen war, dann gab es den Geflügelten mit Sicherheit nicht mehr.

Selbst Bruder Francis war eine Zeitlang zu fassungslos, um etwas zu sagen. Schrittweise arbeitete er sich wieder zu Meister Jojonah vor.

»Können wir diese Verwüstung als ausreichenden Beweis dafür ansehen, daß der geflügelte Dämon vernichtet ist?« fragte der Meister.

Francis blickte hinab in den mit Asche angefüllten Trichter. Es war nicht schwer, als Ursache der Explosion einen einzeln stehenden Berg mit abgeflachter Spitze in der Mitte des Aschenfeldes auszumachen, aus dem noch immer dünne Rauchfahnen in die Luft aufstiegen. »Ich halte das nicht für ein Naturereignis«, sagte Francis.

»Vulkane hat es schon öfter gegeben«, wandte Meister Jojonah ein.

»Aber gerade jetzt?« fragte Francis zweifelnd. »Dürfen wir wirklich hoffen, daß ein Vulkan ausgerechnet in dem Moment ausbrach, als wir es am besten gebrauchen konnten – und dazu auch noch genau an der richtigen Stelle?«

»Zweifelst du etwa am göttlichen Eingreifen?« fragte Meister Jojonah. Es klang ernsthaft, obgleich auch er seine Zweifel hatte. Es gab Fanatiker in ihrem Orden, die erwarteten, daß der Finger Gottes bei jeder Gelegenheit aus den Wolken herabfahren und ihre Gegner zerquetschen müsse. Während des Pauri-Überfalls hatte er selbst einen jungen Mönch an der Seeseite von St. Mere-Abelle stehen sehen, der Gott

ununterbrochen angerufen und wortwörtlich nach dessen strafendem Finger verlangt hatte. Meister Jojonah glaubte zwar ebenfalls an die Macht Gottes, aber er sah darin eher ein Gleichnis für die Macht des Guten. Er glaubte daran, daß das Gute am Ende immer siegen würde, denn es war seinem Wesen nach stärker als das Böse. Und er hatte den Verdacht, daß Francis ebenso dachte, denn trotz seiner übrigen Unzulänglichkeiten war der Mann in gewisser Weise ein Denker, so etwas wie ein Intellektueller, der seinen Glauben immer mit Logik untermauerte.

Jetzt sah Francis ihn verschmitzt an. »Gott war auf unserer Seite«, sagte er. »In unseren Herzen und in der Kraft, mit der wir unsere Waffen geführt haben, und sicherlich in dem Zauber, der unsere Feinde zermalmt hat. Aber das hier...«, sagte er und breitete die Arme theatralisch über dem verwüsteten Tal aus. »Das mag Gottes Werk sein, aber es wurde herbeigeführt von der Hand eines frommen Mannes, oder es war die Folge der exzessiven Ausübung schwarzer Magie, der sich der Geflügelte verschrieben hat.«

»Wahrscheinlich letzteres«, meinte Meister Jojonah, obgleich er etwas anderes hoffte, nämlich daß Bruder Avelyn hierbei eine Rolle gespielt hatte.

Bruder Braumin, der sich gerade zu den beiden hinzugesellen wollte, hörte noch die letzten Sätze und sah Bruder Francis lange und ausgiebig an, denn er war erstaunt über die Reaktion des Mannes. Dann blickte er verblüfft zu Meister Jojonah, doch der nickte nur lächelnd, denn er war nicht ganz so überrascht wie Braumin. In diesem Augenblick entdeckte Meister Jojonah Bruder Francis' bessere Seite, und er dachte, daß es vielleicht doch etwas geben könnte, was er an dem Mann mochte. Und er fragte sich, ob Bruder Francis womöglich seine Richtung geändert hatte.

»Was auch immer hier geschehen ist, kam von diesem Berg«, überlegte dieser. »Mit Namen Aida.«

Die anderen beiden sahen ihn fragend an.

»So hat ihn der Alpinadoraner genannt«, erklärte Bruder Francis. »Und der Name entspricht tatsächlich dem auf vielen alten Landkarten, die ich studiert habe. Aida, der einsame Berg inmitten des Ringgebirges, die Höhle des Dämons.«

»Es wird nicht leicht sein, dorthin zu gelangen«, meinte Bruder Braumin.

»Das war wohl nicht anders zu erwarten«, sagte Bruder Francis lachend.

Erneut sahen sich die beiden anderen an und zuckten mit den Achseln. Es kam ihnen so vor, als hätte diese Entladung nicht nur die Welt von dem Dämon befreit, sondern gleichzeitig auch Bruder Francis von ein paar inneren Dämonen.

Doch damit ließen sie es gut sein, empfanden Francis' Wandlung als Segen und hofften, daß sie von Dauer sein würde.

Der Marsch über das Aschenfeld erwies sich als weniger schwierig, als sie befürchtet hatten, denn das graue Zeug hatte sich zwar an vielen Stellen als dicke Schicht abgelagert, an etlichen anderen aber war es bereits weggeweht worden. Als sie in die Nähe des Berges kamen, machte der vorderste Wagenführer eine gräßliche Entdeckung.

Sein Aufschrei ließ die Mönche zusammenlaufen und entsetzt auf mehrere Leichname starren, die, in Asche eingebettet, am Rande des gewundenen Pfades lagen.

»Pauris«, sagte Bruder Braumin und ging hinüber, um sie sich etwas genauer anzusehen. »Und ein Goblin.«

»Und das hier ist – war ein Riese«, sagte ein anderer Mönch und zeigte auf ein gewaltiges Bein, das weiter vorn aus einem Haufen Asche herausragte.

»Also waren unsere Feinde hier«, folgerte Meister Jojonah.

»Waren«, betonte Bruder Francis.

Sie zogen weiter bis zum Fuß des Berges und stellten die Wagen dort im Kreis auf. Meister Jojonah ließ nun die eine Hälfte das Lager aufschlagen, während die anderen die Umgebung gründlich nach einem Weg absuchen sollten, der in den Berg hinein- oder auf ihn hinaufführte. Mit Fackeln und einem einzigen Diamanten schlich sich noch am selben Abend eine Gruppe Mönche durch eine verwinkelte Höhle in den Berg Aida hinein. Nach einer knappen Stunde kehrten sie mit der Nachricht zurück, daß der Gang als Sackgasse an einer massiven Steinwand endete.

»Ohne Zweifel ging es dort vor der Explosion noch weiter«, berichtete Bruder Dellman Meister Jojonah.

»Wollen wir hoffen, daß nicht alle Gänge so zusammengebrochen sind«, erwiderte Jojonah und versuchte zuversichtlich zu klingen. Der Anblick des zertrümmerten Berges dämpfte allerdings seinen Optimismus.

Bruder Dellman führte seine Mannschaft in einen zweiten Tunnel, und als auch dieser abrupt endete, nahm der junge Mönch unverzagt noch einen dritten in Angriff.

»Er läßt sich nicht entmutigen«, meinte Bruder Braumin zu Jojonah, als Dellman zum dritten Mal loszog.

»Er ist tapfer«, stimmte ihm Meister Jojonah zu.

»Und zuversichtlich«, sagte der andere. »Ohne seinen starken Glauben könnte er seine Aufgabe nicht mit solchem Feuereifer in Angriff nehmen.«

»Bruder Francis ist auch ausgesprochen eifrig«, bemerkte Meister Jojonah, und die beiden Männer sahen zu Francis hinüber, der emsig mit Eintragungen auf seinen Pergamenten beschäftigt war.

»Bruder Francis hat ebenfalls einen starken Glauben«, entschied Bruder Braumin. »Er geht dabei nur manchmal die falschen Wege. Vielleicht ändert sich das ja jetzt. Es sieht so

aus, als hätte ihm die Zeit mit dem edlen Alpinadoraner gutgetan.«

Meister Jojonah gab keine Antwort, sondern saß nur da und musterte Francis. Es hatte tatsächlich den Anschein, als hätte Andacanavars Großmut ein wenig auf den Mann abgefärbt; trotzdem hielt Jojonah Francis noch lange nicht für bekehrt.

»Wo suchen wir als nächstes, wenn wir keine offenen Gänge im Inneren des Berges finden?« fragte Bruder Braumin. »Und wenn auch die Spitze keine neuen Erkenntnisse liefert?«

»Dann suchen wir mit dem Hämatit weiter«, erwiderte der Meister.

»Ich dachte, das würden wir zuerst tun.«

Meister Jojonah nickte. Diese Bemerkung hatte er erwartet, denn auch er hatte zunächst gedacht, daß die Erforschung des Berges mit Hilfe des Seelensteins für die Mönche einfacher sein würde. Doch dann hatte er es sich anders überlegt, denn er dachte an Bruder Braumin und sein Erlebnis mit Andacanavar. Jojonah konnte nicht ausschließen, daß der Geist des geflügelten Dämons sich noch hier aufhielt, und wenn sogar der zauberunkundige Alpinadoraner sich solche spirituellen Verbindungen zunutze machen konnte, um sich unter die Mönche zu mischen, was würde der Dämon dann tun?

»Wir wollen zuerst unseren Kopf und unseren Körper benutzen«, sagte der alte Mönch zu Braumin. »Wenn das nicht ausreicht, dann nehmen wir die Seelensteine.«

Der Jüngere, in vollem Vertrauen auf Meister Jojonah, gab sich damit zufrieden.

»Wann wird Bruder Francis mit dem ehrwürdigen Vater Kontakt aufnehmen?« fragte er.

»Ich habe ihn gebeten, damit bis morgen früh zu warten«, erklärte Meister Jojonah. »Ich halte es nicht für klug, an diesem gottverlassenen Ort seine geistigen Kanäle zu öffnen.«

Das erklärte Bruder Braumin einiges, besonders im Hinblick auf Francis' gute Laune, und so ließ er das Thema fallen, legte Jojonah nur die Hand auf die breite Schulter und ging davon, denn es gab noch eine Menge zu tun.

Nach drei Stunden wurden die Mönche im Lager langsam unruhig, weil Bruder Dellman und die anderen noch immer nicht zurückgekehrt waren. Nach der vierten hielt es Meister Jojonah für angebracht, die Hämatite in Gebrauch zu nehmen. Als er gerade dazu übergehen wollte, riefen die Mönche, die auf der westlichen Seite des Lagers Ausschau hielten, ihm zu, daß sie Fackeln sähen.

Kurz darauf sah es auch Meister Jojonah: Es war ein einzelner Mönch, der aus einer Höhle am Fuß des Berges herauskam und eilig zum Lager zurücklief.

»Bruder Dellman«, sagte Braumin zu Jojonah, als der Mann näher kam und in schnellem Tempo den Abhang hinabrannte, wobei er immer wieder das Gleichgewicht verlor und hinfiel.

»Alles fertig machen zum Angriff!« rief Meister Jojonah.

Die Mönche traten in der eingeübten Form an und verteilten die geeigneten Steine an die entsprechenden Personen. Andere schnallten sich Waffen um oder gingen die Pferde holen.

Bruder Dellman stolperte völlig außer Atem ins Lager und versuchte Luft zu schöpfen.

»Wo sind die anderen?« fragte Meister Jojonah sofort.

»Noch... drinnen«, erwiderte Dellman keuchend.

»Lebendig?«

Der junge Mönch richtete sich auf, warf den Kopf zurück und schnappte nach Luft. Als er Jojonah ansah, legte sich dessen Angst beträchtlich. »Ja, lebendig«, sagte er ruhig. »Alles in Ordnung da drin, solange die Trümmer nicht zusammenbrechen.«

»Warum bist du dann hier draußen?« fragte Jojonah. »Und so aufgeregt?«

»Wir haben etwas – jemanden gefunden«, erwiderte Bruder Dellman. »Einen Mann – oder vielmehr ein Wesen, halb Mensch, halb Pferd.«

»Ein Zentaur?« fragte Bruder Braumin.

Bruder Dellman zuckte mit den Achseln, denn er hatte dieses Wort noch nie gehört.

»Ein Zentaur hat den Oberkörper eines Menschen, mit Armen, Schultern und Kopf«, erklärte ihm Bruder Francis. »Aber von der Taille abwärts ist er ein Pferd, mit vier Beinen und allem.«

»Ein Zentaur«, bejahte Bruder Dellman. »Er war in der Höhle, als der Berg über ihm einstürzte. Viele Tonnen Gestein.«

»Habt ihr ihn ausgegraben?« fragte Meister Jojonah.

»Wir wissen nicht, wo wir anfangen sollen«, erwiderte Bruder Dellman.

»Armer Kerl!« meinte Bruder Braumin.

»Dann laßt ihn in seinem Grab liegen«, sagte Bruder Franel herzlos, und er klang wieder sehr wie der alte Francis. Das entging weder Braumin noch Jojonah, und sie sahen sich nur achselzuckend an.

»Aber Bruder Francis«, protestierte Bruder Dellman, »er ist nicht tot!«

»Du hast doch gesagt...«, begann Meister Jojonah.

»Viele Tonnen«, wiederholte Bruder Dellman. »Eigentlich müßte er tot sein! Niemand kann diesen Einsturz überlebt haben. Und er sieht auch so aus, als wäre er tot, ganz vertrocknet und kaputt. Aber er lebt trotzdem. Er hat die Augen geöffnet und mich angefleht, ihn zu töten!«

Die drei Älteren standen mit offenen Mündern da, während die jüngeren aufgeregt miteinander flüsterten.

»Und hast du es getan?« fragte Meister Jojonah schließlich.

»Ich konnte nicht«, erwiderte Bruder Dellman, und schon die Vorstellung schien ihn in Schrecken zu versetzen. »Er muß zweifellos große Schmerzen haben, aber ich konnte seinem Leben kein Ende machen.«

»Gott bürdet uns nicht mehr auf, als wir ertragen können«, zitierte Bruder Francis.

Meister Jojonah sah ihn strafend an. Manchmal hörte sich diese alte Leier an wie die ewigen Ausflüchte, mit denen die Kirchenoberen das einfache Volk abwiegelten, die Bauern, die in Armut dahinvegetierten, während sie selbst im Luxus schwelgten.

Aber diese Diskussion konnte warten, sagte sich Jojonah, und verkniff sich einen Kommentar. »Du hast ganz richtig gehandelt«, sagte er zu Dellman. »Sind die anderen bei diesem Zentauren geblieben?«

»Bradwarden«, sagte Bruder Dellman.

»Was?«

»Bradwarden«, wiederholte der Mönch. »So heißt er. Ich habe die anderen bei ihm gelassen, um ihm Trost zu spenden.«

»Wir wollen hingehen und nachsehen, was wir tun können«, sagte Meister Jojonah. Bruder Braumin forderte er auf:

»Such alle Steine zusammen, mit Ausnahme der Duplikate, und laß sie uns mitnehmen. Bruder Francis«, rief er so laut, daß alle Umstehenden es hören konnten, »du hältst hier die Stellung.«

Francis machte ein säuerliches Gesicht, aber Meister Jojonah achtete gar nicht darauf, sondern schob Bruder Dellman bereits wieder auf den Weg, den er gekommen war, zurück, um sich dieses Wesen anzusehen, das offenbar unsterblich war.

Der Weg war nicht weit, und Dellman legte ein schnelles Tempo vor, so daß Jojonah heftig schnaufte, als die Fackeln der anderen in Sicht kamen. Er ging respektvoll an den

jüngeren Mönchen vorbei und kniete neben dem verrenkten, ausgemergelten Körper nieder.

»Du müßtest eigentlich tot sein«, sagte er nüchtern und gab sich alle Mühe, sein Entsetzen und seinen Ekel zu unterdrücken. Von dem seltsamen Wesen waren nur der menschliche Oberkörper und die vordere Hälfte seines Pferdeteils zu sehen, der Rest war unter einer riesigen Felsplatte begraben, die aus dem niedrigen Gang in den eingestürzten Berg emporragte. Das Geschöpf war grotesk verdreht, so daß es den Stein direkt vor Augen hatte, der seine untere Hälfte zerquetscht hatte. Wo sich einst kräftige Muskeln an Bradwardens Armen gewölbt hatten, hingen diese jetzt schlaff herab, verkümmert, als würde sich der Körper des Zentauren aus Mangel an Nahrung selbst verzehren. Meister Jojonah ging ganz nah heran und kauerte sich, so gut es seine Statur zuließ, zu dem Verletzten auf den Boden.

»Oh, Ihr könnt mir glauben, ich fühle mich auch wie tot«, erwiderte Bradwarden, und seine sonst so kräftige Stimme zitterte. »Oder wenigstens auf bestem Weg dahin. Ihr ahnt gar nicht, welche Qualen ich leide.« Irgendwie schaffte er es, den Kopf zu drehen und einen Blick auf die Neuankömmlinge zu werfen; dabei hielt er den Kopf merkwürdig schräg und musterte Jojonah eingehend, dann lächelte er gequält.

»Was hast du gesehen?« fragte ihn der Meister.

»Habt Ihr eigentlich einen Sohn?« fragte Bradwarden.

Meister Jojonah warf Bruder Braumin über die Schulter einen fragenden Blick zu, doch dieser hob nur ratlos die Hände. Warum dieses Geschöpf zu einem solchen Zeitpunkt und in einer solchen Lage so eine Frage stellte, überstieg sein Vorstellungsvermögen.

»Nein«, sagte Meister Jojonah. »Und auch keine Tochter. Ich habe mein Herz Gott hingegeben und keiner Frau.«

Der Zentaur grinste. »Da habt Ihr aber etwas verpaßt!« meinte Bradwarden mit einem schwachen Augenzwinkern.

»Warum fragst du mich das?« erkundigte sich Meister Jojonah.

»Ihr erinnert mich an einen, den ich kannte«, erwiderte Bradwarden, und sein Tonfall verriet die Erinnerung an einen alten Freund.

»Ein Mönch?« drängte Jojonah, der jetzt hellhörig wurde.

»Ein verrückter Mönch, so nannte er sich selbst«, sagte der Zentaur. »Ein bißchen zu sehr dem Trinken zugetan, aber er war ein guter Mensch – oder ist es noch, falls er aus diesem verfluchten Berg herausgekommen ist.«

»Weißt du, wie er hieß?« fragte Meister Jojonah.

»Wie ein Bruder war er für mich«, sagte der Zentaur mehr zu sich selbst als zu den anderen und sah dabei aus, als wäre er ganz weit fort. »Nicht vom Blut her, aber durch die Tat.«

»Sein Name?« hakte Bruder Braumin nach, rückte ganz nah heran und beugte sich zu Bradwardens Gesicht hinab.

»Avelyn«, antwortete der Zentaur ruhig. »Avelyn Desbris. Ein vortrefflicher Mensch.«

»Wir müssen ihn um jeden Preis retten!« ertönte in diesem Augenblick eine Stimme. Die Mönche drehten sich um und erblickten Bruder Francis, der mit einem Diamanten in der Hand hinter ihnen stand.

»Du hattest die Anweisung, im Lager die Stellung zu halten«, sagte Meister Jojonah.

»Ich nehme keine Befehle von Meister Jojonah entgegen«, erwiderte der andere, und Jojonah wurde klar, daß der Abt Francis' Körper übernommen hatte. »Wir müssen ihn da herausholen«, fuhr er fort und betrachtete die riesige Steinplatte.

»Ihr seid nicht stark genug, um einen Berg anzuheben«, sagte Bradwarden trocken. »So wie ich nicht stark genug war, um ihn hochzuhalten, während meine Freunde davonliefen.«

»Dein Freund Avelyn?« fragte Markwart ungeduldig.

»Die anderen«, erwiderte der Zentaur. »Ich habe keine Ahnung – « Er verstummte und verzog das Gesicht, denn durch seine Bewegung hatte sich der Felsbrocken ein wenig verschoben. »Nein, hier könnt ihr nichts ausrichten«, stöhnte er.

»Das werden wir ja sehen«, sagte der Abt. »Warum bist du noch am Leben?«

»Keine Ahnung.«

»Vielleicht bist du ja kein sterbliches Wesen«, fuhr Markwart verschlagen und vorwurfsvoll fort. Er schlüpfte an den anderen vorbei neben Meister Jojonah.

»Eine interessante Idee«, erwiderte Bradwarden. »Haben immer alle gesagt, ich wäre ein bißchen dickköpfig. Vielleicht habe ich mich einfach geweigert zu sterben.«

Markwart fand das gar nicht komisch.

»Also, mein Dad ist jedenfalls tot«, erzählte der Zentaur. »Und meine Ma auch; ist schon mehr als zwanzig Jahre her. Hat der Blitz getroffen – auch ‘ne komische Art zu sterben! Also, ich schätze, ich bin nicht unsterblich.«

»Es sei denn, eine unsterbliche Seele hätte Eingang in deinen Körper gefunden«, betonte Markwart.

»Sind nicht alle Seelen unsterblich?« wagte Meister Jojonah einzuwenden.

Doch Markwarts Blick beendete die Diskussion, noch bevor sie begonnen hatte. »Manch ein Geist«, sagte er ungerührt und sah dabei Bradwarden an, »kann die Materie durchdringen und einen Körper am Leben erhalten, der eigentlich tot und begraben sein müßte.«

»In mir ist nur ein Geist, und das ist mein eigener, und vielleicht noch ein bißchen Elfennebel«, versicherte ihm der Zentaur mit einem gezwungenen Lachen und zwinkerte. »Und noch ein Schluck davon könnte meine Schmerzen lindern, falls ihr welchen dabei habt.«

Markwart zuckte mit keiner Wimper.

»Ich habe keine Ahnung, warum ich nicht tot bin«, erklärte Bradwarden ernsthaft. »Dachte, ich wär's, als der Felsbrocken herunterkam. Und bestimmt hat mir mein knurrender Magen mindestens eine Woche lang erzählt, ich soll sterben.«

Vater Markwart hörte kaum noch zu. Er hatte einen neuen Stein in die Hand genommen, einen kleinen, aber wirkungsvollen Granat, mit dem man unterschwellige magische Kräfte aufspüren konnte. Diesen benutzte er jetzt, um das eingeschlossene Wesen zu überwachen. Und er fand seine Antwort fast auf der Stelle.

»Du hast magische Kräfte um dich«, erklärte er Bradwarden.

»Entweder das oder einfach Glück«, sagte Meister Jojonah.

»Eher Unglück«, meinte der Zentaur.

»Magie«, sagte Vater Markwart noch einmal. »An deinem rechten Arm.«

Es kostete Bradwarden einige Anstrengung, den Kopf zu drehen, so daß er seinen rechten Oberarm betrachten konnte. »Bei dem verdammten Dämon und seiner ganzen Sippschaft!« fluchte er, als er die rote Armbinde sah, den Stoffstreifen, den Eibryan ihm umgebunden hatte. »Und dieser Hüter dachte, er tut mir einen Gefallen. Zwei Monate Quälerei und Hunger, und das verdammte Ding will mich nicht sterben lassen!«

»Was ist das?« fragte Meister Jojonah.

»Ein Elfen-Heilverband«, erwiderte Bradwarden. »Scheint so, als würde das verdammte Zeug meine Wunden so schnell zusammenflicken, wie sie mir der verdammte Berg zugefügt

hat! Und nicht mal der Mangel an Essen und Trinken kann mich erledigen!«

»Elfen?« keuchte Bruder Braumin und drückte damit aus, was alle anderen dachten. Bradwarden deutete ihre Mienen richtig und war erstaunt über ihr Erstaunen.

»Erzählt mir bloß nicht, ihr glaubt nicht an Elfen!« sagte er. »Und auch nicht an Zentauren, schätze ich. Und wie wär's mit Pauris oder vielleicht ein oder zwei Riesen?«

»Genug«, sagte Vater Markwart. »Deine Meinung ist klar. Aber wir hatten bis heute noch nie einen Elfen oder Zentauren gesehen.«

»Dann ist eure Welt besser geworden«, sagte Bradwarden und zwinkerte erneut, verzog dabei jedoch schmerzvoll das Gesicht.

Jetzt erhob sich Markwart und winkte den anderen, ihm zu folgen. »Es wird nicht einfach sein, ihn da herauszubekommen«, sagte er, als sie sich außer Hörweite des Zentauren befanden.

»Unmöglich, würde ich sagen«, meinte Bruder Braumin.

»Wir können den Felsen mit dem Malachit anheben«, überlegte Meister Jojonah. »Obwohl ich fürchte, daß auch unsere vereinten Kräfte nicht ausreichen werden, um ein solches Hindernis aus dem Weg zu räumen.«

»Ich befürchte eher, daß, wenn wir den Stein anheben und der Druck auf den Zentauren nachläßt, sein Blut so heftig hervorschießt, daß es weder der Elfenverband noch all unsere Anstrengungen eindämmen können«, erklärte der Abt.

»Wir müssen es dennoch versuchen«, sagte Bruder Braumin.

»Natürlich«, meinte Markwart. »Er ist ein zu wertvoller Gefangener und eine zu gute Informationsquelle – nicht nur im Hinblick auf das, was sich hier abgespielt hat, sondern auch bezüglich Bruder Avelyns Schicksal –, als daß wir ihn sterben lassen könnten.«

»Ich dachte eher an Mitleid mit seiner schlimmen Lage«, wagte Braumin hinzuzufügen.

»Ich weiß«, erwiderte Markwart, ohne zu zögern. »Aber du wirst auch noch eines Besseren belehrt werden.«

Dann stürmte der Abt davon und winkte den anderen, ihm zu folgen. Bruder Braumin und Meister Jojonah warfen sich erboste Blicke zu, aber es blieb ihnen in dieser Sache keine Wahl.

Auf Befehl Markwarts, der noch erschöpft war von der Verwandlung und sich erst von der Anstrengung erholen mußte, unternahmen sie ihren Versuch erst spät am nächsten Tage, nachdem alle ausgeruht waren und sich geistig vorbereitet hatten. Markwart schlüpfte wieder in den Körper von Francis und führte die Prozession an, in der Hand einen Malachit und einen Hämatit.

Am Ziel angekommen, versenkten sich alle Mönche der Karawane, mit Ausnahme von Meister Jojonah, der ebenfalls einen Hämatit in der Hand hielt, gemeinsam in dem Seelenstein und lenkten dann ihre vereinten Energien in den Malachit, und als diese gebündelte Energie ihren Höhepunkt erreicht hatte, setzte Vater Markwart sie frei und richtete sie auf die Felsplatte, unter der Bradwarden lag.

Erst jetzt erkannte Meister Jojonah, welch ein Risiko der Abt eingegangen war – allerdings nur für die Mönche der Karawane und nicht für seinen eigenen Körper, den er wohlbehütet in St. Mere-Abelle zurückgelassen hatte. Als die Steinplatte sich ächzend hob, ergossen sich viele kleinere Steine und Staubwolken in den Gang, und Jojonah befürchtete, das ganze Gewölbe könnte einstürzen. Ihm wurde klar, daß sie sich ein paar Tage hätten Zeit lassen müssen, um es vorher abzustützen, doch diese Unvorsichtigkeit zeigte ihm deutlich den blinden Fanatismus, mit dem der Abt hinter Avelyn Desbris her war.

Die Mönche drückten weiter, und die Platte bewegte sich noch ein Stück. Bradwarden schrie und bäumte sich auf, und Jojonah stürzte zu ihm, griff dem Zentauren unter die Achseln und zog mit aller Macht.

Doch zu seinem Entsetzen konnte er den riesigen Körper nicht von der Stelle bewegen. Selbst in seinem ausgemergelten Zustand wog Bradwarden noch gut und gerne vierhundert Pfund. Da versenkte sich Jojonah in den Hämatit, nicht, wie geplant, um die Wunden des Zentauren zu behandeln, sondern um auf die Gedanken der anderen Mönche Einfluß zu nehmen, damit sie einen Teil ihrer Energie beisteuerten, so daß er die mächtige Gestalt freibekäme.

Es war ein schwieriges Unterfangen, und Jojonah fürchtete schon, daß die Felsplatte wieder herabfallen würde, doch Markwart verfügte inzwischen mit den Steinen über solche Kräfte, daß er die Mönche bei ihrer Anstrengung unterstützte und einen Teil der Levitationsenergie auf den Zentauren verlagerte.

Endlich konnte Jojonah ihn herausziehen und machte sich sogleich mit Feuereifer an die Behandlung der Wunden des Zentauren, so daß er kaum bemerkte, wie Markwart und die anderen nach ihm und Bradwarden griffen und sie beide aus der instabilen Höhle herauszogen.

Und dann war Meister Jojonah auf einmal nicht mehr allein mit seinen Bemühungen, denn die Energien von Markwart, Bruder Braumin und etlichen anderen halfen ihm, eine von Bradwardens Wunden nach der anderen zu behandeln.

Nach mehr als fünf Stunden lag Meister Jojonah vollkommen erschöpft draußen vor dem Berg auf der Erde, neben sich Bruder Braumin, und die beiden schliefen bis spät in den nächsten Morgen. Als sie aufwachten, stand Bruder Francis – und jetzt war es tatsächlich Bruder Francis – vor ihnen.

»Wo ist der Zentaur?« fragte Meister Jojonah.

»Er schläft – und friedlicher, als wir hoffen konnten«, erwiderte Francis. »Wir haben ihm zu essen gegeben – zuerst ganz vorsichtig, aber dann hat er pfundweise Fleisch verschlungen, unseren halben Vorrat an Wildbret, und viele Gallonen Wasser getrunken. Dieser Verband muß eine starke Zauberkraft besitzen, denn es scheint ihm schon viel besserzugehen.«

Meister Jojonah nickte erleichtert.

»Und wir haben einen Weg entdeckt, der den Berg hinaufführt«, fügte Bruder Francis hinzu.

»Ist das jetzt noch nötig?«

»Es wird Euch interessieren, was wir dort oben in der Asche gefunden haben«, sagte Francis frostig.

Meister Jojonah verkniff sich seine nächste Frage und musterte den Mann. Die Veränderung, die vor kurzem noch in Francis vonstatten gegangen sein mochte, schien jetzt ausgelöscht – wahrscheinlich durch den Besuch von Vater Markwart. Seine Miene war wieder ungerührt, und das Lachen war aus seinen Augen verschwunden. Er war wieder ganz der alte.

»Ich fürchte, ich muß mich ein wenig ausruhen«, sagte Meister Jojonah schließlich. »Ich rede noch heute mit Bradwarden. Wir können morgen auf den Berg steigen.«

»Keine Zeit«, widersprach Bruder Francis. »Und niemand darf mit dem Zentauren reden, bis wir wieder in St. Merabelle sind.«

Meister Jojonah brauchte gar nicht erst zu fragen, von wem diese Anordnung kam. Und er verstand jetzt den Sinneswandel von Bruder Francis noch besser. Beim ersten Blick auf den verwüsteten Barbakan hatte Francis erklärt, dies müsse das Werk eines frommen Mannes oder der Auswuchs der Zauberkräfte des Dämons gewesen sein. Jetzt schien klar zu sein, daß Bruder Avelyn hierbei seine Hand im Spiel gehabt

hatte, und Meister Jojonah zweifelte keine Sekunde daran, daß der Abt Bruder Francis davon überzeugt hatte, daß Bruder Avelyn kein frommer Mann war.

»Wir machen den Aufstieg heute«, fuhr Bruder Francis fort. »Wenn Ihr es nicht schafft, wird Bruder Braumin an Eurer Stelle mitgehen. Wenn wir diese Pflicht erledigt haben, machen wir uns gleich wieder auf den Heimweg.«

»Es wird dunkel sein, bevor ihr wieder unten seid«, sagte Bruder Braumin.

»Wir fahren Tag und Nacht, bis wir wieder in St. Mere-Abelle sind«, antwortete Bruder Francis.

Das Vorhaben erschien Meister Jojonah ziemlich unsinnig. Die Antwort lag hier oder vielleicht irgendwo hier in der Nähe. Sie hatten keinen Grund, den ganzen Weg nach St. Mere-Abelle zurückzugehen – es sei denn, dieser lag in Vater Markwarts tief verwurzelttem Mißtrauen ihm gegenüber. Die Entdeckung eines Augenzeugen hatte alles verändert, und Markwart war nicht geneigt, ihm die Kontrolle über diese äußerst heikle Situation zu überlassen. Dann warf Jojonah Braumin einen Blick zu, und die beiden Männer fragten sich, ob jetzt vielleicht die Zeit gekommen war, sich dem ehrwürdigen Vater, ja dem Orden als solchen entgegenzustellen.

Doch Meister Jojonah schüttelte den Kopf. Sie konnten nicht gewinnen.

Als er zu den Wagen zurückkehrte, wunderte es ihn nicht, Bradwarden in Ketten vorzufinden, doch es tat ihm aufrichtig leid. Gleichzeitig war er überrascht, wie gut sich der Zentaur bereits erholt hatte, und es gab ihm neue Hoffnung.

»Ihr könntet ihnen wenigstens sagen, daß sie mir meine Pfeifen zurückgeben sollen«, bettelte der Zentaur.

Meister Jojonah folgte Bradwardens sehnsüchtigem Blick und sah einen staubigen Dudelsack auf dem Sitz eines in der

Nähe abgestellten Wagens liegen. Er wollte gerade etwas sagen, aber Bruder Francis kam ihm zuvor.

»Er bekommt seine Nahrung und Behandlung und sonst gar nichts«, erklärte der Mönch. »Und sobald er wieder gesund ist, nehmen wir ihm den Verband ab.«

»Also, Avelyn war wirklich ein viel besserer Mensch als ihr alle zusammen«, meinte Bradwarden, und dann schloß er die Augen und summt leise vor sich hin. Dabei warf er ihnen einmal kurz einen verstohlenen Blick zu und murmelte: »Räuberbande!«

Meister Jojonah, der Bruder Francis die ganze Zeit beobachtete, ging hinüber, holte die Pfeifen und gab sie dem Zentauren.

Bradwarden bedankte sich mit einem anerkennenden Kopfnicken und fing dann an zu spielen, eine bezaubernd schöne Melodie, der alle Mönche, mit Ausnahme des sturen Francis, hingebungsvoll lauschten.

Irgendwie fand Meister Jojonah dann doch die Kraft, Francis und die sechs anderen am Nachmittag auf den Berg zu begleiten. Die Spitze war jetzt ein großer schwarzer Krater, aber die Asche und Lava waren inzwischen soweit erstarrt, daß die Mönche ohne große Schwierigkeiten darauf herumlaufen konnten.

Bruder Francis führte sie direkt zu der betreffenden Stelle, an der ein versteinertes Arm aus dem schwarzen Boden emporrage, die Finger verkrampft, als hätten sie etwas festgehalten.

Meister Jojonah beugte sich hinunter und untersuchte Arm und Hand. Sie kamen ihm bekannt vor! Irgendwoher wußte er, wer das war, und irgendwie spürte er den Hauch von Frieden und göttlicher Kraft, der über diesem Ort lag.

»Bruder Avelyn!« keuchte er.

Die anderen, mit Ausnahme von Francis, fielen fast hintenüber.

»Das nehmen wir an«, erwiderte Bruder Francis. »Es sieht so aus, als ob Avelyn mit dem Dämon im Bunde war und mit ihm zusammen untergegangen ist.«

Meister Jojonah war empört über diese offensichtliche Lüge. Er sprang auf, fuhr heftig zu Bruder Francis herum und hätte den Mann beinahe geohrfeigt.

Doch dann bezwang er sich. Vater Markwart würde mit einer Lügenkampagne gegen Avelyn ins Feld ziehen, das war ihm klar, denn wenn sich die Wahrheit herausstellte, nämlich daß Avelyn sein Leben geopfert hatte, um den Geflügelten zu vernichten, brächte das Markwarts Position im Orden in Gefahr. Und deshalb, sagte sich Jojonah, sollte auch niemand mit dem Zentauren reden, bevor ihn Markwart in St. Mere-Abelle unter seiner Kontrolle hatte.

Meister Jojonah zwang sich zur Ruhe. Dieser Kampf hatte gerade erst begonnen, und jetzt war noch nicht der richtige Zeitpunkt, um ihn offen auszutragen.

»Was, glaubt Ihr, hatte er in der Hand?« fragte Bruder Francis.

Jojonah betrachtete den Arm und zuckte mit den Achseln.

»Der Mann strahlt nicht viel magische Energie aus«, erklärte Bruder Francis. »Ein oder zwei Steine vielleicht – das werden wir feststellen, wenn wir die Leiche exhumieren –, aber nicht genug für die Menge, die Avelyn gestohlen hat.«

Die Leiche exhumieren. Dieser Gedanke ging Jojonah einfach gegen den Strich. Man sollte an dieser Stelle einen heiligen Schrein errichten, als einen Ort, an dem man seinen Glauben stärken und Zuversicht finden konnte. Am liebsten hätte er Francis angeschrien und ihm allein für das Aussprechen solcher Blasphemie ins Gesicht geschlagen. Aber erneut sagte

er sich, daß es noch nicht soweit war, die Schlacht zu wagen, nicht auf diese Weise.

»Das Gestein um den Arm herum ist fest. Es wird nicht leicht sein, es aufzubrechen.«

»Wir haben doch die Graphite«, erinnerte ihn Bruder Francis.

»Und wenn neben dem Leichnam ein Spalt oder Riß ist, wird ein gewaltsamer Zugriff die Steine wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen verschwinden lassen.«

Bruder Francis sah ihn erschrocken an. »Was schlägt Ihr also vor?« fragte er scharf.

»Suchen wir mit dem Hämatit und dem Granat«, erwiderte Meister Jojonah. »Es dürfte nicht schwer sein, auf diese Weise festzustellen, ob der Mann irgendwelche Steine bei sich hat und um welche es sich handelt. Setze ein helles Diamantenlicht in den Spalt an seinem Arm, und laß deinen Geist dort hineinschlüpfen.«

Bruder Francis, der die tieferen Gründe Markwarts, diesen potentiellen Schrein zu zerstören, nicht erkannt hatte, dachte einen Augenblick darüber nach und war dann einverstanden.

Er ließ auch zu, daß Meister Jojonah ihn bei der geistigen Reise in die Felsspalte begleitete, denn der Abt war noch zu erschöpft, um sich in absehbarer Zeit wieder seines Körpers zu bemächtigen, und Jojonah war der einzige, der Bruder Avelyn identifizieren konnte. Francis hatte diesen nur ein oder zweimal gesehen, da Avelyn kurz nach dessen Eintritt ins Kloster verschwunden war.

Bald darauf war die Identität geklärt, und sie wußten, daß sich in der Umgebung des Mannes nur ein einziger Stein, ein Sonnenstein, befand. Meister Jojonah spürte zwar außerdem noch die schwachen Überreste der Ausstrahlung eines anderen Steins, des riesigen Amethysts, doch er sagte Francis nichts davon und hatte so keine Mühe, den Jüngeren davon zu überzeugen, daß es sich wegen eines einfachen Sonnensteins,

den es in St. Mere-Abelle im Überfluß gab, nicht lohnte, den Leichnam zu exhumieren.

So verließen sie denn mit Francis an der Spitze Avelyn wieder.

Meister Jojonah war der letzte in der Reihe, und bevor er sich zum Gehen wandte, hielt er noch einmal inne und dachte an den jungen Mönch, von dem er unbeabsichtigt so viel gelernt hatte.

Als sie ins Lager zurückkamen, drückte Jojonah Bruder Braumin einen Diamanten in die Hand, flüsterte ihm etwas zu und bat ihn, zu dem heiligen Ort zu gehen. »Ich werde Bruder Francis so lange aufhalten, bis du zurück bist«, versprach er.

Bruder Braumin, der zwar nicht alles verstand, aber an Jojonahs Tonfall merkte, wie wichtig diese Sache war, nickte und wandte sich zum Gehen.

»Und, Bruder Braumin«, sagte der Meister, und der andere drehte sich noch einmal um, »nimm Bruder Dellman mit. Er sollte sich das ebenfalls ansehen.«

Bruder Francis war ausgesprochen verstimmt, als er erfuhr, daß sie nicht sofort aufbrechen konnten, weil an einem Wagen ein Rad gebrochen war.

Dennoch waren sie noch vor Sonnenaufgang wieder unterwegs. Der Zentaur, der wieder bei Kräften zu sein schien – obgleich Francis es noch nicht gewagt hatte, den Verband zu entfernen –, trabte angekettet hinter dessen Wagen her, scharf bewacht von ein paar Mönchen.

Bruder Braumin, Meister Jojonah und Bruder Dellman sprachen in dieser Nacht und den nächsten Tag über kein einziges Wort, denn ein Bild, das sie für den Rest ihres Lebens in sich tragen würden, machte sie stumm und stürzte sie in tiefes Nachdenken über ihren Glauben und ihre Bestimmung.

11. Roger Flinkfinger, nehme ich an

Roger zuckte vor Schmerz zusammen und biß fest auf das Holzstück, das er sich zwischen die Zähne geklemmt hatte. Er hatte einen Ärmel von seinem Hemd abgerissen, ihn direkt unter dem Knie fest um sein Bein gebunden und an einem zweiten Holzstück festgemacht, das er jetzt drehte, um die Ader abzudrücken.

Mehr als einmal wäre er dabei fast ohnmächtig geworden, doch er machte sich immer wieder klar, daß er mit Sicherheit verbluten würde, wenn er jetzt das Bewußtsein verlor, denn der Biß des Craggoth-Hundes war tief und blutete stark.

Zum Glück konnte er schließlich die Blutung eindämmen, und Roger sackte frierend und schweißgebadet gegen die feuchte Wand seines Gefängnisses. Er kannte diesen Ort, einen Kartoffelkeller in der Nähe des Stadtkerns, gut und wußte, daß es nur einen Weg nach draußen gab: eine Falltür am oberen Ende einer wackligen Holzleiter. Er starrte hinauf zu den blassen Lichtstrahlen, die durch die Ritzen drangen, erkannte die späte Nachmittagssonne und sagte sich, daß er seinen Ausbruch lieber versuchen sollte, wenn es dunkel war, im Schutze der Nacht.

Doch dann wurde ihm sofort die Unsinnigkeit dieser Überlegung klar. Er würde heute nacht nirgends hingehen; er brachte es ja kaum fertig, sich von der Wand abzustößen. Mit einem resignierten Lachen rollte er sich zusammen und schlief anschließend die ganze Nacht hindurch, und sicher hätte er noch stundenlang weiterschlafen, wenn nicht irgendwann die Tür zu seinem Gefängnis aufgefliegen wäre und das Licht der Dämmerung sich über ihn ergossen hätte.

Roger stöhnte und versuchte sich aufzurichten.

Auf der Leiter tauchte ein Pauri auf und dann noch einer, Kos-kosio Begul höchstpersönlich. Der vorausgehende Zwerg kam zu Roger und stellte ihn unsanft auf die Füße, wobei er ihn mit voller Wucht gegen die Wand knallte.

Roger schwankte, aber er schaffte es, sich auf den Beinen zu halten, denn ihm war klar, daß ihn der Zwerg sonst noch einmal hochhieven würde und diesmal vielleicht noch brutaler.

»Wer ist der Zauberer?« fragte der Häuptling, ging auf Roger zu, packte ihn an der Vorderseite seines zerrissenen, blutverschmierten Hemdes und zog ihn so weit zu sich herab, daß sein Gesicht nur noch einen Fingerbreit von dem ledernen, runzligen Gesicht des Zwerges entfernt war und Roger der widerliche Atem des Gnoms entgegenschlug.

»Zauberer?« fragte Roger.

»Hol die Hunde!« schrie Kos-kosio Begul.

»Wer ist der Zauberer?« fragte der Pauri-Anführer erneut.

»Wie viele sind es und wie viele Steine?«

»Steine?« wiederholte Roger. »Ich weiß von keinen Steinen und keinem Zauberer.«

Von oben ertönte wieder Gebell.

»Ich schwöre es«, sagte Roger verzweifelt. »Ich könnte doch lügen und dir irgendeinen Namen sagen, und du wüßtest gar nicht, ob ich die Wahrheit sage, bis du den Betreffenden gefunden hättest. Aber ich weiß nichts von irgendwelcher Zauberei. Gar nichts!«

Kos-kosio Begul zog Roger noch ein bißchen näher zu sich heran – und Roger hatte schon Angst, daß der wütende Pauri ihm die Nase abbeißen würde. Aber dann stieß er ihn heftig gegen die Wand und stürzte auf die Leiter zu, überzeugt von Rogers einfacher Logik. »Verschnür ihn!« bellte er den anderen Pauri an. »Würgeknoten. Wir wollen's unserem Gast gemütlich machen.«

Roger war nicht ganz sicher, was Kos-kosio Begul vorhatte, aber das breite boshafte Grinsen des anderen Pauri sah nicht sehr vielversprechend aus. Der Zwerg brachte ein dünnes, rauhes Seil zum Vorschein und ging auf ihn zu.

Roger sackte zusammen, der Zwerg stieß ihm seinen Fuß in den Bauch und drehte ihm brutal die Arme auf den Rücken.

»Nehmt die verdammten Hunde weg!« brüllte Kos-kosio Begul jetzt einen anderen Pauri an, der an die Luke des Kartoffelkellers gekommen war und einen Craggoth-Hund kurz an der Leine hielt. »Er ist bloß ein mickriger Mensch und würde es nicht überleben.« Er sah von oben herab und begegnete Rogers Blick. »Ich will noch ein bißchen Spaß an ihm haben, bevor ich ihn krepieren lasse.«

»Ich Glückspilz«, murmelte Roger und handelte sich dafür einen weiteren Fußtritt ein.

Der »Würgeknoten«, wie Kos-kosio ihn genannt hatte, erwies sich als ein teuflischer Dreh des Seils. Rogers Arme wurden an den Ellbogen fest auf dem Rücken zusammengebunden, so daß er mit den Händen fast sein Genick berührte. Anschließend wurde das ekelhafte Seil über beide Schultern gezogen und am Oberkörper hinabgeführt, wo es schmerzhaft zwischen den Beinen wieder nach hinten den Rücken hinauf lief, um in einer Schlinge um Rogers Hals zu enden. Die Verschnürung war so raffiniert, daß die leiseste Bewegung der Arme nicht nur große Schmerzen verursachte, sondern ihm auch die Kehle zudrückte.

»So, du Schloßknacker, woll'n doch mal seh'n, ob du hier rauskommst!« lachte der Pauri, steckte eine Fackel in eine Wandhalterung, entzündete sie und stieg auf die Leiter, um seinen Kumpanen zuzurufen: »Kos-kosio will den hier nicht entwischen lassen!«

»Doppelt verriegeln?« fragte einer der Zwerge von oben.

»Doppelt verriegeln«, meinte der auf der Leiter. »Und dann setzt den verdammten Hund obendrauf. Und schickt einen, um mich abzulösen, bevor die Sonne zu tief steht; ich hab keine Lust, mein Abendbrot zu verpassen wegen dieser stinkenden Ratte.«

»Hör auf zu meckern!« sagte der andere Zwerg und ließ die schwere Falltür krachend zufallen. Roger hörte genau hin, als die Ketten und Schlösser an der Tür befestigt wurden. Dann musterte er den Pauri, der die Leiter hinabkletterte.

Das war ein Fehler, tadelte der junge Mann Kos-kosio Begul. Du hast dem da seine Waffe gelassen.

Der Pauri ging schnurstracks auf Roger zu. »Still liegen!« schnauzte er ihn an und versetzte ihm zur Bekräftigung einen Tritt gegen die Rippen.

Roger krümmte sich – und bekam fast keine Luft mehr.

Feixend ging der Zwerg los und setzte sich unter die brennende Fackel. Die boshafte Kreatur nahm seine rote Mütze ab und ließ sie vor Rogers Augen auf einem Finger kreisen, als wollte er damit sagen, daß auch sein Blut bald die Kappe schmücken würde. Dann verschränkte er seine dünnen Hände hinter dem Kopf, lehnte sich mit dem Rücken an die Wand und schloß die Augen.

Roger brauchte eine ganze Weile, um sich zu orientieren. Er bekämpfte seinen Schmerz und seine Übelkeit und überlegte dann, wie er die Fessel loswerden könnte. Er kam zu dem Schluß, daß dies der einfachere Teil der Übung sein würde, denn selbst wenn es ihm gelänge, sich zu befreien, dem Zwerg die Waffe abzunehmen und den Kerl zu töten, wo konnte er denn hingehen? Die Kellerluke war mit Ketten versperrt, und er durfte gar nicht daran denken, was ihn oben erwartete.

Es war wirklich zum Verzweifeln, aber Roger zwang sich zur Ruhe und Konzentration und versuchte, die Dinge Schritt für Schritt anzugehen.

Irgendwann am späten Nachmittag lösten die Pauris die Wache ab. Der neue gab Roger etwas zu essen und zu trinken – wobei er ihn fast ertränkte – und setzte sich dann an derselben Stelle nieder wie sein Vorgänger.

Und im Laufe einer Stunde schnarchte auch dieser vor sich hin.

Fest entschlossen, nicht noch eine Nacht als Kos-kosio Beguls Gast zu verbringen, sagte sich Roger, daß es Zeit war zu handeln. Immer eins nach dem andern, redete er sich selber gut zu, während er sich mit der Schulter fest gegen die harte Wand stemmte. Er mußte sich nur im richtigen Winkel hinstellen, so daß sein Gewicht und nicht seine Kraft die Hauptarbeit erledigte. Mit einem Seitenblick auf seinen Kerkermeister vergewisserte er sich, daß der Pauri fest schlief, dann schloß er die Augen und sammelte seine Kräfte.

Dann schlug er mit einem Mal kräftig seine Schulter gegen die Wand, so daß der Schlag seinen Arm nach hinten drückte. Jetzt arbeiteten Rogers Muskeln und sein Körpergewicht zusammen und schoben ihn vorwärts.

Er hörte ein lautes Knacken, als er sich die Schulter ausrenkte und eine Welle des Schmerzes durch seinen Körper fuhr, die ihn fast außer Gefecht gesetzt hätte. Doch er kämpfte dagegen an, und mit den jetzt so verdrehten Armen lockerte er das Seil so weit, daß er es von der Schulter abstreifen konnte.

In Sekundenschnelle lag er am Boden und schnappte nach Luft. Dann, nachdem er sich einen Moment ausgeruht hatte, ging er erneut ans Werk und rammte seine Schulter in der anderen Richtung gegen die Wand, um sie wieder an Ort und Stelle zu bringen – ein nützlicher Trick, den der kleine Räuber über Jahre hin geübt hatte. Noch einmal wartete er einen Augenblick, bis die erneute Schmerzwelle abgeebbt war, dann nahm er das Seil und ging zu dem schlafenden Pauri hinüber.

»He –?!« protestierte der Zwerg verschlafen, als er Roger ein paar Minuten später mit seinem Kurzschwert in der Hand vor sich stehen sah. »Was willst du denn damit?« fragte der Pauri, rappelte sich auf und zog einen Dolch aus seinem Stiefel. Sie wußten beide, daß Roger selbst so bewaffnet kein Gegner für den kampfgestählten Pauri war.

Roger sprang zurück auf sein gesundes Bein und fiel gegen die gegenüberliegende Wand. Der Pauri knurrte und wollte mit hoch erhobenem Dolch auf ihn losgehen.

Doch als er den Arm hob, merkte er, daß ein Seil um seinen Leib gebunden war, dessen Ende an einer Wurzel befestigt war, die genau an der Stelle, wo der Zwerg gesessen hatte, aus der Wand ragte.

»Hä?« sagte der Zwerg verdutzt, als sich die Schlinge festzog und ihn so abrupt in seiner Bewegung bremste, daß er einen Purzelbaum schlug und anschließend hart auf dem Rücken landete.

Im selben Moment machte Roger einen Satz neben die am Boden liegende Gestalt.

»Hä?« krächzte der Zwerg noch einmal, kurz bevor der Knauf seines Kurzschwerts auf seinen Schädel herabsauste. Der Pauri schlug um sich und versuchte, seinen Arm frei zu bekommen und Roger mit der anderen Hand zu packen.

Dieser hämmerte wieder und wieder mit dem Knauf auf den widerspenstigen Zwerg ein, bis der sich nicht mehr rührte. Anschließend wurde er vor Schmerz und Anstrengung fast ohnmächtig.

»Keine Zeit«, sagte er sich eisern und rappelte sich mühsam auf.

Der Pauri bewegte sich, und Roger verpaßte ihm noch einen Hieb und dann noch einen.

»Jetzt aber!« meinte er ächzend und schüttelte den Kopf über die Zähigkeit des Zwerges.

Nun wurde es kompliziert. Roger spielte die ganze Sache in Gedanken durch und versuchte sich jedes einzelne Hindernis, das er überwinden mußte, vorzustellen. Er nahm dem Zwerg den Dolch aus der Hand und fesselte ihn mit dem Seil, das noch um seinen Bauch hing. Dann ging er zu der Leiter hinüber und versuchte, die Dicke der Luke abzuschätzen. Auf der Innenseite war die Falltür mit einem kräftigen Holzbalken verstärkt. An diese machte sich Roger zuerst oder vielmehr an das Holz darüber. Er kratzte einen Hohlraum hinein, der so groß war, daß er das Seil um den Balken schlingen konnte. Dann rückte er fachmännisch den Brettern zu Leibe und schnitzte an beiden Seiten an den Verstrebrungen herum. Einmal hörte er den Craggoth-Hund knurren und mußte eine ganze Weile warten, bis sich das Biest wieder beruhigt hatte.

Mit der Zeit löste sich ein Splitter nach dem andern, zog er Nagel für Nagel heraus. Dann mußte Roger wieder abwarten, weil sein Bein so stark schmerzte, daß er sich kaum auf der Leiter halten konnte. Ein anderes Mal mußte er unterbrechen, weil der Pauri wieder zu sich kam und er ihm noch einen Schlag auf den Schädel verpassen mußte. Doch Roger arbeitete sich verbissen vorwärts, bis schließlich auf beiden Seiten des Stützbalkens die Bretter lose waren.

Nun war es soweit, und er hoffte inständig, daß er nicht im entscheidenden Moment vor Schmerz ohnmächtig werden würde.

Er ging noch einmal zu dem Zwerg und nahm sich weiteres Werkzeug, dann ließ er sich einen Augenblick Zeit, um sich vor Augen zu führen, was ihn erwartete. Er überprüfte ein letztes Mal seine Ausrüstung – das Kurzsword und der Dolch, der Dorn von der Gürtelschnalle des Zwerges, die Lederriemen von seinen Stiefeln und schließlich einer von diesen stinkigen Stiefeln –, dann atmete er noch einmal tief durch und ging zu der Leiter. Er drückte vorsichtig gegen jedes

einzelne der losen Bretter, um festzustellen, wo der Hund saß. Wenn da oben mehr als ein Hund war oder wenn sich irgendwelche Pauris in der unmittelbaren Umgebung aufhielten, dann würde die Sache ein schnelles und wahrscheinlich schmerzhaftes Ende finden, das war Roger klar, aber er sagte sich, daß er die Chance ergreifen mußte, denn er hatte ja nichts zu verlieren. Kos-kosio Begul würde ihn niemals gehenlassen, da machte sich Roger keine Illusionen. Sobald der Pauri-Anführer sich keinen Nutzen mehr von ihm versprach, würde man ihn zu Tode foltern.

Er hatte das Seil bereits von rechts nach links um den Balken geschlungen, doch dann änderte er noch einmal die Richtung, weil er merkte, daß der Hund weiter links saß. Er stieg wieder von der Leiter und schob auch den betäubten Pauri auf die linke Seite hinüber.

Als er wieder genau unter der Falltür auf der Leiter stand, rieb sich Roger die Hände und sagte sich immer wieder, daß der Ablauf perfekt klappen mußte. Mit Splintern der ramponierten Bretter befestigte er die Schlinge genau unter dem Brett auf der rechten Seite. Dann nahm er den Stiefel in die eine Hand und stemmte die andere durch die Schlinge hindurch fest gegen das rechte Brett.

Noch einmal holte er tief Luft, dann drückte er kräftig gegen das Brett und verschob es so weit, daß der Hund endgültig aufwachte und den Kopf durch die Lücke stecken konnte.

Die Bestie schnappte sofort wütend nach dem Stiefel, den Roger ihr vor die Nase hielt. Sobald der Hund zugebissen hatte, sprang der Junge von der Leiter und zog das verdutzte Tier durch die Öffnung hinter sich her in die Schlinge.

Die Falle funktionierte perfekt; als der Hund herunterplumpste, verfang er sich mit dem Hals und einer Pfote in der Schlinge, und sie sausten beide in die Tiefe, für Roger eine äußerst schmerzhaftes Angelegenheit. Der plötzliche Ruck,

als der Hund im Fallen das Seil straffte, zog den Pauri am anderen Ende auf die Knie, während der Köter über ihm in der Luft baumelte und mit einer Hinterpfote gerade noch den Erdboden streifte.

Der Craggoth verbiß sich unter wildem Kopfschütteln in dem Stiefel, offensichtlich ohne zu merken, daß er in der Luft hing. Blitzschnell nutzte Roger die Gelegenheit, um ihm den ledernen Schnürsenkel um die Schnauze zu wickeln und fest zusammenzubinden.

»Jetzt versuch mal zu bellen!« sagte Roger spöttisch und schnippte mit dem Finger gegen die Nase des Hundes. Nach einem kurzen Blick auf den Pauri und einem letzten Hieb für alle Fälle wankte Roger die Leiter hinauf.

Draußen war alles still, aber angesichts der Schmerzen in seinem Bein schien es Roger nicht sehr aussichtsreich, wenn er versuchte, sich durch die enge Öffnung zu quetschen, die er aus der Falltür herausgebrochen hatte. Er konnte aber die Hände weit genug hindurchstecken, um an den Ketten entlang die beiden Vorhängeschlösser zu ertasten. Grinsend vor Vergnügen über seine eigene Pfiffigkeit angelte Roger nach dem Dorn von der Pauri-Gürtelschnalle und machte sich ans Werk.

Nachtvogel wartete das Pfeifsignal ab und kletterte dann flink und lautlos den Baum hinauf, in dem sein kleiner Freund hockte. Von diesem Ausguck konnten sie den größten Teil von Caer Tinella überblicken, und Juraviels Schätzung bezüglich der Zahl ihrer Feinde erschien dem Hüter eher untertrieben.

»Hast du irgendeine Ahnung, wo sie ihn gefangenhalten?« fragte er.

»Ich hab gesagt, daß ich gehört habe, wie sie über ihn sprachen, nicht, daß ich ihn gesehen hätte«, antwortete der Elf.

»Er kann überall sein, oder, wenn man die Ereignisse der letzten Nacht in Betracht zieht, ist er höchstwahrscheinlich tot.«

Nachtvogel wollte schon widersprechen, doch dann hielt er lieber den Mund, denn Juraviels Logik war nicht von der Hand zu weisen. Ein ganzer Tag war vergangen – im hellen Tageslicht war es für ihn und den Elfen zu riskant gewesen, in die Stadt zu gehen –, und Kos-kosio Begul hatte jede Menge Zeit gehabt, alle Einzelheiten über das Desaster im Wald aus seinem kostbaren Gefangenen herauszuquetschen und ihn dafür büßen zu lassen.

»Wir hätten gleich hingehen sollen, als der Kampf vorüber war«, fuhr Juraviel fort, »und wir noch ein paar Stunden Dunkelheit vor uns hatten.«

»Pony mußte erst die Verwundeten versorgen«, erwiderte der Hüter.

»Sie ist sowieso nicht da«, meinte der Elf. Eibryan hatte gehofft, sie würde sie begleiten, aber Pony hatte sich so verausgabt, daß sie noch zu erschöpft war. Nach ihrem Schwerttanz heute morgen hatte sie fast den ganzen Tag geschlafen und würde es wahrscheinlich auch noch diese Nacht hindurch tun.

»Aber das ist wenigstens hier«, antwortete der Hüter und hielt einen Hämatit hoch. »Den wird Roger Flinkfinger brauchen können.«

»Wahrscheinlich braucht er eher ein Begräbnis«, sagte der Elf trocken.

Dem Hüter behagte dieser Sarkasmus nicht, aber er sagte auch diesmal nichts, sondern zeigte nur nach vorn und bat Juraviel, sie weiterzulotsen.

Augenblicklich war der Elf verschwunden, und ein paar Sekunden später hörte der Hüter wieder einen Pfiff, der ihn noch näher heranholte. An diesem Standort blieben sie eine

Weile, denn jetzt ergoß sich aus der Stadt ein großer Schwärm Pauris und Riesen in Richtung Westen.

»Je weniger in der Stadt bleiben, desto besser für uns«, meinte Juraviel mit kaum hörbarem Flüstern.

Der Hüter nickte und bedeutete Juraviel weiterzugehen. Beim nächsten Sprung landeten sie auf der Umzäunung eines Pferchs, beim übernächsten genau neben einer Scheune am nordöstlichen Stadtrand. Sie gingen jetzt mit dem Bogen in der Hand nebeneinander her und erstarrten, als sie plötzlich von drinnen Goblin-Stimmen hörten, die sich über ihre Arbeit beklagten, und einen, der über eine entzweigeangene Kette murrte.

»Vielleicht ist er da drin«, sagte Juraviel leise.

Der Hüter konnte sich nicht vorstellen, daß ein angeblich so schlauer Pauri-Häuptling derart dumm wäre, einen so wertvollen Gefangenen am Stadtrand unterzubringen, aber er wollte sowieso nicht auf diesem ungeschützten Weg bleiben, und so zupfte er kurz an der Sehne seines Bogens und nickte mit dem Kopf zur Scheune hinüber.

Juraviel schlich sich an der Seitenwand entlang, bis sie an der vorderen Ecke ankamen. In Augenhöhe des Hüters befanden sich zwei Türen, die dazu dienten, den Kühen Heuballen hinabzuwerfen, doch da sie außen keine Riegel hatten, nahmen die beiden davon keine Notiz – jedenfalls solange nicht, bis die Türflügel plötzlich aufflogen und der eine Nachtvogel an die Schulter knallte, so daß er einen Schritt zurückweichen mußte; der andere sauste genau über Juraviels Kopf hinweg. Der arme Goblin, der die Tür aufgestoßen hatte, merkte gar nicht, daß sich der eine Flügel nicht ganz öffnen ließ und da draußen jemand war, bis Juraviel, der sich geduckt und unter der Tür umgedreht hatte, seinen Bogen hob und dem Kerl einen Pfeil direkt zwischen die Augen setzte. Dann machte der Elf einen

Satz, packte flatternd den halbtoten Goblin an seinem zerlumpten Wams und lehnte ihn an die Scheunenwand.

Nachtvogel ächzte und schimpfte vor sich hin, bis er sich endlich hinter der unhandlichen Tür hervorgearbeitet hatte und Juraviel sah, der wild gestikulierend den Finger an den Mund legte und nach drinnen deutete.

Der Hüter verstummte, schlich sich an die Öffnung und sah sich um. Er sah einen anderen Goblin, der mit einem Flaschenzug und einer Kette hantierte. Der Hüter war nicht sicher, ob noch mehr da waren, denn das Innere der Scheune war vollgestopft mit Boxen, Strohhallen, Wagen und anderem Gerät. Er lehnte den Elfenbogen an die Wand, zog sein Schwert, sprang mit einem Satz neben den Goblin und schwang sich von dort hinauf zum Fenster. Lautlos wie eine Katze auf der Jagd schlich er sich vorsichtig hinter den Goblin an dem Flaschenzug.

»Soll ich dir helfen?« fragte er.

Der Goblin fuhr herum und riß die Augen auf.

Da sauste Sturmwind auch schon herab.

Doch es war tatsächlich noch ein Goblin in der Scheune, und der kam jetzt aus einer der Boxen gerannt und wollte an dem Hüter vorbeilaufen. Als ihn ein Pfeil traf, zuckte er zusammen und wankte, dann ging er fast in die Knie, so daß Nachtvogel ihn einholen konnte. Der Hüter packte den Kerl am Kopf, hielt ihm mit der Hand den Mund zu und zog ihn zu Boden.

»Wo ist der Gefangene?« flüsterte er ihm ins Ohr.

Der Goblin wand sich und wollte schreien, aber Nachtvogel hielt ihn nur noch fester und riß ihm den Kopf hin und her. Dann stand Juraviel neben ihm und hielt dem Goblin seinen Bogen an den Kopf, so daß der Pfeil seine Schläfe berührte. Der Goblin wurde daraufhin merklich ruhiger.

»Wenn du schreist, bist du tot«, drohte ihm der Hüter und nahm seine Hand weg.

»Es tut weh! Es tut weh!« jammerte der Goblin, und die beiden Freunde konnten es ihm kaum verdenken, denn einer von Juraviels Pfeilen steckte in seiner Schulter und ein anderer in seinem Oberschenkel. Trotzdem drückte ihm der Hüter noch einmal die Hand auf den Mund.

»Der Gefangene«, drängte er und nahm die Hand wieder weg. »Wo ist der Gefangene?«

»Kos-kosio Begul hat viele Gefangene«, erwiderte der Goblin.

»Der neue Gefangene«, sagte der Hüter. »Der, den Kos-kosio Begul am meisten haßt.«

»Garstiger Elf mit seinen garstigen Pfeilen!«

»Sag schon!« knurrte der Hüter. »Oder mein Freund bohrt dir noch einen ins Fleisch.«

»Unten«, kreischte der Goblin. »Unten in einem Loch.«

»Vergraben?« fragte der Hüter ängstlich. »Hat ihn Kos-kosio Begul umgebracht?«

»Nicht vergraben«, erwiderte der Goblin. »Noch nicht tot. In einem Loch unter der Erde.«

Der Hüter sah Juraviel an. »Ein Kartoffelkeller«, erklärte er. »So etwas haben wir in Dundalis auch gemacht, als ich ein Kind war.«

»Eine Speisekammer«, meinte der Elf nickend, und sie wandten sich beide wieder ihrem Gefangenen zu.

»Wo ist dieses Loch?« fragte Nachtvogel und gab dem Goblin einen Stoß.

Dieser schüttelte nur den Kopf. Der Hüter griff fester zu. »Willst du wohl reden, du –«, zischte Nachtvogel, aber Juraviel, der durch ein schmales Fenster neben der Scheunentür spähte, unterbrach ihn.

»Die Zeit wird knapp«, erklärte der Elf. »Die Pauris sind im Anmarsch.«

»Deine letzte Chance«, sagte Nachtvogel zu dem Goblin.
»Wo ist dieses Loch?«

Doch der Goblin fürchtete Kos-kosio Begul mehr als alles, was die beiden ihm antun konnten. Er wand sich und fing an zu schreien, und als der Hüter ihm erneut den Mund zuhielt, biß er ihn und strampelte wie wild, um sich loszureißen. Doch er konnte den eisernen Griff des Hüters nicht abschütteln, und deshalb versuchte er wieder, ihn zu beißen und zu schreien, so gedämpft sich das auch anhörte.

Ein zielsicherer Stoß von Juraviels dolchgroßem Schwert machte dem Ganzen ein Ende. Das Biest sackte tot in sich zusammen.

»Und wie sollen wir jetzt Roger Flinkfinger finden?« fragte Nachtvogel.

»Der Goblin hätte uns doch nicht mehr verraten«, erwiderte der Elf. »Er wußte ganz genau, daß ich ihn töten würde, sobald er geredet hatte.«

Der Hüter sah seinen Gefährten fragend an. »Und wenn wir ihm versprochen hätten, ihn am Leben zu lassen?«

»Dann wäre das eine Lüge gewesen«, sagte Juraviel ruhig.

»Erzähl mir nichts von Gnade, wenn es um einen Goblin geht, Nachtvogel. Ich werde es nicht dulden, daß so einer am Leben bleibt. Und du solltest es auch nicht, nach allem, was du in Dundalis und seitdem erlebt hast.«

Nachtvogel blickte auf den toten Goblin herab. Juraviel hatte natürlich recht, was diese Höllenbrut betraf, aber sobald sie den Goblin gefangengenommen hatten und etwas aus ihm herausbekommen wollten, schien es ihm irgendwie etwas anderes zu sein. Goblins waren gräßliche Kerle, boshaft und gnadenlos. Sie wollten immer nur zerstören und griffen jeden Menschen sofort an, selbst Kinder, solange sie nur glaubten, daß sie den Kampf gewinnen konnten. Der Hüter hatte Schuldgefühle gehabt, wenn er sie töten mußte, aber wenn er

diesem hier sein Wort gegeben hätte, ihn nicht zu töten, wenn er reden würde...

Es war ein verwirrender Gedanke, aber er würde sich die Frage ein anderes Mal stellen, sagte sich der Hüter, als er einen Blick aus dem Fenster neben der Tür war. Eine große Horde Pauris und anderer Ungeheuer zog in nördlicher Richtung durch die Stadt, und der Hüter hatte das Gefühl, daß sie hinter jemandem her waren.

»Was tust du denn da?« fragte er den Elfen, als er sich wieder umdrehte und Juraviel in der Scheune herumspringen und die Fackeln mitsamt ihren Halterungen einsammeln sah.

Juraviel machte sich nicht die Mühe zu antworten. Mit Schnur befestigte er die Halterungen auf einem Brett und band dieses an einem Balken in Höhe des vorderen Fensters fest; dann steckte er die Fackeln lose hinein – über einer dicken Strohschicht.

»Kleines Ablenkungsmanöver für den Rückzug«, vermutete der Hüter.

»Wenn wir überhaupt soweit kommen«, fügte der Elf hinzu.

Nachtvogel nickte nur und ging nicht weiter darauf ein, denn er hatte volles Vertrauen zu seinem Freund. Kurz darauf machten sie sich auf den Weg, stiegen durch dasselbe Heufenster, durch das sie in die Scheune hineingelangt waren, und schlossen sorgfältig die Tür hinter sich. Sie krochen zur vorderen Ecke des Gebäudes und sahen sich um. Draußen wuselte eine Menge von ihren Feinden umher, größtenteils Pauris, und die meisten von ihnen trugen qualmende Fackeln.

»Nicht gerade eine vielversprechende Situation«, sagte der Hüter, aber er sah trotzdem eine Möglichkeit, näher an den Stadtkern heranzukommen. Mit dem Katzenauge ging er nun voraus, schlich sich zunächst an der Wand eines anderen Gebäudes entlang und überquerte dann eine schmale Gasse. Hinter der nächsten Ecke traf er auf einen Pauri.

Während Sturmwind herabsauste und ihm an der Schulter vorbei seitlich tief in den Hals fuhr, bohrte sich Juraviels Schwert von unten zwischen seine Rippen und nahm ihm den Atem. Trotz dieses gut koordinierten Angriffs konnte die Kreatur sterbend noch einen erstickten Schrei ausstoßen.

Bei diesem Geräusch tauschten die beiden Gefährten beunruhigte Blicke.

»Nichts wie weg hier!« sagte der Elf nervös.

Sie eilten weiter, und während sie durch die Gassen liefen, sah der Hüter immer wieder zu Boden, auf der Suche nach einer Falltür, die auf einen Keller hinwies. Indessen schlüpfte Juraviel hin und her und versuchte, Spuren irgendwelcher Ungeheuer zu entdecken, die sich in der Nähe aufhielten. Und so war der sonst so wachsame Nachtvogel überrascht, als er plötzlich über sich eine Stimme hörte.

»Sucht ihr vielleicht irgendwas?« fragte jemand beiläufig.

Kopf und Schwert des Hüters fuhren gleichzeitig in die Höhe, doch er hielt abrupt inne, als er merkte, daß es kein Pauri, Goblin oder Riese war, der ihn da ansprach, sondern ein Mensch, ein mageres Kerlchen, das auf dem Dachvorsprung einer Hintertür hockte. Blitzschnell musterte der Hüter den Mann, sah die Wunde am Bein, die blutunterlaufenen Stellen und Schorfkrusten in seinem Gesicht und an dem entblößten Arm. Und trotz seiner offensichtlichen Schmerzen und der zumindest nicht ungefährlichen Lage stand dieser Mann ganz gelassen da – mit selbstbewußter, zufriedener Miene. Des Rätsels Lösung konnte nur eine von zwei Antworten sein, wobei es dem Hüter höchst unwahrscheinlich erschien, daß sich irgendein Mensch mit den Pauris verbündet haben könnte.

»Roger Flinkfinger, nehme ich an«, sagte Nachtvogel leise.

»Wie ich sehe, eilt mir mein Ruf weit voraus«, erwiderte der Mann.

»Wir müssen uns beeilen«, ließ sich Juraviel, der aus dem Dunkel auftauchte, vernehmen. Ein Blick auf den Elfen, und Roger, der vor Schreck Mund und Augen aufriß, verlor das Gleichgewicht und purzelte von seinem Ausguck herab. Dabei wäre er hart auf dem Boden aufgeschlagen, hätte der Hüter ihn nicht aufgefangen und ihm wieder auf die Beine geholfen.

»Was ist denn das?« keuchte Roger.

»Antworten gibt es später«, sagte der Hüter, und Juraviel erklärte: »Wir haben keine Zeit mehr. Die Ungeheuer kreisen uns ein, sie suchen ein Haus nach dem anderen ab.«

»Mich hätten sie nicht gekriegt«, sagte Roger im Brustton der Überzeugung.

»Viele Pauris«, sagte der Elf. »Mit Fackeln, die die Nacht taghell erleuchten.«

»Mich hätten sie nicht gekriegt«, sagte Roger noch einmal.

»Sie haben Riesen bei sich, die die Dächer absuchen«, fügte Juraviel hinzu.

»Mich hätten sie nicht gekriegt«, wiederholte der kleine Räuber unbeirrt und schnippte mit den Fingern.

Hundegebell zerriß die Nacht.

»Und sie haben Hunde«, bemerkte der Hüter.

»Ach, die«, sagte Roger sichtlich ernüchert. »Nichts wie weg von diesem vermaledeiten Ort!«

Die drei wollten wieder zurück durch die Gasse, aber es zeigte sich, daß Roger nicht schnell genug laufen konnte. Der Hüter stützte ihn, indem er den Arm des anderen um seine kräftige Schulter legte.

»Holt mir einen Krückstock!« bat Roger.

Doch der Hüter schüttelte den Kopf, denn ihm war klar, daß ein Stock nicht viel nützen würde. Dann beugte er sich plötzlich nach vorn und nahm Roger huckepack.

»Los!« sagte er zu Juraviel. »So schnell wie möglich.«

Der Elf hüpfte vorwärts bis zur nächsten Hauswand, spähte um die Ecke und lief gleich weiter, von einem Gebäude zum anderen. Da hörten sie die dröhnende Stimme eines Riesen, und obwohl sie gar nicht wußten, ob das Ungetüm überhaupt sie meinte, rannten sie los, so schnell sie konnten, erst Juraviel und dicht hinter ihm der Hüter. Unterwegs legte der Elf einen Pfeil an seinen Bogen, und als er wieder an der Scheune vorbeikam, verlangsamte er seinen Schritt, zielte und schoß. Der Pfeil flog durch das Fenster neben der Tür und schlug gegen das lose Brett mit den brennenden Fackeln, die wie beabsichtigt in das trockene Heu fielen. Noch ehe die drei an der Vorderseite der Scheune angekommen waren, brannte es drinnen lichterloh. Als sie auf der Rückseite waren und an der Umzäunung des Pferchs entlangliefen, schlugen die Flammen bereits aus dem vorderen Fenster und dem Dach hervor.

Sie ließen den Pferch hinter sich und waren schon bald in den Wäldern. Der Hüter lief jetzt, ungeachtet der Last auf seinen Schultern, in vollem Tempo voraus. Hinter sich hörten sie aus Caer Tinella den Lärm der Pauris, Goblins und Riesen, die hin und her rannten und sich gegenseitig durch die Gegend scheuchten; die meisten riefen nach Wasser, manche brüllten zur Jagd auf den Flüchtling. Und dann hörten sie deutlich das Gejaule diverser Hunde, die ihre Spur aufnahmen.

»Lauf weiter, schnurstracks zu den anderen!« sagte Juraviel.
»Ich schaffe uns die blöden Hunde vom Hals.«

»Das ist nicht so einfach«, japste Roger, während er auf dem Rücken des Hüters hin und her baumelte.

»Nur wenn man keine Flügel hat«, erwiderte der Elf augenzwinkernd, was Roger aufgrund seines instabilen Zustands nicht bemerkte.

Dann machte Juraviel kehrt, und der Hüter rannte weiter, bis er im Dunkel des Waldes verschwand. Der Elf wartete noch einen Moment, sah seinem fliehenden Freund hinterher und

horchte auf das Geräusch der näher kommenden Hunde. Dann suchte er sich eine große, ausladende Eiche, unter der es so gut wie kein Gestrüpp gab. Er sprang eine Weile am Fuße des Baumes herum, um eine deutliche Fährte zu hinterlassen, schwebte anschließend zu dem niedrigsten Ast hinauf und hinterließ auf dem Weg sorgfältig seinen Geruch überall an der Rinde. Dann stieg er weiter hinauf und immer weiter. Als der Leithund den Fuß des Baumes erreichte, befand er sich auf halber Höhe. Das Tier schnüffelte und winselte, dann lehnte es sich mit den Vorderpfoten an den Stamm und jaulte aufgeregt.

Juraviel rief ihm etwas zu, neckte ihn und pflanzte obendrein noch einen Pfeil direkt neben dem Hund in den Boden.

Inzwischen kamen weitere Hunde herbei und liefen schnüffelnd um den Baum herum.

Der Elf kletterte noch höher, bis in den Baumwipfel hinauf, dessen Zweige selbst seine zarte Gestalt kaum noch tragen konnten. Er hielt einen Augenblick inne und genoß die Aussicht über all die dunklen Baumwipfel, die vor ihm ausgebreitet dalagen. Und dann, ganz sicher, daß die Hunde jaulend am Fuße des markierten Baums zurückbleiben würden, ließ sich Juraviel von seinen Flügeln zu einem anderen, entfernten Baum tragen, ein weiter Flug für einen Elfen. Doch er wußte, daß er sich noch nicht ausruhen konnte, und so flog er weiter zum nächsten Baum und dann wieder zum nächsten, solange, bis das Gebell der Hunde in weiter Ferne hinter ihm zurückblieb. Dann schwebte er hinab, um seinen Flügeln eine Ruhepause zu gönnen, und hüpfte leichtfüßig durch den nächtlichen Wald davon.

Ein Weilchen später sah er vom Rande des Flüchtlingslagers aus, daß Eibryan und Roger sicher dort angekommen waren. Trotz der späten Stunde waren die beiden umringt von vielen anderen, die den Erzählungen von Rogers Rettung – oder seiner Flucht, wie er es darstellte – lauschten. Zufrieden mit

seiner gelungenen Mission zog sich Juraviel tiefer in den Wald zurück und ließ sich auf den dicken weichen Ästen einer Kiefer zur Nacht nieder.

Als er noch vor Sonnenaufgang aufwachte, war er überrascht zu sehen, daß Pony und Eibryan bereits auf und aus dem Lager fortgegangen waren.

Lächelnd dachte der Elf, daß die beiden sicher ein bißchen allein sein und sich eine kleine Atempause gönnen wollten.

Mit dieser Annahme hatte er gar nicht so unrecht, denn Pony und Eibryan waren sich an diesem Morgen tatsächlich sehr nah – nur nicht so, wie Juraviel dachte. Sie gingen zu einer abgelegenen Lichtung und vollführten *Bi'nelle dasada*.

Von diesem Morgen an folgte Pony Nachtvogels Bewegungen jedesmal, wenn sie tanzten, ein bißchen länger. Sie wußte, es würde Jahre dauern, bis sie seine Vollkommenheit erreicht hatte, wenn überhaupt, doch sie war zuversichtlich, denn sie wurde jeden Tag besser – jeden Tag wurde ihr Ausfallschritt schneller, und sie kam ihrem Ziel ein Stück näher.

Im Laufe der Zeit bemerkte der Hüter eine leise, aber deutliche Veränderung in dem Tanz. Seine anfängliche Befürchtung, daß es ein Mißbrauch dieses ganz besonderen Geschenks der Touel'alfar sein könnte, Pony darin zu unterweisen, zerstreute sich, und er merkte, daß diese Weitergabe ganz und gar nicht frevelhaft, sondern eine wunderbare Sache war. Denn mit jedem Tag entwickelten er und seine Gefährtin mehr Harmonie in ihren Bewegungen, spürten sie den anderen deutlicher und lernten, sich gegenseitig in ihrem Ablauf zu tragen und zu unterstützen.

Ihr Tanz war tatsächlich wunderschön, ein Spiegel des Gleichklangs von Herz und Seele und des absoluten Vertrauens.

12. Ungebetene Gäste

Das kann doch nicht wahr sein! Es ergibt einfach keinen Sinn, sagte sich Abt Dobrinion Calislas von der Abtei St. Precious immer wieder, trotz der ausgesprochen eindeutigen Meldung zuverlässiger Mönche, Vater Dalebert Markwart, der Obere des Abellikaner-Ordens, warte in der Kapelle der Abtei auf ihn.

»Markwart ist zu alt für eine Reise nach Palmaris«, sagte der Abt laut, obwohl niemand in der Nähe war, und nestelte an seinen Gewändern herum, während er die Treppe von den privaten Gemächern hinabstolperte. »Und er hätte seinen Besuch ganz bestimmt vorher angekündigt. Solche Leute fahren schließlich nicht Hals über Kopf durch die Gegend – und sie sollten auch nicht einfach unangemeldet auftauchen!« fügte Dobrinion noch hinzu, denn er war nicht gerade ein glühender Verehrer von Vater Markwart. Die beiden hatten jahrelang miteinander im Zwist gelegen wegen der Heiligsprechung eines früheren Angehörigen von St. Precious. Obwohl diese Abtei nach St. Mere-Abelle die Zweitälteste des ganzen Ordens war, konnte sie sich bisher keines Heiligen rühmen, ein bedauerliches Versäumnis, das zu korrigieren Dobrinion eifrig bemüht war. Diesem Bemühen jedoch hatte sich Vater Markwart hartnäckig entgegengestellt, sobald der Name von Bruder Allabarnet gefallen war.

Bei dem Gedanken daran ereiferte sich Dobrinion lautstark, während er die schwere Tür zur Kapelle aufstieß. Sogleich schoß ihm vor Schreck das Blut in die rundlichen Apfelbäckchen, denn vor ihm stand tatsächlich der Abt Dalebert Markwart.

Dobrinion erkannte den anderen sofort, obgleich er ihn seit mehr als zehn Jahren nicht mehr gesehen hatte, denn vorher waren sie sich bei unzähligen Gelegenheiten begegnet. Er warf einen Blick auf Markwarts Gefolge und versuchte sich einen Reim auf das Ganze zu machen. Es befanden sich nur drei Mönche in der Kapelle, einer davon war aus St. Precious. Die anderen beiden, zwei junge Männer, der eine schwächling und nervös, der andere breitschultrig und offensichtlich kräftig, standen in völlig gleicher Körperhaltung neben dem Abt, die Arme vor der Brust gekreuzt. Dobrinion kamen diese beiden eher wie Leibwächter als wie Begleiter vor. Bei früheren Besuchen hatte der Abt, sei es nun Markwart oder einer seiner Vorgänger, ein riesiges Gefolge gehabt, an die fünfzig Mönche, von denen etliche Meister waren oder sogar Äbte. Diese beiden waren keins von beidem, um auch nur halb so viele Jahre im Orden zu sein wie ein Immakulat.

»Ehrwürdiger Vater«, sagte er förmlich und verbeugte sich ehrerbietig.

»Seid begrüßt, Abt Dobrinion«, erwiderte Markwart in näseldem Tonfall. »Verzeiht meinen Überfall auf Eure ehrwürdige Abtei.«

»Gewiß, gewiß«, stotterte der Abt verlegen.

»Es ging nicht anders«, fuhr Markwart fort. »Heutzutage... nun, Ihr werdet verstehen, daß man hin und wieder improvisieren muß, wenn der Feind mit seinem Heer durch die Lande zieht.«

»Gewiß«, stammelte Dobrinion wieder und hätte sich am liebsten für seine Einfältigkeit geohrfeigt.

»Ich erwarte hier einen Troß«, erklärte ihm der Abt, »den ich auf dem Rückweg nach St. Mere-Abelle hierher umgelenkt habe, denn die Zeit ist knapp.«

Ein Troß aus St. Mere-Abelle so weit draußen? dachte Dobrinion. Und ich habe nichts davon gewußt!

»Meister Jojonah führt ihn an«, sagte Markwart. »Ihr erinnert Euch doch an Jojonah, Ihr seid mit ihm zusammen ausgebildet worden.«

»Ich glaube schon, er war zwei oder drei Jahre jünger als ich«, erwiderte Dobrinion. Er hatte Jojonah immer wieder bei Versammlungen des Ordens getroffen und einmal eine Nacht mit ihm und einem Mann mit einer Habichtsnase namens Siherton durchgesoffen.

»Sind noch mehr Meister dabei?« fragte er. »Siherton vielleicht?«

»Meister Siherton ist tot«, sagte Markwart ungerührt. »Er ist ermordet worden.«

»Von den Pauris?« wagte Dobrinion zu fragen, obwohl Markwart sich anhörte, als wolle er die Sache nicht vertiefen.

»Nein«, sagte dieser kurzangebunden. »Aber genug von dieser unerfreulichen Angelegenheit, sie ist lange her. Jojonah ist der einzige Meister im Zug, doch er hat drei Immakulaten bei sich. Es sind fünfundzwanzig Mann, und sie bringen einen höchst ungewöhnlichen Gefangenen mit. Was ich von Euch erwarte, ist Verschwiegenheit – hinsichtlich meiner eigenen Person, meiner Kameraden von St. Mere-Abelle und vor allem hinsichtlich des Gefangenen.«

»Ich werde tun, was ich kann...«, hob Dobrinion an.

»Sicher werdet Ihr das«, fiel ihm Markwart ins Wort. »Laßt den beiden« – er zeigte auf die zwei Mönche an seiner Seite – »von einem Eurer zuverlässigen Untergebenen unser Quartier zeigen. Wir bleiben wahrscheinlich nicht lange, höchstens eine Woche, schätze ich.« Dann wurde sein Gesicht sehr ernst, und er ging auf Dobrinion zu und sagte leise, fast drohend: »Ich verlasse mich darauf, daß wir nicht gestört werden!«

Dobrinion wippte auf den Fersen nach hinten und musterte den alten Mann erstaunt. Allein schon die Betätigung von St. Mere-Abelle in dieser Gegend ohne Dobrinions Wissen und

Zustimmung verstieß gegen die Ordensrichtlinien. Was hatte diese geheimnisvolle Mission zu bedeuten, und warum hatte man ihn nicht davon in Kenntnis gesetzt? Und was war mit diesem Gefangenen? Mit dem Hämatit hätte ihn der Abt sicher schon eher erreichen können!

Doch Dobrinion bezwang seinen Zorn, schließlich war das hier der ehrwürdige Vater, und das Königreich des Bären war in einen schrecklichen Krieg verwickelt. »Wir werden tun, was Ihr verlangt«, versicherte er seinem Vorgesetzten und neigte ehrerbietig den Kopf. »St. Precious steht zu Eurer Verfügung.«

»Ich beziehe für die Zeit meines Aufenthalts Eure Gemächer«, sagte Vater Markwart. »Meine Begleiter werden Euch dabei behilflich sein, Eure Sachen anderswohin zu bringen.«

Dobrinion hatte das Gefühl, als habe er einen Schlag ins Gesicht erhalten. Er war jetzt drei Jahrzehnte lang Abt von St. Precious, und das war keine geringe Stellung. St. Precious war die drittgrößte Abellikaner-Abtei im ganzen Land, und da Palmaris am Rande der zivilisierten Länder lag, gab es wahrscheinlich keine einflußreichere Abtei im Gemeinderat. In den dreißig Jahren seiner Regentschaft hatten die anderen Dobrinion ziemlich sich selbst überlassen, weil sie entweder zu sehr mit den heiligen Steinen oder der allgemeinen Ordensdoktrin beschäftigt oder in Handel mit dem König verstrickt waren. Und so war Dobrinions einziger Konkurrent um die Macht in den ganzen nördlichen Gefilden des Bärenreiches ein gewisser Baron Rochefort Bildeborough von Palmaris gewesen, und dieser ruhige und bescheidene Mann war, wie sein Vorgänger, ein guter Freund des Abtes. Er war leicht zufriedenzustellen, solange seine persönlichen Bedürfnisse sichergestellt waren. Selbst als dieser Krieg über Palmaris hereingebrochen war, hatte er die Verteidigung der Stadt dem Hauptmann des Wachbataillons überlassen und ihn

beauftragt, Dobrinion Bericht zu erstatten, während er selbst sich in seinem Burgpalast Chasewind Manor verschanzt hatte.

Folglich war es Dobrinion nicht gewöhnt, daß man so mit ihm redete. Doch wieder dachte er an seine Stellung in der Ordenshierarchie, einer Pyramide, an deren Spitze der ehrwürdige Vater stand. »Wie Ihr wünscht«, erwiderte er demütig, verbeugte sich ein letztes Mal und entfernte sich.

»Und vielleicht haben wir ja Zeit, die Sache mit Bruder Allabarnet zu besprechen«, sagte der Abt noch, als Dobrinion eben zur Tür hinauswollte.

Er blieb stehen, und ihm wurde klar, daß man ihm gerade einen Köder hingeworfen hatte, ein Lockmittel, um ihn gefügig zu machen. Sein erster Gedanke war, es dem Abt heimzuzahlen, aber dann verwarf er diese Idee wieder. Dobrinion war ein alter Mann, und obwohl er nicht so alt war wie Markwart, befürchtete er, daß dieser ihn überleben würde. Und das einzige, wofür er in seinem Leben noch sorgen wollte, war die Heiligsprechung von Bruder Allabarnet, und dieses Kunststück würde er ohne die Unterstützung von Vater Markwart kaum bewerkstelligen können.

»St. Precious?« Bruder Braumins ungläubiger Tonfall gab die Empfindungen von Meister Jojonah wider, als Bruder Francis das neue Reiseziel bekanntgab.

»Der ehrwürdige Vater möchte keine Zeit verlieren, bis er mit dem Zentauren reden kann«, fuhr Bruder Francis fort. »Darum wird er uns in Palmaris erwarten. Er war sogar schon unterwegs, als er mit mir Verbindung aufnahm, und ich vermute, daß er inzwischen in St. Precious eingetroffen ist.«

»Bist du ganz sicher?« fragte Meister Jojonah ruhig. »War es auch bestimmt Vater Markwart, der dir diese Änderung eingegeben hat?«

»Wollt Ihr damit sagen, daß irgend jemand anders sich in meine Gedanken eingeschlichen haben könnte?« erwiderte der junge Mönch.

»Ich denke nur daran, daß wir gerade in der Höhle des Dämons waren«, erklärte Meister Jojonah und achtete sorgfältig darauf, daß er sich nicht vorwurfsvoll anhörte. Wenn der Abt Bruder Francis tatsächlich neue Anweisungen erteilt hatte, blieb Jojonah keine andere Wahl, als diesen Folge zu leisten.

»Es war der ehrwürdige Vater«, sagte Bruder Francis nachdrücklich. »Würde es Euch beruhigen, wenn ich noch einmal mit ihm Verbindung aufnehme? Vielleicht könnte ich ihm ja meinen Körper zur Verfügung stellen, damit er es Euch persönlich sagt.«

»Genug, Bruder«, winkte Jojonah ab und gab sich geschlagen. »Ich zweifle nicht an deinem Urteilsvermögen. Ich hielt es nur für klug, ganz sicherzugehen.«

»Ich bin ganz sicher.«

»Wie du meinst«, erwiderte Meister Jojonah. »Also gehen wir nach St. Precious. Hast du schon unsere Reiseroute festgelegt?«

»Ich habe andere damit beauftragt, sich die Karten anzusehen«, sagte Bruder Francis. »Es ist nicht sehr weit, und wenn wir erst einmal die Waldlande hinter uns haben, finden wir sicher eine schöne bequeme Straße.«

»Eine Straße, die von Ungeheuern nur so wimmelt«, unterbrach ihn Bruder Braumin. »Die Berichte aus dieser Gegend sprechen von ausgiebigen Kämpfen.«

»Wir werden so schnell und leise vorüberziehen, daß sie uns nichts anhaben können«, sagte Bruder Francis.

Meister Jojonah nickte nur. Wenn der ehrwürdige Vater sie nach Palmaris bestellt hatte, dann würden sie eben dorthin

gehen, was auch geschah. Das größte Ungemach lag für Meister Jojonah ohnehin in Vater Dalebert Markwart selbst.

Mit dem ihm eigenen Eifer trieb Bruder Francis daraufhin seine Planungen voran, und schon setzte sich der Troß mit sirrenden Rädern wieder in Bewegung. Innerhalb von zwei Tagen hatten sie die Waldlande durchquert, und obwohl es unterwegs tatsächlich Ungeheuer gab, sahen diese sie entweder überhaupt nicht, oder sie bemerkten sie zu spät, um die vorwärts stürmende Prozession noch einzuholen.

»Ein Zug von Mönchen«, berichtete Roger Flinkfinger. Der junge Mann war wieder wohlauf, nachdem Pony seine Wunden ausgiebig mit dem Hämatit behandelt hatte. Er hatte sich jedoch kaum bei der jungen Frau bedankt, sondern lediglich etwas vor sich hingemurmelt; dann war er nach der zweistündigen Sitzung davongelaufen, und weder Pony noch Eibryan hatten Roger seitdem zu Gesicht bekommen.

»Ich bin ganz sicher, ich kenne mich aus mit Mönchen!«

Eibryan und Pony sahen sich vielsagend an. Sie hatten beide den Verdacht, daß dies etwas mit Bruder Avelyn zu tun haben könnte und die Mönche hinter den Steinen her waren, die sie jetzt besaßen.

»Die haben vielleicht ein Tempo drauf«, fuhr Roger mit unverhohlener Bewunderung fort. »Ich bezweifle, daß Koskosio Begul überhaupt etwas von ihrer Anwesenheit bemerkt hat – und wenn, dann waren sie schon viel zu weit weg, als daß er noch etwas dagegen hätte unternehmen können. Sie müssen inzwischen bereits auf halbem Weg nach Palmaris sein.«

Eibryan hatte da seine Zweifel, denn Roger hatte die Karawane erst zwei Stunden zuvor gesehen, aber er behielt seine Überlegungen für sich, denn er wußte, daß Roger von seiner Einschätzung überzeugt war.

»Ein Jammer, daß wir das nicht eher erfahren haben«, mischte sich Belster O'Comely ein. »Wie sehr hätten diese Gottesmänner uns helfen können. Zumindest hätten sie die Gebrechlichsten von uns mitnehmen können in den ungefährlicheren Süden.«

»Wenn ich nicht so wachsam wäre, hättet Ihr überhaupt nichts von ihnen erfahren«, erwiderte Roger, der Belsters Bemerkung als persönlichen Vorwurf auffaßte, verärgert. »Wie kommt es denn, daß der große Nachtvogel nichts von ihnen wußte? Oder die Frau, die sich als große Zauberin aufspielt?«

»Genug jetzt, Roger!« sagte Eibryan. »Belster hat nur eine Feststellung getroffen und niemandem einen Vorwurf gemacht. Es ist wirklich schade, daß wir auf die Hilfe so mächtiger Verbündeter verzichten mußten, denn wenn sie so flink sind, wie du sagst – und daran zweifle ich nicht«, fügte er schnell hinzu, als er Rogers säuerliche Miene sah, »dann verfügen sie höchstwahrscheinlich über starke Zauberkräfte.« Der Hüter meinte diese Worte nur zur Hälfte ernst, denn wenn er auch gern ihre schwächeren Gruppenmitglieder in Sicherheit gebracht hätte, so hegte er doch Zweifel, ob diese Mönche wirklich auf ihrer Seite standen – zumindest, was ihn selbst und Pony betraf.

»Sie waren schneller als ihr glaubt«, erwiderte Roger. »Ich kann es gar nicht beschreiben. Die Beine ihrer Pferde waren ein einziges Geschirr. Einer hinter seinem Wagen ritt so wild, daß es für mich aussah, als wären Pferd und Reiter eins.«

Hier horchten alle Leute aus der Gegend von Dundalis auf, die den Waldgeist kannten, seit sie an Bradwardens Seite gekämpft und ihre Freude an dessen bezauberndem Dudelsackspiel gehabt hatten. Doch Eibryan und Pony dämpften ihre Begeisterung und schüttelten den Kopf bei der Vorstellung, hatten sie doch mit eigenen Augen Bradwardens Ende gesehen.

»Bist du sicher, daß der Troß auf und davon ist?« fragte der Hüter Roger.

»Inzwischen sind sie schon fast in Palmaris«, erwiderte dieser.

»Dann haben sie es nicht auf uns abgesehen«, überlegte Eibryan, doch insgeheim schwor er sich, die Mönche im Auge zu behalten. Wenn diese Prozession auf der Suche nach Avelyn und den Steinen in den Süden gezogen war und wenn sie mit ihren Zauberkraften irgend etwas herausgefunden hatten, sahen sie ihn und Pony womöglich als Verbrecher an.

Die Ankunft des Zuges in St. Precious ging ohne jedes Begrüßungszeremoniell vonstatten. Abt Dobrinion stand nicht einmal zu ihrem Empfang bereit, dieses Vergnügen behielt sich Vater Markwart vor, flankiert von seinen beiden Leibwächtern. In aller Stille erwartete er die Brüder am rückwärtigen Tor der Abtei.

Meister Jojonah war keineswegs überrascht, daß Markwart Bruder Youseff und Bruder Dandelion zu seinen Reisebegleitern bestimmt hatte, die beiden Mönche, die einmal die Stelle des verstorbenen Bruders Quintall einnehmen und zum Bruder Richter gemacht werden sollten. Von allen jüngeren Adepten in St. Mere-Abelle konnte Jojonah diese beiden am wenigsten leiden. Bruder Youseff, ein Dreijähriger, stammte aus Youmaneff, Avelyns Heimatort, aber das war auch alles, was sie miteinander verband. Er war ein schwächtiger Kerl und ein verbissener Kämpfer, der jede Gelegenheit – und sei sie auch noch so unehrenhaft und verwerflich – zu seinem Vorteil nutzte. Sein Begleiter, Bruder Dandelion, der dem Kloster erst seit zwei Jahren angehörte, war von seiner Statur her das ganze Gegenteil, ein Bär von einem Mann mit Armen so dick wie kräftige Oberschenkel.

Beim Ringkampf mußte man ihn des öfteren zurückhalten, denn wenn er erst einmal die Oberhand gewonnen hatte, ließ er nicht mehr von seinem Trainingsgegner ab, bis er diesen verletzt hatte. Zur Blütezeit des Klosters hätte solch ein Verhalten zum Ausschluß führen können, aber in diesen finsternen Zeiten amüsierte sich der Abt lediglich über den Feuereifer des Mannes und hatte immer wieder Jojonahs Beschwerden über Bruder Dandelion in den Wind geschlagen und ihm versichert, es würde sich schon ein geeigneter Platz für den unbeherrschten jungen Mann finden.

Meister Jojonah hatte sich oft gefragt, wie Dandelion und auch Youseff mit diesem Naturell überhaupt das langwierige Aufnahmeverfahren für das Kloster überstanden hatten. In jedem Jahrgang wurden von ein- bis zweitausend nur fünfundzwanzig ausgesucht, und es schien Jojonah völlig klar, daß unter den anderen viele von ihrem Wesen, ihrer Intelligenz und ihrer Frömmigkeit her geeigneter gewesen wären.

Doch diese beiden wurden vom ehrwürdigen Vater persönlich gefördert. »Er ist der Sohn eines guten alten Freundes«, hatte Markwart von Dandelion behauptet, Jojonah aber wußte es besser. Bruder Dandelion war einzig und allein wegen seiner ungeheuren Körperkraft aufgenommen worden. Er war für Markwart der Ersatz für Quintall, einen der persönlichen Leibwächter des Abtes.

Was Youseff betraf, so hatte Markwart vorgeschützt, daß die Stadt Youmaneff seit dem Verlust von Avelyn in St. Mere-Abelle nicht mehr vertreten sei, ein Versäumnis, das es unbedingt zu korrigieren galt, wollte man die kleine Gemeinde fest unter Kontrolle behalten.

Darüber konnte Meister Jojonah nur den Kopf schütteln und seufzen, denn inzwischen geriet alles völlig außer Kontrolle.

Man führte die Karawane in den Hof der Abtei und zeigte den Mönchen ihre Quartiere, sorgfältig getrennt von den

Brüdern von St. Precious. Meister Jojonah fand sich in einem ruhigen, völlig abgelegenen Gemach wieder, weit entfernt von allen anderen, besonders von Bruder Braumin, den man am anderen Ende des riesigen Gebäudes untergebracht hatte. Gleich neben Jojonah befand sich Francis – um ihn im Auge zu behalten, das war dem Meister klar.

Dennoch gelang es Jojonah noch in derselben Nacht, sich heimlich davonzustehlen und sich mit Bruder Braumin auf dem Triforium zu treffen, einem verzierten Vorsprung zwanzig Fuß über dem Boden der großen Kapelle der Abtei.

»Ich vermute, er ist in den unteren Verliesen«, sagte Meister Jojonah und fuhr mit den Händen die Statue von Bruder Allabarnet entlang, den die Mönche hier nur Bruder Apfelkern nannten. Jojonah spürte die Liebe, die in dieses Kunstwerk eingeflossen war, und das, so wurde ihm intuitiv klar, war das eigentliche Werk Gottes.

»Und zweifellos in Ketten«, meinte Bruder Braumin. »Der ehrwürdige Vater läßt große Schuld auf sich, wenn er den heldenmütigen Zentauren so schlecht behandelt.«

Meister Jojonah bedeutete dem Mann zu schweigen. Sie konnten es sich nicht leisten, dabei erwischt zu werden, wie sie etwas gegen den ehrwürdigen Vater sagten, ganz gleich, wie groß ihr Zorn auch sein mochte.

»Hast du mit ihm gesprochen?« fragte Bruder Braumin.

»Der ehrwürdige Vater erzählt mir nicht mehr viel«, erwiderte Jojonah. »Er weiß, wo mein Herz schlägt, auch wenn ich mich nicht offen widersetze. Ich bin morgen früh bei Tagesanbruch gemeldet.«

»Um mit ihm über Bradwarden zu reden?«

Jojonah schüttelte den Kopf. »Ich bezweifle, daß dieses Thema angeschnitten wird«, meinte er. »Ich glaube, er will über meine Abreise reden, denn Vater Markwart hat angedeutet, daß ich der Karawane vorausgehen soll.«

Bruder Braumin hörte die leise Angst aus Meister Jojonahs Tonfall heraus, und er dachte unwillkürlich an Markwarts gefährliche Lakaien. Sollte der Abt die Absicht haben, Jojonah unterwegs umzubringen? Der Gedanke erschien ihm absurd, doch so sehr er sich auch bemühte, er konnte ihn nicht abschütteln. Aber er sprach ihn nicht aus, denn ihm war klar, daß Jojonah sich seiner Lage bewußt war.

»Was kann ich für dich tun?« fragte Braumin.

Meister Jojonah schmunzelte und hob abwehrend die Hände. »Halte den Kurs, mein Freund«, erwiderte er. »Bleibe dir immer treu. Viel mehr bleibt uns nicht übrig. Ich bin nicht einverstanden mit der Richtung, die unser Orden eingeschlagen hat, aber der ehrwürdige Vater steht damit nicht allein. Tatsächlich überwiegen diejenigen, die ihm folgen, bei weitem die paar von uns, welche glauben, daß der Orden in die Irre geht.«

»Unsere Zahl wird zunehmen«, sagte Bruder Braumin, und den Anblick des verwüsteten Berges vor Augen glaubte er fest an seine Worte. Dieses Bild von Avelyns Arm, der aus dem geborstenen Felsen emporragte, hatte für Braumin alle Einzelteile zusammengefügt, alle Geschichten über Avelyn und alle Hinweise darauf, daß die Kirche auf dem falschen Weg war. Avelyns Grab hatte ihm den Weg gezeigt, den er einschlagen mußte, und dieser Weg bedeutete wahrscheinlich große Auseinandersetzungen mit den Kirchenoberen – ein Kampf, den Bruder Braumin bereitwillig auf sich nehmen wollte. Er straffte entschlossen die Schultern und sagte voller Überzeugung: »Denn unser Weg ist der gottgefällige.«

Dieser einfachen Feststellung konnte Meister Jojonah nicht widersprechen. Am Ende würde das Gute und Wahre siegen – davon mußte er einfach überzeugt sein, denn es war das Fundament des Glaubens. Doch wie viele Jahrhunderte würde es dauern, den Abellikaner-Orden wieder auf den rechten Weg

zurückzuführen, und wieviel Leid würde bis dahin noch über die Menschen gebracht werden?

»Bleib dir selber treu!« sagte er noch einmal zu Braumin. »Und verbreite unsere Botschaft im stillen, nicht gegen den ehrwürdigen Vater, sondern für Avelyn und alle Gleichgesinnten.«

»Mit dem Zentauren als Gefangenem könnte es darüber hinausgehen«, sagte Bruder Braumin. »Wir könnten gezwungen sein, dem ehrwürdigen Vater offen entgegentreten oder für immer zu schweigen.«

»Es gibt verschiedene Grade des Schweigens, mein Bruder«, erwiderte Meister Jojonah. »Und nun zurück in deine Kammer. Und mach dir keine Sorgen wegen mir. Ich bin ganz ruhig.«

Bruder Braumin sah seinen geliebten Mentor lange an, dann verbeugte er sich tief, küßte Jojonahs Hand und wandte sich zum Gehen.

Meister Jojonah verbrachte noch eine gute Stunde auf dem stillen Triforium, sah sich die alten Heiligenstatuen an und die neueste, das Bildnis von Bruder Allabarnet von St. Precious, der vor mehr als hundert Jahren über das weite Land gewandert war und Apfelbäume gepflanzt hatte, damit die Siedler reichlich Nahrung hätten. Er wußte, daß der Abt Dobrinion seit Jahren die Heiligsprechung Allabarnets beantragte und sich sehnlichst wünschte, diese noch zu seinen Lebzeiten zu erreichen.

Jojonah kannte all die Geschichten über den freundlichen Allabarnet und war überzeugt, daß er es verdient hatte. Doch bei den augenblicklichen Zuständen im Orden mußten solche Geschichten von Großherzigkeit und Opferbereitschaft diesem Vorhaben wohl eher abträglich sein.

Meister Jojonah hatte nur zu recht gehabt mit seinen Befürchtungen über Bradwardens Verfassung, denn sie hatten den Zentauren in die tiefsten Kellergewölbe von St. Precious

gebracht und in diesem dunklen, feuchten Verlies an die Mauer gekettet. Er war noch immer stark mitgenommen von seiner Verschüttung im Berg und völlig erschöpft von dem Gewaltmarsch nach Süden, bei dem die Mönche ihn unter Anwendung ihrer Magie vorwärts getrieben hatten, so daß seine Widerstandskraft stark geschwächt war.

Auch in geistiger Hinsicht. Und so konnte ihn Vater Markwart überrumpeln, als er, mit dem Hämatit bewaffnet, gleich am ersten Abend bei ihm auftauchte.

Ohne ein Wort zu sagen, machte sich der Abt die Macht des Steines zunutze und drang hemmungslos in die Gedanken des Zentauren ein.

Bradwarden riß erschrocken die Augen auf und versuchte seine Ketten zu sprengen, doch sie wollten nicht nachgeben. Da wehrte er sich auf geistiger Ebene – oder versuchte es zumindest, denn er hatte keine Ahnung, wie er das machen sollte.

Markwart, dieser elende Kerl, hatte sich seiner bemächtigt und drang in seine Erinnerungen ein.

»Erzähl mir von Avelyn«, forderte der Abt ihn auf, und obwohl Bradwarden keinerlei Absicht hatte, ihm zu antworten, beschwor schon die Erwähnung dieses Namens Bilder herauf, von Avelyn, von der Reise zum Berg Aida, von Pony und Eibryan, Belli'mar Juraviel, Tuntun, Symphony und all den anderen, die bei Dundalis gegen die Ungeheuer gekämpft hatten.

Erst nach und nach gelang es Bradwarden, seine Erinnerungen zu unterdrücken, und bis dahin hatte der Abt schon eine Menge erfahren. Avelyn war also tot und die Steine waren fort, aber diese anderen beiden, Eibryan und Pony, waren quicklebendig aus dem Inferno oder zumindest aus der Höhle, in der der Zentaur eingeschlossen war, entkommen. Nun konzentrierte Markwart seine Nachforschungen auf diese

beiden und erfuhr, daß sie aus einem kleinen Ort namens Dundalis in den Waldlanden stammten, sich jedoch die meiste Zeit anderswo aufgehalten hatten.

Pony, Jilseponie Ault, hatte in Palmaris gelebt.

»Du elender Schuft!« sagte Bradwarden wütend, als er endlich wieder Herr über seine Gedanken war.

»Wir hätten es auch einfacher haben können«, erwiderte der Abt.

»Du vielleicht!« knurrte der Zentaur. »Avelyn hatte ganz recht mit dem, was er über dich und deinen miesen Verein erzählt hat.«

»Wo wohnte diese Jilseponie, als sie in Palmaris war?«

»Ihr nennt euch Gottesmänner, aber kein Gott würde eure Taten gutheißen«, fuhr Bradwarden fort. »Du hast mich bestohlen, du elender Schurke, und dafür wirst du bezahlen!«

»Und was ist mit diesen Winzlingen?« fragte Markwart ruhig. »Diesen Touel'alfar?«

Bradwarden spuckte ihn an.

Da nahm Markwart einen anderen Stein, einen Graphit, in die Hand und schleuderte den wild dreinblickenden Zentauren mit geballter Energie gegen die Steinmauer. »Es gibt einfache und umständliche Wege«, sagte er ruhig. »Du kannst es dir aussuchen.«

Dann machte er kehrt, und bevor er in dem niedrigen Bogengang verschwand, der ins Hauptgewölbe führte, sagte er drohend: »Du wirst schon noch reden!« Dabei wußten sie beide, daß Markwart es nicht leicht haben würde, erneut in Bradwardens Gedanken einzudringen, denn der Zentaur besaß einen starken Willen und würde sich nicht noch einmal überrumpeln lassen.

Dennoch fürchtete Bradwarden, er könnte bereits zuviel über seine Freunde preisgegeben haben.

»Ihr wißt wohl nicht, wie wichtig diese Angelegenheit ist!« brüllte der Abt erregt, als er am nächsten Morgen mit Dobrinion in dessen Arbeitszimmer saß – wobei er es war, der hinter Dobrinions mächtigem Eichenschreibtisch thronte.

»Palmaris ist groß«, sagte Dobrinion ruhig, um den anderen zu beschwichtigen. Markwart hatte ihm nicht viel erzählt, nur so viel, daß er etwas über eine junge Frau wissen wollte, die ungefähr zwanzig Jahre alt war und Pony oder Jilseponie genannt wurde. »Ich kenne niemanden mit Namen Pony – außer einem Stallburschen, dem sie diesen Spitznamen gegeben haben.«

»Und Jilseponie?«

Der Abt zuckte hilflos mit den Schultern.

»Sie kommt aus dem Norden«, drang Markwart weiter in ihn, obwohl er dem vermeintlich gefährlichen Dobrinion eigentlich gar nicht soviel hatte verraten wollen. »Ein Waisenkind.«

Das erinnerte Dobrinion an etwas. »Wißt Ihr denn, wie sie aussieht?« fragte er und gab sich große Mühe, es nicht klingen zu lassen, als wüßte er etwas.

Markwart beschrieb die Frau mit der blonden Haarmähne, den blauen Augen und den vollen Lippen, denn Bradwarden hatte ihm unbeabsichtigt ein deutliches Bild von ihr vermittelt.

»Was ist?« fragte er, als er sah, wie ein Zeichen des Erkennens über Dobrinions pausbäckiges Gesicht huschte.

»Gar nichts vielleicht«, erklärte dieser. »Da war mal ein Mädchen – sie nannten sie Jill –, das kam aus dem Norden, verwaist nach einem Goblin-Überfall. Aber das ist mindestens schon zehn Jahre her, vielleicht auch länger.«

»Was ist aus ihr geworden?«

»Ich habe sie mit Master Connor Bildeborough verheiratet, dem Neffen des Barons von Palmaris«, erklärte Dobrinion. »Aber die Ehe wurde nie vollzogen und das Mädchen wegen ihrer Weigerung ausgestoßen. Man schickte sie zu den

Kingsmen«, fuhr er fort und hoffte, damit wäre die Sache erledigt, denn Markwarts Verbissenheit und Heimlichtuerei gefielen ihm ganz und gar nicht.

Markwart wandte sich ab und rieb sich mit der Hand über sein spitzes Kinn, wobei ihm auffiel, daß er sich schon seit vielen Tagen nicht mehr rasiert hatte. Die Frau war also im Heer ausgebildet worden – das paßte zu den Erinnerungen des Zentauren.

Die Einzelteile fügten sich allmählich zusammen.

Nachdem sie ihr Gespräch beendet hatten, blieb Markwart in Dobrinions Arbeitszimmer zurück. Der nächste, mit dem er sprechen wollte, war Bruder Francis, und die Anordnungen, die er dem Mönch erteilte, waren klar und unmißverständlich: Er sollte jeden, selbst Dobrinion, von dem Zentauren fernhalten und Bradwardens Erschöpfungszustand aufrechterhalten, denn er wollte noch am selben Tage mit seinem Verhör fortfahren.

Als Francis gerade wieder fortging, betrat Meister Jojonah das Arbeitszimmer. »Wir müssen darüber reden, wie Ihr den Zentauren behandelt«, sagte er ohne förmlichen Gruß zu seinem Vorgesetzten.

Markwart schnaubte verächtlich. »Der Zentaur geht dich nichts an«, sagte er beiläufig.

»Es hat den Anschein, als wäre Bradwarden ein Held«, wagte Meister Jojonah zu bemerken. »Er hat zusammen mit Avelyn Desbris für die Vernichtung des Geflügelten gesorgt.«

»Da bist du im Irrtum«, widersprach ihm der Abt und unterdrückte geflissentlich seinen Zorn. »Avelyn war bei dem Dämon, soviel ist klar, und zwar in Begleitung von Bradwarden und diesen anderen beiden, Eibryan und Pony. Aber sie wollten ihn nicht bekämpfen, sondern sich mit ihm verbünden.«

»Der zertrümmerte Berg sieht ganz danach aus!« meinte Meister Jojonah sarkastisch.

Wieder schnaubte Markwart. »Sie haben die Gesetze der Vernunft und der Magie übertreten«, erklärte er. »Sie nahmen den Amethyst, den Avelyn aus St. Mere-Abelle gestohlen hat, und in Verbindung mit den teuflischen Kräften des Dämons zerstörten sie sich selbst.«

Meister Jojonah wußte, daß das eine Lüge war. Er kannte Avelyn vielleicht besser als irgend jemand sonst in St. Mere-Abelle und war ganz sicher, daß er sich niemals auf die Seite des Bösen geschlagen hätte. Wie er das dem schwadronierenden Abt klarmachen sollte, war ihm allerdings schleierhaft.

»Ich habe einen Auftrag für dich«, sagte Markwart.

»Ihr habt schon angedeutet, daß ich Euch vorausfahren soll nach St. Mere-Abelle«, erwiderte Meister Jojonah unverblümt.

Markwart schüttelte den Kopf, noch bevor er ausgeredet hatte. »Du wirst zwar vor uns abreisen«, meinte er. »Aber ich bezweifle, daß du St. Mere-Abelle zuerst wiedersehen wirst. Nein, dein Weg führt nach Süden zur Abtei von Ursal.«

Meister Jojonah war sprachlos vor Überraschung.

»Du wirst Abt Je'howith aufsuchen und mit ihm über die Heiligsprechung des Allabarnet von St. Precious sprechen«, erklärte der Abt.

Meister Jojonah machte ein ungläubiges Gesicht. Vater Markwart hatte bisher immer am lautesten gegen dieses Verfahren opponiert; ohne seinen Protest wäre Allabarnet längst heiliggesprochen worden. Woher kam diese Kehrtwendung? grübelte der Meister, und er hatte das Gefühl, als wollte sich Markwart enger mit Dobrinion verbrüdernd und ihn bei der Gelegenheit gleich auf bequeme Weise aus dem Weg räumen.

»In dieser Zeit der Anfechtungen ist ein neuer Heiliger genau das, was die Kirche braucht, um die Massen bei der Stange zu halten«, fuhr der Abt fort.

Meister Jojonah hätte ihn am liebsten gefragt, wie so etwas auch nur annähernd so wichtig sein konnte wie die konkreten Dinge, die vor ihnen lagen, den anhaltenden Krieg eingeschlossen, und warum man nicht einen einfachen Mönch mit dieser Botschaft nach Ursal schicken konnte. Und warum Markwart plötzlich seine Meinung geändert hatte.

Doch ihm war klar, daß er mit all diesen Fragen immer nur gegen dieselbe Wand rennen würde. Vater Markwart folgte seinen eigenen logischen Gesetzen, die nur dem einen Ziel gehorchten, die Steine zurückzubekommen, die Avelyn gestohlen hatte, und den Abtrünnigen um jeden Preis in Mißkredit zu bringen. Er betrachtete den Mann, und es schien ihm, als befände sich dieser in einem Sog, der ihn in schwarze Untiefen zog, und als entferne er sich mit jedem Wort, das er sagte, weiter vom Wege Gottes.

»Ich werde gehen und meine Sachen packen«, sagte Jojonah.

»Schon geschehen«, erwiderte Markwart, als er sich umwandte. »Man erwartet dich bereits am rückwärtigen Tor der Abtei.«

»Dann will ich nur noch mit – «

»Du wirst auf direktem Weg zum Tor gehen«, sagte der Abt ruhig. »Es ist für alles gesorgt, was du brauchst.«

»Auch die magischen Steine?«

»Mein lieber Freund«, sagte Markwart, erhob sich und kam um den Schreibtisch herum. »Du reist durch zivilisierte Gegenden. Da brauchst du keine Steine.«

Meister Jojonah hatte das Gefühl, als stünde er vor einem entscheidenden Punkt in seinem Leben. Wenn er jetzt ohne magischen Beistand den weiten Weg nach Ursal gehen würde, mit einem Auftrag, der schon von bürokratischen Aufwand der

Kanonisierung her äußerst kompliziert war, so würde ihn das mindestens ein Jahr von St. Mere-Abelle fernhalten, wo er doch so dringend gebraucht wurde. Andererseits hatte er nur die Wahl, sich Markwart hier und jetzt entgegenzustellen und die Sache möglicherweise zu einem öffentlichen Auftritt werden zu lassen, indem er den Mann zur Rechenschaft zog, was seinen Glauben anbelangte, und von ihm den Beweis dafür forderte, daß Bruder Avelyn Desbris mit dem Dämon im Bunde gewesen war.

Ihm war allerdings klar, daß er dabei nur wenige auf seiner Seite haben würde. Bruder Braumin würde zu ihm halten, vielleicht sogar der junge Dellman. Aber was wäre mit Dobrinion und den hundertfünfzig Mönchen von St. Precious?

Nein, Markwart hatte ihn geschlagen, dachte Jojonah. Er sollte sich für eine Angelegenheit einsetzen, die der ganzen Abtei sehr am Herzen lag, nämlich die Heiligsprechung eines ihrer Brüder. Da würde sich Dobrinion gerade jetzt nicht mit Markwart anlegen.

Meister Jojonah betrachtete ausgiebig den verhutzelten alten Mann, der einst sein Mentor und nun sein Gegner war. Doch es gab keine Lösung – vielleicht war er aber auch nur zu feige, sie zu suchen. In diesem Moment fühlte er sich uralte und kraftlos!

Er begab sich zur Hintertür des Klosters und lief dann zu Fuß – denn Markwart hatte nicht einmal einen Eselskarren bereitgestellt – durch das südliche Tor die Straße nach Palmaris hinab.

13. Ein überflüssiger Gegner

Zehn Tage hatte Eibryan nun schon mit den Flüchtlingen verbracht, als er nach über einer Woche zum ersten Mal wieder das Orakel befragte. Der Durchzug der Mönchskarawane hatte ihn schon einige Nerven gekostet, und die Ereignisse an diesem Morgen taten ein übriges: Roger Flinkfinger kehrte ins Flüchtlingslager zurück, fünfzehn ehemalige Gefangene von Kos-kosio Begul im Schlepptau. Bei seinen Erkundungstouren hatte der junge Mann herausgefunden, daß man die Gefangenen von Caer Tinella nach Landsdown gebracht hatte, und die günstige Gelegenheit genutzt, die Leute aus der weniger gut geschützten Stadt herauszuholen.

Zwar hatte der Pauri-Häuptling hier einen Fehler gemacht, doch wäre Roger im Wald beinahe noch ein Craggoth-Hund zum Verhängnis geworden, der die Gefangenen bewachen sollte und ihm dicht auf den Fersen war, bis plötzlich Juraviel auftauchte und dafür sorgte, daß Roger sich mit den anderen in Sicherheit bringen konnte. Ein Umstand, den er geflissentlich verschwieg, als er später den atemlos lauschenden Lagerbewohnern, die ihn neugierig umringten, die Geschichte erzählte.

Und da der Hüter hier ein gravierendes und möglicherweise weitreichendes Problem auf sich zukommen sah, ging er wieder einmal zu seinem Onkel Mather, um sich darüber klar zu werden.

Es ist genau, wie ich befürchtet habe, Onkel Mather, hob er an, als das Bild langsam im Spiegel aus dem Dunkel auftauchte. Die Tollkühnheit dieses Roger Flinkfinger wird uns noch alle ins Unglück stürzen. Heute morgen ist er mit

fünfzehn Leuten hier angekommen, die er in der Nacht aus den Händen der Pauris befreit hatte. Natürlich waren wir alle froh darüber, aber nachdem ich mit ihm geredet hatte, wurde mir klar, wieviel Roger dabei riskiert und daß er sein eigenes und ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatte. Denn wenn wir uns auch nichts mehr wünschen, als den Pauris jeden einzelnen Gefangenen wieder abzunehmen, so bestand doch zum augenblicklichen Zeitpunkt keine zwingende Notwendigkeit zu einem solchen Gewaltakt. Die Gefangenen waren zumindest vorerst einigermaßen sicher, und wir hätten in Ruhe einen Plan entwickeln können, der nicht nur ihre Befreiung erleichtert, sondern gleichzeitig Kos-kosio Begul und seiner Brut den Garaus gemacht hätte.

Aber ich kann verstehen, was Roger letzte Nacht in die Stadt gezogen hat, und Pony versteht es auch. In seinem jugendlichen Überschwang glaubt er, sein Ansehen verloren zu haben, denn während seine Leute früher stets auf ihn gehört haben, scheinen sie jetzt mir zu folgen.

Der Hüter hielt inne und dachte an seine ersten Begegnungen mit Roger. Er sah dessen Prahlerei vor sich, wie er sich aufgeplustert und besonders Pony angesehen hatte, während er von seinen verwegenen Streichen erzählte. »Ach, Pony!« sagte Eibryan mit einem tiefen Seufzer.

Dann sah er wieder auf die Erscheinung im Spiegel. *Roger hat eine Schwäche für Pony. Vielleicht bestätigt sie ihn aber auch einfach nur in seinem Selbstwertgefühl. Alle wissen ja, daß Pony meine Gefährtin ist, und vielleicht glaubt er, daß sie ihn höher einschätzen als mich, wenn er es schafft, ihr zu imponieren.*

Als er Rogers Vorliebe für Pony bemerkt hatte, wußte der Hüter, daß Gefahr im Verzug war. Rogers offensichtliche Talente konnten eine wertvolle Bereicherung für die Gruppe

sein, aber mit seiner mangelnden Reife konnte er sie alle in Gefahr bringen.

»Es wird noch soweit kommen«, sagte Eibryan ruhig, »daß ich mit ihm kämpfen muß.«

Als er wenig später den Raum verließ, sah er, daß die Nacht hereingebrochen war und die Lagerfeuer in der Nähe hell flackerten. Noch bevor er herangetreten war, hörte er laute Stimmen.

»Wir sollten es ihnen mal zeigen«, polterte Tomas Gingerwart aufgebracht. »Und zwar richtig! Wir scheuchen sie von unserem Land, dann können sie sich wieder in ihren finsternen Berglöchern verkriechen.«

Eibryan trat in den Feuerschein und sah, daß die meisten bei diesen Worten beifällig mit dem Kopf nickten. Pony saß neben Tomas und machte ein bekümmertes Gesicht.

Jetzt verstummten die Gespräche, und alle Blicke richteten sich ehrfürchtig auf den Hüter, als erwarte man sein Urteil. Als Eibryan Tomas ansah, war ihm sofort klar, daß sie auf zwei verschiedenen Seiten standen.

»Sie haben keine Gefangenen mehr«, sagte Tomas. »Ein guter Zeitpunkt für einen Angriff.«

Eibryan dachte lange nach, denn er konnte die Gefühle dieses Mannes gut nachempfinden, wenn er an seine eigene Reaktion dachte, als man seine Heimatstadt Dundalis niedergebrannt hatte, den verzweifelten Wunsch nach Vergeltung. »Ich kann verstehen –«, setzte er an.

»Dann laß die Krieger aufmarschieren«, murrte Tomas, und die Gruppe gab seinen Appell vielstimmig weiter.

»Allerdings fürchte ich, daß ihr die Stärke unseres Gegners unterschätzt«, fuhr er ruhig fort. »Wie viele von uns würden bei einem solchen Angriff ihr Leben lassen?«

»Was macht das schon«, rief einer der Männer, »wenn wir Caer Tinella befreien!«

»Und Landsdown!« schrie eine Frau aus dieser südlicheren Stadt.

»Und wenn uns das nicht gelingt?« fragte der Hüter ruhig.
»Wenn wir zurückgeschlagen und niedergemacht werden, wie ich befürchte?«

»Was wird dann aus denen, die nicht kämpfen können?« fügte Pony hinzu, und dieser einfache Einwand, diese Erinnerung an ihre umfassende Verantwortung, ließ den Widerspruch verstummen.

Doch die Debatte ging noch eine ganze Weile hin und her und endete lediglich aus allgemeiner Erschöpfung, nicht in einer Einigung. Allerdings konnte Eibryan einen kleineren Sieg verzeichnen, denn es wurden vorläufig keine Schlachtpläne geschmiedet. Dem Hüter war klar, daß die Gemüter durch die ermutigenden Ereignisse erhitzt waren. Die drei neuen, mächtigen Verbündeten, der Sieg im Wald, Rogers glückliche Rückkehr und die Befreiung der restlichen Gefangenen hatten den Leuten Mut gemacht, und nun wollten sie ihre Heimatstädte zurückerobern und die Mörder und Diebe bestrafen. Aber er hoffte, daß der gesunde Menschenverstand wieder die Oberhand gewinnen würde, wenn sich die Emotionen erst einmal gelegt hatten.

Pony war ganz auf der Seite der Vernunft, und so war sie ziemlich erstaunt, als sie sich wenig später in einem Kiefernwäldchen südlich des Lagers mit Juraviel trafen und Eibryan feststellte: »Die Zeit ist gekommen, mit aller Härte gegen unsere Gegner vorzugehen.«

»Gerade hast du noch gegen ein solches Vorhaben geredet«, erwiderte sie.

»Unsere Feinde sind angeschlagen und in heillosem Durcheinander«, fuhr der Hüter fort. »Ein geballter Angriff könnte sie in die Flucht schlagen.«

»Könnte«, betonte Juraviel grimmig. »Und uns könnte er eine Menge von unseren Kriegern kosten.«

»Das Leben ist ein einziges Risiko«, meinte Eibryan.

»Vielleicht sollten wir diejenigen, die nicht mitkämpfen können, vorher nach Palmaris schicken«, überlegte der Elf. »Möglicherweise finden wir ja sogar Verbündete in den Städten im Süden.«

»Wir haben dort Verbündete«, sagte der Hüter. »Aber sie haben genug mit ihren eigenen Angelegenheiten zu tun. Nein, wenn wir Kos-kosio Begul jetzt schlagen und aus den Städten vertreiben können – «

»Dann könnten wir sie auch halten, meinst du?« unterbrach ihn der Elf sarkastisch, denn allein die Vorstellung, daß ihr klägliches Häufchen eine Stellung verteidigen könnte, erschien ihm lächerlich.

Eibryan ließ den Kopf hängen und seufzte tief. Er wußte, daß ihn Juraviel mit seinem Plädoyer weniger entmutigen als ihm helfen wollte, klar zu sehen und sein Vorhaben bis ins Detail zu durchdenken. Dennoch war es immer ein bißchen ernüchternd für einen Menschen wie ihn, sich mit der äußerst pragmatischen, wenn auch etwas abgehobenen Sichtweise eines Touel'alfar auseinanderzusetzen. Juraviel konnte die emotionale Verfassung von Tomas und den anderen nicht ermessen und nicht beurteilen, welche Folgen dieser Zustand vielleicht demnächst zeitigen würde.

»Wenn wir Kos-kosio Begul und seine Pauris aus den beiden Städten vertreiben können«, sagte er langsam und wohlüberlegt, »dann werden ihn wahrscheinlich viele seiner Mitstreiter im Stich lassen und möglicherweise sogar den Krieg ganz aufgeben. Weder die Goblins noch die Riesen haben eigentlich etwas für die Pauris übrig – sie hassen die Zwerge mindestens sosehr wie die Menschen –, und ich glaube, nur die Macht des Pauri-Häuptlings hält sie im

Moment zusammen. Und auch wenn sich Riesen und Goblins manchmal verbündet haben, waren sie sich doch nie besonders grün, nach allem, was man hört. Den Riesen sagt man sogar nach, daß sie gelegentlich Goblins fressen. Laßt uns also diesen Pauri-Häuptling in Mißkredit bringen und sehen, was dann passiert.«

Nun war es an Juraviel zu seufzen. »Immer mußst du nach dem Äußersten greifen«, sagte er ruhig, »und dich und deine Umgebung bis an die Grenzen des Möglichen treiben.«

Eibryan sah den Elfen gekränkt an; er war erstaunt über Juraviels Zurechtweisung.

»Allerdings«, sprach dieser weiter und reckte den Kopf, während ein verschmitztes Lächeln sein kantiges Gesicht überzog, »haben dir die Touel'alfar genau das beigebracht!«

»Dann sind wir uns also einig?« fragte Eibryan zaghaft.

»Das habe ich nicht gesagt«, erwiderte Juraviel.

Eibryan murrte enttäuscht. »Wenn wir sie jetzt nicht angreifen, wenn wir unseren Vorteil nicht ausnutzen – und ich bin überzeugt, daß er nur vorübergehend ist –, dann werden wir uns höchstwahrscheinlich bald in genau derselben Lage wiederfinden, aus der wir uns gerade mühsam herausgewunden haben. Kos-kosio Begul wird seine Truppen aufrüsten und wieder auf uns losgehen, eine neue Schlacht im Wald erzwingen, und früher oder später wird sich das Glück gegen uns wenden. Ohne Zweifel schäumt der Pauri-Häuptling vor Wut über seine Niederlage und den Verlust seiner Gefangenen.«

»Vielleicht nimmt er sogar an, daß Nachtvogel in der Gegend ist«, fügte Pony hinzu und ertete dafür verwunderte Blicke von den beiden anderen.

»Ich erinnere mich noch an seinen Namen und du auch, wenn du darüber nachdenkst«, meinte Pony. »Kos-kosio Begul kennt uns aus Dundalis.«

Juraviel nickte und dachte an die Falle, die die Ungeheuer Nachtvogel einmal gestellt hatten, indem sie einen Kieferngrund zerstört hatten, den er sehr liebte, um ihn aus dem Wald zu locken. Der Trick war schließlich umgekehrt worden, so wie jeder Schlag, den die Ungeheuer gegen den Hüter und seine schlaun und mächtigen Freunde versucht hatten.

»Es könnte sogar sein, daß die Mönchskarawane, von der Roger gesprochen hat, vor irgend etwas davonlief«, fuhr Eibryan fort.

»Wir könnten unseren momentanen Vorteil dazu nutzen, uns um die Ortschaften herumzuschleichen und nach Süden zu flüchten«, überlegte Juraviel, und ihm entging nicht der beunruhigte Blick, den Pony und Eibryan bei dieser Feststellung tauschten.

»Was ist?« fragte der Elf geradeheraus.

»Es muß eine beträchtliche Streitmacht sein, wenn selbst die Mönche mit ihren starken Zauberkräften die Flucht ergreifen«, meinte Pony, doch der scharfsichtige Elf ließ nicht so schnell locker.

»Um so vernünftiger, wenn wir auch einfach nach Süden flüchten wie die Mönche«, sagte er, und die beiden sahen sich erneut merkwürdig an. »Was ist?« fragte er noch einmal. »Hinter dem Auftauchen dieser Mönche steckt doch noch etwas anderes, ich kenne dich zu gut, Nachtvogel.«

Da lachte Eibryan und gab sich geschlagen. »Pony und ich können weder in dieser Gegend bleiben«, gestand er, »noch würden wir es wagen, nach Süden zu gehen.«

»Bruder Avelyns Steine«, sagte Juraviel.

»Es kann sein, daß die Mönche, die Roger gesehen hat, hinter uns her sind«, sagte Pony. »Oder zumindest hinter den Steinen, die sich in meinem Besitz befinden.« Als Bruder Richter nach Avelyn suchte, benutzte er diesen Stein, erklärte sie weiter,

fischte dabei einen roten Granat aus ihrem Beutel und hielt ihn Juraviel vor die Nase. »Dieser Stein zeigt magische Schwingungen an; er hat Bruder Richter auf Avelyns Spur geführt.«

»Und glaubst du, daß deine Zauberei die Mönche auf dich aufmerksam gemacht hat«, folgerte Juraviel.

Pony nickte. »Das wäre möglich, jedenfalls dürfen wir es nicht drauf ankommen lassen.«

»Als letzte Handlung seines Lebens hat uns Bruder Avelyn die heiligen Steine anvertraut«, sagte Eibryan mit fester Stimme. »Und wir werden uns dieses Vertrauens würdig erweisen.«

»Dann sollten wir drei uns jetzt vielleicht auf den Weg machen«, sagte Juraviel. »Sind denn diese Steine wichtiger als die Flüchtlinge, die wir betreuen?«

Eibryan sah Pony fragend an, doch sie schwieg. »Im großen und ganzen gesehen sind sie es möglicherweise«, meinte der Hüter.

Plötzlich ließ ein grunzendes, schnaufendes Geräusch aus dem Unterholz die drei aufhorchen. Juraviel griff nach seinem Bogen und verschwand mit einem Satz im Gebüsch. Gleich darauf kam er wieder zum Vorschein, mit Roger Flinkfinger im Schlepptau.

»Wollt ihr etwa behaupten, daß euch diese Steinbrocken wichtiger sind als die Leute, deren Anführer ihr hier spielt?« stieß Roger wütend hervor und nahm ein paar Schritte Abstand von Juraviel, als wäre ihm der Winzling nicht ganz geheuer.

»Du brauchst keine Angst zu haben, er tut dir nichts«, meinte Pony trocken. Sie fand es albern, daß sich Roger jemandem gegenüber so aufführte, der ihn gerade erst aus den Fängen von Kos-kosio Begul gerettet hatte, und ihr wurde klar, daß es nicht nur Angst war, die den jungen Mann umtrieb. »Belli'mar Juraviel und die Touel'alfar sind auf unserer Seite.«

»Das habe ich gerade gemerkt!« blaffte Roger sie an.

Pony wollte etwas antworten, doch da trat Eibryan vor sie und sagte ruhig, während er den jungen Burschen scharf ansah:

»Wie ich schon sagte, sind diese Steine ebenso wichtig – «

»Wichtiger, hast du gesagt«, fiel ihm Roger ins Wort.

»Du solltest ihre Wichtigkeit nicht unterschätzen!« schrie ihn Eibryan an. Dann bemerkte er Juraviels mißbilligenden Blick und mäßigte sich. »Diese Steine stellen viel mehr dar als nur die große Kraft, die ihnen innewohnt«, fuhr er ruhig und beherrscht fort. »Sie sind vielleicht wichtiger als mein Leben oder das von Pony oder deines oder das Leben all dieser Leute.«

»Das sind doch nur deine verrückten Einbildungen – «, brüllte Roger, doch Eibryan unterbrach ihn mit einer so plötzlichen und bezwingenden Handbewegung, daß der Rest des Satzes in gurgelndem Gestammel unterging.

»Ich habe alles gesagt, was zu dieser Sache zu sagen war«, fuhr der Hüter ruhig fort. »Und daran halte ich unerschütterlich fest. Trotzdem kann ich diese Leute jetzt nicht einfach ihrem Schicksal überlassen, sondern muß dafür sorgen, sie im Süden in Sicherheit zu bringen oder mich wenigstens davon zu überzeugen, daß der Weg dorthin frei ist.«

»Du ernennst dich einfach zu ihrem Anführer!« beschwerte sich Roger.

»Deshalb willst du gegen Kos-kosio Begul zu Felde ziehen«, sagte Juraviel und übergang Rogers vorwurfsvollen Unterton. »Wenn wir sie aus den beiden Städten vertreiben und in die Wälder scheuchen, dann kann die ganze Gruppe einigermaßen sicher in den Süden flüchten, ohne daß Nachtvogel sie anführt.«

»Denn dort sollte Nachtvogel sich besser nicht sehen lassen«, sagte Pony. »Und doch«, fügte sie hinzu und sah ihren

Liebsten herausfordernd an, »warst du vorhin noch gegen diesen Feldzug.«

»Ja«, gab Eibryan zu. »Und ich bin immer noch dagegen, sämtliche Krieger, oder auch nur die meisten von ihnen, in die Städte zu schicken.«

Pony wollte gerade fragen, was er damit meinte, doch dann begriff sie seine Absicht. Eibryan war schon einmal nach Caer Tinella gegangen, um Roger zu retten, und nun dachte er daran, zusammen mit seinen mächtigsten Freunden wieder dorthin zu gehen und das Blatt zu wenden.

Juraviel, der ebenfalls begriffen hatte, nickte nur und sagte:

»Ich gehe heute abend nach Caer Tinella und sehe mich dort einmal um.«

»Das kann ich doch machen!« sagte Roger.

»Juraviel eignet sich besser für diese Aufgabe«, erwiderte Eibryan.

»Hast du vergessen, daß *ich* erst in der vorletzten Nacht in Caer Tinella war?« protestierte Roger. »Und daß *ich* mit den Gefangenen zurückgekommen bin?«

Die anderen drei sahen ihn beunruhigt an, als sie registrierten, wie sehr er sich in den Mittelpunkt rückte.

»Wenn ich die Gefangenen nicht da herausgeholt hätte, könntet ihr gar nicht daran denken, die Stadt anzugreifen!« ergänzte Roger.

Eibryan nickte und dachte darüber nach. Es stimmte, daß Roger ihnen den Weg geebnet hatte. Trotzdem war er nach allem, was er hinterher von den Befreiten gehört hatte, immer noch überzeugt, daß Belli'mar Juraviel besser geeignet war. Dieser hatte ihm erzählt, daß wahrscheinlich noch mindestens einer der Hunde am Leben war und daß vermutlich weder Roger noch irgendeiner der Gefangenen zurückgekehrt wäre, wenn diese Bestie ihnen auf den Fersen geblieben wäre. »Es bleibt bei Juraviel«, sagte der Hüter ruhig.

Pony sah den Gesichtsausdruck des jungen Mannes, und ihr war klar, daß Eibryan einmal mehr Rogers Selbstwertgefühl verletzt hatte.

»Oder kannst du etwa von Baumwipfel zu Baumwipfel fliegen, wenn dir die Hunde auf den Fersen sind?« fragte Eibryan unverblümt, bevor Roger protestieren konnte.

Der Junge biß sich auf die Lippen, und es sah ganz so aus, als wollte er auf den Hüter losgehen, doch dann stampfte er nur mit dem Fuß auf und machte auf dem Absatz kehrt.

»Halt!« rief Pony ihm zur Überraschung aller hinterher. Sie fing an, Roger zu verstehen, und da sie ihn gern hatte, erkannte sie, daß er sich in seinem jugendlichen Stolz und Übermut selbst schaden konnte.

Roger fuhr mit weit aufgerissenen Augen herum; er kochte vor Wut.

Pony holte einen Edelstein hervor. Sie verbarg ihn sorgsam in ihrer Hand, so daß er ihn nicht richtig sehen konnte, und baute sich vor ihm auf. »Was du hier gehört hast, bleibt unter uns«, sagte sie.

»Man geruht also, mir Befehle zu erteilen?« fragte Roger ungläubig. »Bist du etwa meine Königin? Soll ich vielleicht niederknien?«

»Du solltest eigentlich auch in deinem Alter schon klug genug sein, um zwischen Freund und Feind unterscheiden zu können«, schalt sie ihn. Dann wollte sie fortfahren und ihm seinen Irrtum erklären, doch ihr wurde klar, daß er seine Erfahrungen selbst machen mußte, um wirklich zu verstehen, was sie meinte. »Aber ich sehe, daß du noch nicht soweit bist und daß du aus irgendeinem Grund beschlossen hast, uns als deine Gegner anzusehen. Sei's drum.«

Sie griff in einen anderen Beutel, und Roger wich einen Schritt zurück, doch nicht weit genug, denn nun hob Pony ihre Hand und malte mit einem gelbblühenden Halm ein Kreuz auf

seine Stirn. Dann hielt sie den Stein vor ihn hin und sprach eine Reihe von Silben, die sich stark nach einer alten Beschwörungsformel anhörten.

»Was hast du mit mir angestellt?« fragte Roger und fiel beinahe über seine eigenen Beine, als er seinen Rückzug fortsetzen wollte.

»Nichts. Es sei denn, du versuchst, uns hereinzulegen«, antwortete Pony ruhig.

Roger sah sie verdattert an. »Ich bin euch zu nichts verpflichtet«, sagte er.

»Ich dir auch nicht«, meinte Pony geradeheraus. »Deshalb habe ich auch dafür gesorgt, daß wir gut miteinander auskommen. Bei deiner Lauscherei hast du Dinge gehört, die dich nichts angehen, und deshalb solltest du sie auch vergessen.«

Roger fiel nichts anderes ein, als den Kopf zu schütteln.

»Oder zumindest deinen Mund zu halten«, fuhr Pony fort. »Wenn du das allerdings nicht fertigbringst, mußt du mit unliebsamen Folgen rechnen.«

»Wovon redest du?« fragte Roger, und als Pony nur spitzbübisch lächelte, sah er Eibryan an: »Was hat sie mit mir gemacht?« fragte er.

Eibryan wußte es wirklich nicht, und so war sein Schulterzucken ganz ehrlich gemeint.

»Sag schon!« schrie Roger Pony an.

Eibryan schloß die Augen, als Roger ausholte, in der Erwartung, daß Pony den verrückten kleinen Kerl zu Boden strecken würde. Doch Roger konnte seine Absicht gar nicht ausführen, sondern stand nur hilflos mit geballten Fäusten vor ihr.

»Ich habe dich mit einem Bann belegt«, sagte Pony gelassen. »Nur für alle Fälle.«

»Was meinst du damit?« fragte er, und in seinem verärgerten Tonfall schwang Angst mit.

»Ich meine, daß dir nichts passiert, solange du das Richtige tust und für dich behältst, was du nicht wissen solltest«, erklärte sie freundlich. Doch dann veränderte sich jäh ihr Gesichtsausdruck, wurde finster und drohend, und sie trat dicht an Roger heran, reckte sich und wurde zu einer riesigen, achtungsgebietenden Gestalt, die den schwächtigen Kerl turmhoch überragte. »Verrätst du uns aber«, sagte sie warnend mit so feierlicher Stimme, daß sich Eibryan die Nackenhaare aufstellten und es Roger kalt den Rücken hinunterlief, »dann läßt mein Zauber deine Gehirnwindungen aufweichen, so daß sie dir zu den Ohren heraustropfen.«

Roger riß vor Schreck die Augen auf. Er verstand wenig von Magie, aber das, was er bisher gesehen hatte, war so eindrucksvoll, daß er sich gut vorstellen konnte, daß diese Frau ihre Drohung wahr machen würde. Er stolperte rückwärts, wäre beinahe hingefallen und lief Hals über Kopf davon.

»Pony!« schimpfte Eibryan. »Wie konntest du nur – «

»Ich habe nichts weiter getan, als seine Stirn mit Löwenzahn zu bemalen«, erwiderte die Frau. »Das habe ich schon mit dir gemacht, als wir noch Kinder waren und das Butterblumenspiel gespielt haben.«

»Dann – « Eibryan brach ab und kicherte, erstaunt über seine Gefährtin.

»Mußte das wirklich sein?« fragte Belli'mar Juraviel.

Pony machte ein todernstes Gesicht und nickte. »Er hätte uns an die anderen verraten«, erklärte sie. »Und ich möchte nicht, daß allgemein bekannt wird, daß wir in den Augen des Abellikaner-Ordens Gesetzlose sind.«

»Wäre das denn so schrecklich?« wandte Eibryan ein. »Ich habe schon lange gelernt, diesen Leuten zu vertrauen.«

»Wie diesem Tol Yuganick?« erwiderte Pony, die an einen Mann dachte, der sie und Eibryan und die Bewohner von Dundalis vor der Reise zum Berg Aida verraten hatte.

Darauf wußte Eibryan nichts zu erwidern, aber Pony, die merkte, daß sie ihren Liebsten mit ihrem Zynismus verletzt hatte, fuhr fort: »Ich traue Belster und Tomas und den anderen«, räumte sie ein. »Aber Roger würde die Geschichte so erzählen, daß er sich damit brüsten könnte, und ich fürchte, das würde uns in ein schlechtes Licht rücken. Wer weiß, was für Märchen da gesponnen werden, wenn die Leute erst einmal sicher in Palmaris hocken.«

Eibryan, der Roger Flinkfinger inzwischen ein bißchen besser durchschaute, konnte dem nicht widersprechen.

»Du hast recht«, sagte Juraviel. »Die Zeiten sind zu unsicher, um so ein Risiko einzugehen. Der kleine Roger mag vielleicht noch Schwierigkeiten haben, den richtigen Weg zu finden, aber ich glaube, du hast ihm einen deutlichen Wegweiser verpaßt.«

Eibryan schnaubte. »Und ich habe mein Leben lang geglaubt, daß Moral etwas mit dem Bewußtsein zu tun hat.«

»Hat sie auch«, erwiderte Pony.

»Im Idealfall«, fügte Juraviel hinzu. »Aber man darf die Macht der Angst nicht unterschätzen. Deine eigene Kirche hält ihre Gemeinde mit der Drohung vom Leben in den Schwefelschwaden der Hölle seit mehr als tausend Jahren zusammen.«

»Das ist nicht meine Kirche«, erwiderte Eibryan. »Und auch nicht die Kirche, der Avelyn sich verschrieben hatte.«

»Nein, aber zweifellos die Kirche, die den abtrünnigen Mönch verfolgt hat, sowohl um seine aufklärerischen Vorstellungen zu vertuschen, als auch, um wieder in den Besitz der Steine zu gelangen«, entgegnete Juraviel.

Eibryan sah Pony an, die bei jedem Wort des Elfen zustimmend nickte. Er schmunzelte, denn er konnte dessen Standpunkt nicht widerlegen. »Die Kirche, die Pony und mich verfolgt«, meinte er.

»Roger hat gesagt, die Mönche hatten es eilig, in den Süden zu gelangen«, warf Pony ein. »Ich habe mit dem Granat die Umgebung nach magischer Strahlung abgesucht, aber keine entdecken können. Deshalb nehme ich an, daß Roger recht hatte, was ihr Tempo angeht.«

»Ich hoffe, daß sie längst an Palmaris vorbei sind«, fügte Eibryan hinzu. »Jedenfalls läuft unsere Zeit hier ab, und ich hoffe, daß ich das Beste daraus machen kann.«

»Caer Tinella und Landsdown«, sagte Belli'mar Juraviel.

Eibryans Miene war todernst, er nickte grimmig und sagte: »Wir treffen uns bei Sonnenuntergang wieder hier, und vielleicht greifen wir noch vor dem nächsten Tagesanbruch an.«

»Wie du willst, mein Freund«, sagte der Elf. »Ich mache mich auf den Weg und sehe mich in den Städten um. Bereite den Angriff vor – und versöhne dich wenigstens ein bißchen mit Roger Flinkfinger. Er hat viel für diese Leute getan, wenn man Belster O'Comely hört, und ich schätze, er hat noch viel mehr vor sich, wenn ihm sein Stolz dabei nicht im Wege steht.«

»Wir passen schon auf Roger auf«, antwortete Pony.

»Beschrifte den Wegweiser deutlich«, sagte Juraviel lachend und schnippte mit dem Finger, bevor er so unvermittelt im Unterholz verschwunden war, daß sich Pony verdutzt die Augen rieb. Eibryan aber, der die Touel'alfar und den Wald besser kannte, war keineswegs überrascht.

»Das war dieser Bastard!« betonte Kos-kosio Begul. »Ich kenne seine Tricks.«

Maiyer Dek grübelte eine ganze Weile über diese Worte nach, wie immer, wenn von etwas Wichtigem die Rede war. Der hünenhafte Bergriese war für seine Spezies sowohl körperlich als auch geistig überdurchschnittlich entwickelt. Er war zwar nicht so scharfsinnig wie der Pauri, nicht einmal so klug wie Gothra, der Herrscher über die Goblins, doch Maiyer Dek kannte seine Unzulänglichkeiten und ließ sich Zeit, alles genau abzuwägen.

Das Schweigen des Riesen tat ein übriges zu der ohnehin schon schlechten Laune von Kos-kosio Begul. Der Pauri lief nervös in der großen Scheune auf und ab, mit der einen Hand zupfte er an seiner Nase, und mit der anderen trommelte er unaufhörlich gegen seine Hüfte.

»Vielleicht sind noch mehr Menschen da wie dieser Nachtvogel«, meinte der Riese.

Kos-kosio Begul schnaubte verächtlich. »Dann hätten sie uns inzwischen schon wieder bis zum Aida-Berg zurückgescheucht.«

»Vielleicht sind es zumindest zwei«, erwiderte der Riese.

»Ich will's nicht hoffen«, antwortete der Pauri. »Und ich glaub's auch nicht. Es ist dieser Bastard, ich kann ihn direkt riechen. Der Nachtvogel ruft, verlaß dich drauf. Gibst du mir nun deine Gefangenen oder nicht?«

Noch einmal verfiel Maiyer Dek in tiefes Grübeln. Er und die anderen drei Riesen, die ihn begleitet hatten, waren gerade aus dem Süden zurückgekehrt, wo sie sich westlich von Palmaris in eine gewaltige Schlacht mit den Kingsmen gestürzt hatten. In dieser Schlacht waren viele Riesen und noch mehr Menschen umgekommen, und Maiyer Dek und der Rest seiner Kohorten hatten einen Haufen Gefangene gemacht. »Wandelnder Proviant«, hatte der Riesen-Anführer dazu

gesagt, und tatsächlich hatten die barbarischen Fomorianer zehn von den vierzig Männern aufgefressen, bevor sie in Caer Tinella ankamen. Jetzt wollte Kos-kosio Begul die übrigen dreißig als Köder für den Nachtvogel, und Maiyer Dek machte sich wirklich nicht besonders viel aus Menschenfleisch. Aber er erinnerte sich noch lebhaft an die verheerende Schlacht in der Kiefernsenke, als er und seine Leute das letzte Mal diesen Mann namens Nachtvogel aus der Reserve gelockt hatten. Wollte Kos-kosio Begul den tatsächlich ins Spiel bringen?

»Du mußt sie mir geben!« sagte der Pauri plötzlich. »Wir müssen mit dem Nachtvogel abrechnen, bevor uns die halbe Truppe wegrennt. Die Goblins grölen schon herum, daß sie nach Hause wollen, und meine eigenen Leute haben Sehnsucht nach den Wetterinseln.«

»Dann gehen wir eben alle«, erwiderte der Riese, der nie besonders scharf darauf gewesen war, nach Süden ins Bärenreich zu kommen. Bevor der Dämon erwacht war, hatte Maiyer Dek ein gemütliches Dasein in einem Stamm von achtzig Riesen gefristet – einschließlich zwanzig Frauen zu seinem Vergnügen –, mit massenhaft Goblins um sie herum als gute Jagdbeute und noch bessere Mahlzeit.

»Jetzt noch nicht«, sagte der Pauri scharf. »Nicht bevor dieser verdammte Nachtvogel für unsere Unannehmlichkeiten gebüßt hat.«

»Du konntest Ulg Tik'narn doch gar nicht leiden«, sagte der Riese, diesmal ohne die übliche Denkpause.

»Darum geht's nicht!« schnauzte der Zwerg. »Er war ein Pauri-Anführer – und ein guter obendrein. Der Nachtvogel hat ihn umgebracht, und darum will ich den Nachtvogel umbringen.«

»Und dann ziehen wir ab?«

»Ja«, sagte der Pauri. »Und wenn wir erst mal das Menschenland hinter uns haben, werden ich und meine Leute

die Goblins auch nicht mehr vor deiner Gefräßigkeit schützen.«

Mehr brauchte er Maiyer Dek nicht zu sagen.

Bis Juraviel von seiner Erkundungstour in die Städte zurückgekehrt war, hatten Eibryan und Pony die anderen so weit gebracht, daß sie vollkommen damit einverstanden waren, mit dem Angriff noch ein wenig zu warten – keine einfache Aufgabe bei der Euphorie über den Sieg im Wald und Rogers Rückkehr mit den Gefangenen. Die Leute wollten dieses Abenteuer endlich hinter sich bringen und wieder gemütlich am Kamin beisammensitzen und sich Geschichten erzählen. Und die Aussicht, bald in Palmaris in Sicherheit zu sein, förderte ungemein ihre Kampfeslust.

Pony blieb noch bei ihnen, um die Einzelheiten für den Tag X auszuarbeiten, während Eibryan schon zu dem Kiefernwäldchen zurückkehrte.

Als er Juraviel vom Baum herabsteigen sah, wußte er sofort, daß etwas nicht stimmte.

»Haben sie aufgerüstet?« fragte er.

»Ja«, nickte Juraviel. »Sie haben drei neue Beobachtungstürme am nördlichen, südwestlichen und südöstlichen Rand der Stadt errichtet und eine provisorische Barrikade um das Ganze herum aufgebaut, aus Fässern, eingerissenen Mauern und allem, was sie finden konnten. Das Ding sieht ziemlich massiv aus, ist fast mannshoch, aber nicht besonders dick.«

»Aber es reicht, um einen Angriff zu verzögern«, sagte der Hüter.

»Ein bißchen vielleicht«, räumte Juraviel ein, den diese Befestigungsanlagen nicht sehr beeindruckten. »Aber nachdem

sie jetzt einen neuen Mitstreiter haben, werden sie sich vermutlich ohnehin nicht mehr besonders gefährdet fühlen.«

»Noch eine Horde Pauris?« fragte Eibryan.

»Riesen«, erwiderte Juraviel. »Einschließlich des größten und häßlichsten dieser Kerle, den ich je gesehen habe. Maiyer Dek heißt er, und selbst die Pauris, Kos-kosio Begul inbegriffen, haben größten Respekt vor ihm. Ich fürchte, seine Rüstung ist etwas ganz Besonderes, vielleicht ist sie sogar verzaubert, denn es sieht fast so aus, als wenn sie von innen leuchtet.«

Eibryan nickte. Er hatte bereits gegen solche Riesen gekämpft – und er erinnerte sich von den Waldlanden her an den Namen Maiyer Dek. Seine Rüstung enthielt einen bösen Zauber, denn der Geflügelte hatte sie für seine Elitesoldaten geschmiedet.

»Wir können die Leute jedenfalls nicht nach Caer Tinella schicken«, fuhr der Elf fort. »Vielleicht können wir im Dunkel der Nacht an der Stadt vorbeiziehen oder in Landsdown angreifen, wo sie sich weniger stark verbarrikadiert haben. Aber diese Leute, die allesamt keine geübten Krieger sind, auf Riesen loszulassen, noch dazu auf dieses neue Ungeheuer, wäre Wahnsinn. Selbst deine Absicht, auf eigene Faust anzugreifen, birgt ein hohes Risiko.«

Dagegen konnte Eibryan nichts vorbringen. Er hatte oft genug mit Riesen gekämpft und war sich über die möglicherweise verheerenden Folgen im klaren. »Wenn wir an den Städten vorbeischieben, kommen sie uns wahrscheinlich auf die Spur«, überlegte er. »Wir würden nie im Leben ungeschoren bis nach Palmaris gelangen.«

»Sollen wir also einen größeren Bogen machen?« fragte der Elf, vermutete aber, daß der Hüter nicht so leicht zu überzeugen war.

»Wir könnten es versuchen«, meinte Eibryan vorsichtig.

»Aber du möchtest eigentlich lieber zur Stadt gehen und ihnen die Faust unter die Nase halten«, mutmaßte Juraviel.

»Wenn dieser Maiyer Dek so einen großen Einfluß ausübt, dann sollte ich mich vielleicht einmal mit ihm unterhalten«, schlug der Hüter vor.

»Mit ihm unterhalten?« wiederholte der Elf skeptisch.

»Ja, und zwar auf meine Art«, erklärte Eibryan. »Was meinst du, was es unseren Gegnern für einen Tiefschlag versetzen würde, wenn ich sowohl Maiyer Dek als auch Kos-kosio Begul umbrächte?«

»Allerdings«, gab der Elf zu. »Ich wüßte nicht, was Goblins, Riesen und Pauris zusammenhalten würde ohne diese beiden mächtigen Anführer. Doch bedenke wohl, mein Freund, daß es keine einfache Sache ist, überhaupt zu den beiden vorzudringen. Und selbst wenn es dir gelänge, ohne daß ein ganzer Schwarm ihrer Leute über dich herfällt, könntest du immer noch den kürzeren ziehen. Und sieh die Sache doch einmal umgekehrt: Was wären die Flüchtlinge ohne Nachtvogel als Anführer?«

»Bis vor kurzem sind sie noch sehr gut ohne ihn ausgekommen«, erinnerte ihn der Hüter. »Außerdem haben sie ja noch Juraviel.«

»Den das eigentlich gar nichts angeht!«

»Der aber beschlossen hat, den Menschen zu Hilfe zu kommen«, erwiderte Eibryan und lächelte verschmitzt.

»Der beschlossen hat aufzupassen, daß Nachtvogel, sein Schützling, keine Dummheiten macht«, verbesserte ihn der Elf und lächelte ebenfalls. Da wußte Eibryan, daß er Juraviel auf seiner Seite hatte. »Ich habe zu viele Jahre auf deine Ausbildung verwandt, um jetzt zuzusehen, wie du dich umbringen läßt – außerdem trägst du ein Elfenschwert und einen Bogen, den mein eigener Vater angefertigt hat.«

»Die einen finden es dumm, die anderen kühn«, sagte der Hüter.

»Vielleicht ist es ja beides«, meinte Juraviel.

Eibryan klopfte dem Elfen auf die Schulter, und sie lachten beide, als Pony das Kiefernwäldchen betrat und sich zu ihnen gesellte.

»Es sieht also gut aus mit den Städten?« fragte sie.

»Nein«, antworteten Eibryan und Juraviel wie aus einem Munde.

Pony sah ihre vergnügten Freunde überrascht an.

»Wir haben uns gerade über die verrückten Ideen deines Eibryan unterhalten«, erklärte Juraviel. »Mitten ins feindliche Lager zu marschieren und die beiden Anführer umzubringen, obwohl der eine ein Pauri ist, wie es ihn zäher und widerspenstiger noch nicht gegeben hat, und der andere ein gewaltiger Riese.«

»Findest du das etwa lustig?« fragte Pony Eibryan.

»Natürlich.«

Die junge Frau nickte nur und fragte sich ernsthaft, ob ihr nervenaufreibender Lebenswandel sich vielleicht langsam auf den Verstand ihres Freundes auszuwirken begann.

»Im übrigen werde ich nicht einfach hineinmarschieren«, korrigierte der Hüter den Elfen und sah ihn scharf an, »sondern mich heimlich hineinschleichen, so lautlos wie ein Schatten und so unerwartet wie der Tod.«

»Und am Ende so tot wie ein abgestorbener Ast«, ergänzte Juraviel, und beide fingen wieder an zu lachen.

Pony, die spürte, daß die Heiterkeit der beiden ein Quentchen Wahrheit enthielt, fand das gar nicht komisch. »Schluß jetzt mit den Albernheiten!« schimpfte sie. »Es gibt hundert Krieger, die darauf warten, daß du ihnen Bescheid sagst, wie es weitergehen soll.«

»Ich werde ihnen sagen, daß sie noch abwarten müssen – darauf bestehe ich«, meinte Eibryan ernst.

»Ich weiß nicht, ob sie auf dich hören werden«, gestand Pony, denn während Eibryans Abwesenheit hatten sie sich wieder in Rage geredet und beschlossen, die Ungeheuer zu verjagen.

»Wir können die Städte nicht angreifen«, erklärte der Hüter, »weil die Pauris neue Mitstreiter gefunden haben, darunter einen Riesen, der die verzauberte Rüstung des Geflügelten trägt.«

Pony stieß einen tiefen Seufzer aus und hoffte, die Leute würden auf ihn hören. Sie kannte diese Rüstung von dem Gefecht am Barbakan und wußte, daß jeder der Flüchtlinge, der auf dieses Ungeheuer stoßen würde, ihm bald unterliegen mußte. Sie sah Eibryan an und bemerkte seinen entschlossenen Gesichtsausdruck.

»Wir brauchen ihnen nur zu sagen, daß sie noch ein oder zwei Tage mit dem Angriff warten sollen, bis wir die Stärke unseres Gegners richtig einschätzen können«, überlegte Eibryan.

»Aber du hast immer noch die Absicht, heute nacht hinzugehen und zuzuschlagen«, stellte Pony fest.

»Ich möchte diesen Riesen und Kos-kosio Begul vernichten«, gab Eibryan zu. »Das wäre ein harter Schlag für unsere Feinde und würde unter Umständen so ein Durcheinander anrichten, daß wir den Rest in die Flucht schlagen und unsere Leute nach Palmaris bringen können.«

»Dann laß uns mal überlegen, wie wir die Sache anfangen wollen«, sagte Pony ruhig, stellte sich vor Juraviel und bückte sich. Sie hob einen Stecken auf, gab ihn dem Elfen und wischte die Kiefernadeln zu ihren Füßen beiseite. »Erst mal machen wir einen Lageplan«, sagte sie.

Juraviel sah den Hüter an, und beide waren überrascht, daß Pony, die für gewöhnlich vorsichtiger war als Eibryan, so schnell mitspielte angesichts der neuen Gefahr. Und Juraviel fragte sich auch, ob dieser Umstand womöglich Eibryans Meinung änderte oder ob er seine Liebste wirklich in ein so gefährliches Vorhaben einbeziehen würde.

Der Hüter nickte nur mit wild entschlossener Miene auf diese unausgesprochene Frage. Er und Pony waren schon zu oft gemeinsam durch dick und dünn gegangen, als daß er auf die Idee gekommen wäre, sie von einer so wichtigen Aufgabe auszuschließen. Während er Juraviel aus der Sache heraushalten wollte – die winzigen Waffen eines Elfen halfen wenig gegen einen Riesen –, hatte er schon die ganze Zeit vorgehabt, diesen Schlag gemeinsam mit Pony auszuführen.

Das Tageslicht wurde immer schwächer, und so holte Pony ihren Diamanten hervor und erzeugte einen kleinen Lichtkegel. Nach einer kleinen Weile hatte Juraviel die Stadt Caer Tinella skizziert.

»Ich weiß nicht, wo Kos-kosio Begul sich aufhält«, erklärte der Elf. »Aber es gibt nur drei Gebäude, die groß genug sind, um einen Riesen zu beherbergen.« Er tippte eins nach dem andern auf dem Plan an. »Alles Scheunen«, sagte er. »Und die hier ist am wahrscheinlichsten für den Riesen-Anführer.« Er zeigte auf die Markierung eines großen Gebäudes im Zentrum der Stadt.

»Soweit ich sehen konnte, hatten sie keine organisierte Verteidigung«, fuhr der Elf fort. »Bis auf die Barrikaden und ein paar Wachposten.«

»Pauris sind für gewöhnlich gut ausgerüstet«, sagte Pony. »Höchstwahrscheinlich sind ihre Abwehrvorrichtungen gut versteckt.«

»Aber sie hatten dort in letzter Zeit wenig Ärger«, erwiderte Juraviel.

»Abgesehen von dem Gefecht im Wald«, sagte Eibryan.

»Und der Entführung der Gefangenen«, ergänzte Pony.

»Aber keine echten Angriffe auf die Stadt«, erklärte der Elf.

»Und ich bezweifle auch, daß sie damit rechnen, wo die Bergriesen doch für jeden deutlich zu sehen sind, der auch nur auf die Idee käme.«

»Aber nachdem Roger, der ihnen gezeigt hat, daß er jederzeit wieder in die Stadt gelangen kann, ihnen entwischt ist, wird der Ring um die Anführer, besonders um Kos-kosio Begul, dicht sein«, überlegte Pony.

»Und genau da beabsichtige ich hinzugehen«, fügte Eibryan hinzu.

»Keine einfache Sache«, sagte Juraviel.

»Nichts ist einfach«, erwiderte der Hüter.

Eibryan sah Pony an. »Heute nacht«, erklärte er. »Vorher gehe ich noch zu Belster und Tomas Gingerwart und sage ihnen über unser Vorhaben Bescheid und was sie tun sollen, je nachdem, ob Pony und ich es schaffen oder nicht.«

»Und was für eine Rolle soll ich dabei spielen?« fragte der Elf.

»Du bist mein Verbindungsmann zu Belster«, erklärte Eibryan. »Du wirst ohne Zweifel sehr schnell herausfinden, wie die Sache ausgeht, und je eher Belster Bescheid weiß, desto besser kann er reagieren.«

Juraviel musterte Eibryan eingehend, den Mann, dem die Touel'alfar den Titel Nachtvogel verliehen hatten, und der Elf hatte das Gefühl, als würde die mißtrauische Tuntun neben ihm stehen und freimütig eingestehen, daß ihr anfängliches Urteil über Eibryan Wyndon, das »Mather-Blut«, wie sie ihn so oft sarkastisch genannt hatte, eine Fehleinschätzung gewesen war. Tuntun hatte nie geglaubt, daß Eibryan den Rang eines Hüters erreichen würde, denn sie hatte ihn für dumm und ungeschickt gehalten. Doch sie mußte sich eines Besseren belehren lassen,

so daß sie schließlich ihr Leben hingegeben hatte, um den jungen Mann zu retten – und Elfen verhielten sich Menschen gegenüber nur selten selbstlos! Und Juraviel wußte genau, wenn sie jetzt hier wäre und die ruhige Entschlossenheit und das tiefe Pflichtbewußtsein erleben könnte, mit dem Eibryan diese ungeheuer gefährliche Aufgabe in Angriff nahm, dann würde sie ihn wohl wieder einmal »Mather-Blut« nennen, aber diesmal mit großer Hochachtung.

»Du wirst dich bei diesem Kampf nur auf die Steine konzentrieren«, sagte Eibryan zu Pony, während sie sich gemächlich nach Caer Tinella aufmachten. Belster und Tomas hatten sich einverstanden erklärt, noch mit dem Angriff zu warten, bis sie neue Erkenntnisse gesammelt hatten, allerdings wußten sie nicht, daß der Hüter den Kampf allein wagen wollte.

Pony sah ihn skeptisch an. »Ich habe reichlich trainiert«, erwiderte sie.

»Ich weiß, und du bist sehr gut.«

»Trotzdem traust du mir nicht zu, das Schwert zu führen?«

Eibryan schüttelte den Kopf, noch bevor sie zu Ende gesprochen hatte. »Du befindest dich immer noch in einem Übergangsstadium der Kampfstile«, erklärte er. »Dein Kopf sagt dir, wie es richtig wäre, aber dein Körper ist noch an etwas anderes gewöhnt. Sollst du nun einen Hieb oder einen Stich ausführen? Und während du noch überlegst, erwischt dich womöglich der Feind.«

Pony biß sich auf die Lippen und versuchte, eine logische Entgegnung zu finden. Den Schwerttanz beherrschte sie inzwischen schon sehr gut, aber dabei bewegte man sich viel langsamer als in einem echten Kampf. Und immer wenn Eibryan am Ende das Tempo steigerte, konnte sie nicht mehr

mithalten, weil sie, wie er gerade gesagt hatte, zwischen ihrem Kopf und Muskelreflexen hin und her gerissen war.

»Das wird sich bald ändern«, versprach Eibryan. »Und bis dahin kannst du mit den Steinen am meisten ausrichten.«

Pony widersprach ihm nicht.

Die beiden trafen auf einer Hügelkuppe nordöstlich von Caer Tinella, von der aus sie die ganze Stadt überblicken konnten, mit Juraviel zusammen. Wie dieser ihnen berichtet hatte, waren sämtliche zentralen Gebäude mit neuen Barrikaden umgeben, aber jetzt blieben ihre Blicke an einem riesigen Feuer hängen, das ganz hinten in der südöstlichen Ecke brannte.

»Ich seh mir das einmal an«, sagte der Elf.

Eibryan nickte, dann machte er eine Kopfbewegung zu Pony und sagte: »Nimm den Seelenstein.« Und an Juraviel gewandt fügte er hinzu: »Wenn Kos-kosio Begul und Maiyer Dek in der Scheune sind, gehe ich mit Pony dorthin. Du siehst zu, wie wir vorankommen, und kehrst dann hierher zurück und kümmerst dich um Symphony, denn ich schätze, daß ich das Pferd zurücklassen werde. Dann brauchst du nur noch abzuwarten und aufzupassen.«

»Du wartest«, hielt ihn Juraviel zurück, und sein Tonfall zeigte, daß er keinen Widerspruch duldete. »Dieses Feuer ist ganz und gar ungewöhnlich, und du tust gut daran, mich der Sache zuerst auf den Grund gehen zu lassen.«

»Wir haben vielleicht nur die eine Gelegenheit, uns die beiden zu schnappen«, sagte Pony zu Eibryan und pflichtete Juraviel bei. »Da sollten wir ganz sicher sein, daß es der richtige Zeitpunkt ist.«

»Dann beeilt euch aber«, meinte Eibryan ungeduldig.

Noch ehe Juraviel etwas dazu sagen konnte, drang ein lauter Ruf aus der Stadt durch die nächtliche Stille.

»Ins Feuer mit dem nächsten!« brüllte der Riese mit donnernder Stimme. »Paß auf, Nachtvogel! Siehst du, wie die Leute hier deinetwegen sterben?«

Alle drei richteten ihre Blicke auf die Flammen, die in der Ferne loderten. Sie sahen drei Gestalten, scheinbar zwei Pauris und ein Mönch, und beobachteten mit Entsetzen, wie man den Mann auf den Scheiterhaufen warf.

Seine Todesschreie zerrissen die Nachtluft.

Eibryan stieß einen wütenden Laut aus, zog Pony vom Pferd, und im selben Moment hatte er auch schon seinen Bogen in der Hand.

»Nein!« rief Juraviel. »Das ist genau das, was sie erreichen wollen!«

»Was sie zu erreichen glauben«, erwiderte der Hüter. »Gebt mir Rückendeckung bis zur Mauer!« Und damit gab er Symphony die Sporen, so daß der Hengst davonstob, den Hügel hinauf und auf die Stadt zu. Juraviel stürzte hinter ihm her, halb laufend, halb fliegend, und Pony vertauschte den Hämatit mit einem anderen Stein.

Den Bogen im Anschlag stürmte Nachtvogel in vollem Galopp aus dem Wald und quer über das kleine Feld, das vor der provisorischen Mauer lag. Sein erster Pfeil traf einen ahnungslosen Goblin seitlich in den Schädel, so daß dieser hintenüber fiel. Der zweite landete im Brustkorb eines anderen, bevor der ausholen und einen Speer auf den Gegner werfen konnte.

Doch nun war der Überraschungseffekt vorbei, und im Nu wimmelte die Mauer von Goblins und Pauris. Mit einem wütenden Schrei duckte sich der Hüter, gab seinem Pferd die Sporen und stürmte blindlings vorwärts, ohne nachzudenken.

Plötzlich wurden Roß und Reiter fast zu Boden gerissen von einem gewaltigen Blitzschlag, der neben ihnen in die

Barrikade schlug, so daß das Holz krachend zersplitterte und Goblins und Pauris durch die Luft flogen.

Doch im nächsten Moment hatten sich die beiden wieder gefangen, und mit ungebrochenem Schwung setzte der Hengst über die sechs Fuß hohe Barriere und sprengte in rasendem Galopp über tote und wie gelähmt dastehende Ungeheuer hinweg. Während die Pfeile hinter ihm durch die Luft schwirrten, ließ der Hüter das Pferd eine scharfe Kehrtwendung machen und zwischen den Gebäuden hindurchjagen. An der nächsten Ecke tauchten noch mehr Feinde vor ihm auf. Er hetzte durch eine weitere Gasse und auf den Marktplatz, wo er jedoch sofort wieder kehrtmachte und in die nächste Gasse einbog, als er sah, daß es dort von Pauris wimmelte.

Als er in die Nähe eines niedrigen Daches gelangte, hängte sich Nachtvogel den Bogen über die Schulter, zog sein Schwert heraus und stellte sich breitbeinig auf den Rücken des Pferdes, dem er auf dem Wege über den Türkis auf dessen Brust sagte, es solle ruhig weiterlaufen und sich dem Gebäude zu ihrer Rechten nähern.

Ein Goblin erhob sich gerade, als Nachtvogel ihn beinahe mit dem Schwert enthauptete, das er jedoch gleich wieder herauszog, um einen zweiten Goblin unterhalb des Kinns zu durchbohren.

Nun ließ sich der Hüter wieder in den Sattel gleiten, schob das Schwert unter seinen Oberschenkel und spannte erneut seinen Bogen. Im Galopp legte er auf einen Pauri an, der links von ihm auf einem Dach auftauchte und gerade einen Speer entgegenschleudern wollte, während Symphony einen anderen, der ihm in den Weg sprang, niedertrampelte und dabei fast gestrauchelt wäre.

Irgendwie bewerkstelligte es Nachtvogel, den gutgezielten Speer des Pauri mit seinem Bogen teilweise abzuwehren, und

rettete damit vermutlich sein Leben; dennoch streifte ihn der Speer an der Schulter und zerriß sein Hemd. Fluchend zog er ihn heraus und wollte ihn schon wegwerfen, überlegte es sich dann aber anders und klemmte ihn sich wie eine Lanze unter den Arm.

Als er in eine freie Gasse einbog, lief ihm ein Pauri entgegen, und noch bevor dieser seinen Schild vollends hochgerissen hatte, sauste die Speerspitze über dessen Rand und in den Mund des kreischenden Zwerges, fuhr krachend zwischen seinen Zähnen hindurch und am Hinterkopf wieder hinaus und in das Holz des Türpfostens. Der Pauri erstarrte in aufrechter Haltung und zuckte wiederholt, als er starb.

Nachtvogel bog um eine Ecke und arbeitete sich zum nordöstlichen Stadtrand vor. Hinter der nächsten Ecke geriet er in die Bredouille, denn dort standen zwei Riesen und versperren ihm den Weg, Ungetüme, denen ein einzelner Pfeil nichts anhaben konnte und die auch Symphony nicht niederzutrapeln vermocht hätte.

Als Juraviel die geborstene Barrikade erreichte, war niemand mehr dort, denn die wenigen Ungeheuer, die den Ansturm des Hüters und Ponys Blitzschlag überlebt hatten, rannten kopflos durch die Straßen von Caer Tinella und versuchten Symphony einzuholen. Mit einem Flügelschlag flatterte der Elf über die Mauer und auf das Dach eines angrenzenden Gebäudes. Auf der anderen Seite stand ein Goblin, hüpfte hin und her und versuchte, seine Kameraden in die Richtung des vorbeijagenden Reiters zu dirigieren.

Mit dem Bogen in der Hand schlich sich Juraviel bis auf fünf Schritt heran und ließ sich auf ein Knie nieder, um besser anlegen zu können. Der Pfeil traf den Goblin am Hinterkopf

und stieß ihn über die Dachkante, so daß er hart auf der Straße aufschlug und sofort tot war.

Ein Geräusch hinter ihm ließ den Elfen mit einem neuen Pfeil im Anschlag herumwirbeln. Doch zum Glück hatte er diesen noch nicht abgeschossen, denn die Gestalt, die da über die Dachkante kroch, war kein Goblin oder Pauri, sondern ein schwächlicher, behende herumkletternder Mann.

»Was machst du denn hier?« flüsterte der Elf, als Roger sich neben ihn kauerte.

»Das könnte ich dich genauso fragen«, antwortete der junge Mann, und sein Blick fiel auf die lange Reihe der Gefangenen. »Es müssen an die dreißig sein«, sagte er und steuerte sofort die südöstliche Ecke des Daches an.

Juraviel folgte ihm nicht. Je mehr Winkel es gab, aus denen sie die Ungeheuer attackiertem, desto größer würde wahrscheinlich das Durcheinander sein, und das war vielleicht die einzige Chance für den verrückten Nachtvogel, hier noch einmal lebend herauszukommen.

Ein paar Flügelschläge trugen den Elfen lautlos auf einen anderen Dachfirst, weiter nördlich und näher am Stadtkern, und schon sausten seine Pfeile durch die Luft, hier einem Pauri und dort einem Riesen zwischen die Rippen, und das wütende Geschrei und Gezeter lenkte die Aufmerksamkeit der Umstehenden immerhin von seinem Freund ab. Aus allen Richtungen strömten jetzt die Ungeheuer an dem Gebäude zusammen.

Juraviel entschwebte senkrecht ins Dunkel der Nacht und bog sachte ein wenig ab, um schließlich auf einem weiteren Gebäude zu landen. Dann rannte er zum anderen Ende des Daches und streckte einen weiteren Goblin mit einem Pfeil nieder, bevor er wieder weiterflog, und diesmal landete er auf der großen Scheune.

Hinter sich ließ er eine Spur von kreischenden und jaulenden Ungeheuern zurück, die nun nicht mehr dachten, daß der Hüter allein in die Stadt gekommen war.

Die Erde spritzte hoch auf, als er mit dem Pferd eine scharfe Kehrtwendung machte, um rechts an den Riesen vorbeizupreschen. Das Ungetüm, das ihm am nächsten stand, schwang seinen Knüppel, doch Nachtvogel war schneller und trieb sein Schwert direkt unter dem Ellbogen in dessen erhobenen Arm.

Der Riese brüllte vor Schmerz und mußte den Angriff aufgeben, so daß sich der Reiter schon außer Gefahr glaubte.

Da aber versperrte ihm ein anderer Riese den Weg, und weil sich die Straße verengte, saß der Hüter in der Falle. In Windeseile vertauschte er das Schwert mit dem Bogen und legte an.

Er wußte, daß er genau zielen mußte, denn er hatte nur einen Schuß.

Der Pfeil traf das Ungetüm aus kaum fünfzehn Fuß Entfernung mitten ins Auge. Es jaulte auf, schrie und kreischte, griff sich mit den Händen ins Gesicht und drehte sich wie verrückt um sich selbst.

»Lauf!« rief der Hüter seinem Pferd zu, und schon blitzte das Schwert wieder auf. Dann stemmte er die Beine fest gegen den Leib des mächtigen Hengstes, und Symphony verstand seine Absicht und seine verzweifelte Lage, fügte sich ihm bereitwillig und rannte unbeirrt gegen den Riesen an.

Im selben Moment führte der Hüter einen kräftigen Seitenhieb gegen den Hals des taumelnden Riesen. Das Scheusal ging zu Boden, und Symphony, benommen von dem Aufprall, hielt mühsam das Gleichgewicht, während Nachtvogel alle Mühe hatte, das Pferd zu wenden, weil zwei neue Ungeheuer auftauchten.

»Den da nicht«, sagte er zu dem Hengst, und dann rammte er sein Schwert in den Boden und griff nach dem Bogen, wobei er mit einer Rolle vom Rücken des Pferdes glitt und einen Pfeil anlegte, den er abschöß, als er wieder auf den Füßen landete. Das Geschoß fuhr dem einen Riesen tief in die Schulter, was das Ungetüm jedoch kaum zu bemerken schien.

Der Hüter dachte an die armen Gefangenen am anderen Ende der Stadt, die von den Pauris bei lebendigem Leibe verbrannt wurden, und diese Vorstellung schürte seine Wut und seine Kraft. Er streckte die Hand aus, und das magische Schwert, das seinen stummen Ruf vernahm, flog ihm entgegen und glühte von innen heraus vor lauter Kraft. Der Nachtvogel aber stürzte vorwärts, zu sehr auf sein nächstes Ziel konzentriert, um dieses Schauspiel überhaupt wahrzunehmen.

Sein Angriff kam so überraschend für die Riesen, daß der Hüter blitzschnell unter dem zum Schlag ausholenden Arm eines Ungeheuers hindurchschlüpfen und der Bestie mit dem Schwert die Kniescheibe zertrümmern konnte. Als sein Gegner instinktiv das Bein an hob und nach der Wunde griff, rannte er flink unter dem riesigen Stiefel entlang und verschwand hinter dem anderen Bein, außer Reichweite des zweiten Riesen, der jetzt dem ersten zu Hilfe kommen wollte.

Nachtvogel vollführte eine Drehung und schlug zweimal in die Gesäßbacken des Riesen. Das Ungeheuer fuhr herum und fuchtelte wie wild mit den Armen durch die Luft, in einer Hand die Keule, während es sich mit der anderen abwechselnd die Schulter, das Knie und das Hinterteil hielt.

Die Keule konnte dem behenden Kämpfer jedoch nichts anhaben. Er duckte sich und ließ sie über seinen Kopf hinwegsausen und schoß dann plötzlich in die Höhe, um der Bestie sein Schwert ins Handgelenk zu bohren.

Der Kolob jaulte auf und ließ die Keule fallen.

Doch durch diese Bewegung war Nachtvogel in die Reichweite des zweiten Riesen geraten, und so konnte er nicht verhindern, daß ihn dessen Keule an der Schulter streifte und in die Luft wirbelte, wo er sich mehrmals überschlug, bis er schließlich kopfüber wieder unsanft am Boden landete.

Er rappelte sich wieder auf und musterte seinen Gegner. Das war mit Sicherheit der häßlichste Riese, den er je zu Gesicht bekommen hatte. Eine Lippe war aufgerissen, und auf der Stirn des Unholds prangte eine gräßliche Tätowierung von einem Goblin, der in zwei Stücke gerissen war. Das eine Ohr fehlte, und das andere zierte ein großer goldener Ohrring.

Mit boshafem Grinsen sah er seinen durchlöcherten Kumpan an und nickte, als dieser erkennen ließ, daß er immer noch kampfbereit war. Dann stapfte das scheußliche Ungetüm auf den Hüter zu.

Gleich zwei Riesen – das war selbst für einen Elfen-Zögling zuviel.

Aber wenigstens waren es nur noch zwei, dachte der Nachtvogel und warf Symphony einen Blick zu. Der am Boden liegende Riese versuchte aufzustehen, doch das Pferd bäumte sich ununterbrochen über seinem Kopf auf und schlug mit den Vorderhufen aus.

Der Riese, der auf einem Auge blind war, fuchtelte krampfhaft mit den Armen, dann, als Symphony eine Drehung machte, versuchte er noch einmal, auf die Beine zu kommen.

Doch das Pferd nahm nur Anlauf für den nächsten Tritt, und der Riese hatte sich noch nicht einmal zur Hälfte aufgerappelt, als ihn die Vorderhufe mit voller Wucht im Gesicht trafen und ihn niederstreckten.

Dann bäumte sich der Hengst wieder über dem Kopf des Riesen auf und trommelte unaufhörlich darauf herum.

Nachtvogel, der davon nichts mehr mitbekam, hatte alle Mühe, dem plötzlichen Hagel von Schlägen zu entrinnen, mit

dem der andere Riese jetzt auf ihn losging, so daß die Erde bei jedem neuen Aufprall bebte.

Der zweite Riese packte seine Keule, schien es jedoch nicht eilig zu haben, seinem Kumpan zu Hilfe zu kommen.

Nachtvogel aber hörte, wie sie jetzt von allen Seiten näher kamen, und wußte, daß die Zeit knapp wurde.

In der Zwischenzeit war auch Pony nicht untätig gewesen. Nachdem sie mit ihrem Blitzschlag die Barrikade erschüttert und für Eibryan und Juraviel – und, ohne es zu ahnen, auch für Roger Flinkfinger – den Weg geebnet hatte, war sie den Hang hinab und in nördliche Richtung gelaufen. Sie wollte den Weg des Hüters im Innern der Stadt nachvollziehen, indem sie dem Geschrei der Ungeheuer und dem silberhellen Klang des Schwertes folgte, und sie war sicher, daß ihr Liebster sich am Nordrand entlang bewegte.

Unterwegs ging sie immer wieder in Deckung und blickte zurück auf die Stadt in der Hoffnung, etwas zu erkennen. Sie sah die Köpfe zweier Riesen und beobachtete, wie der eine plötzlich schwankte und vor Schmerz aufschrie, und sie wußte, daß Nachtvogel die beiden aufs Korn genommen hatte. Als ein dritter auftauchte, der mit Kopf und Schultern die niedrigeren Gebäude turmhoch überragte, da war ihr klar, daß sich Eibryan ernsthaft in Gefahr befand.

Pony tastete ihren Beutel nach einem Stein ab, der hier Abhilfe schaffen konnte. Der Rubin nützte ihr nichts, denn sie hatte keine Zeit mehr, bis zu Eibryan vorzudringen. Mit dem Graphit konnte sie einen Blitzstrahl über die Dächer hinschicken, aber sie hegte die Befürchtung, daß dieser auch ihren Liebsten treffen könnte, besonders wenn er gerade im Gewühl steckte.

»Der Malachit«, beschloß sie und griff nach dem grün gestreiften Stein. Sie würde eines der Ungeheuer hoch in die Luft heben und damit die Chancen etwas gerechter verteilen.

Als sie den Stein jedoch hervorholen wollte, fiel ihr Blick auf einen anderen, den Magnetstein, und sie hielt es für klüger, diesen zu benutzen.

Sie streckte die Hand aus und faßte ihr Ziel ins Auge, indem sie mit Hilfe des Steins ein Bild von ihrem Inneren entstehen ließ. Dann suchte sie nach einem metallenen Gegenstand, auf den sie ihr Geschoß richten konnte. Doch es schien keinen zu geben. Die Riesen trugen keine Rüstungen, und als Waffen schwingen sie nur hölzerne Keulen!

Pony stieß eine Verwünschung aus und sah genauer hin, aber sie konnte nichts entdecken. Schon wollte sie wieder zu dem Malachit greifen – und ihr Herz machte einen Luftsprung, als sie einen weiteren Riesen zu Boden gehen sah –, da verspürte sie plötzlich einen leichten Zug, der vom Kopf des letzten Ungetüms herrührte, irgendwo aus der Gegend, wo sein Ohr war.

Nachtvogel sprang zur Seite, um dem nächsten Schlag von oben auszuweichen. Sein Schwert blitzte auf und schnellte nach vorn, doch der Riese hatte sich bereits umgedreht und seinen mächtigen Körper außer Reichweite gebracht.

Der Kerl ist wirklich gut, dachte der Hüter und stellte mit einem nervösen Seitenblick fest, daß ihn der andere Riese beobachtete.

Dann lieferte er sich mit dem häßlichen Ungeheuer eine neue Runde, die wieder keine Entscheidung brachte, obwohl Nachtvogel diesmal einen kleinen Treffer landen konnte. Wieder brüllte der Riese nur – allerdings nicht vor Schmerz, sondern vor Lachen –, und das schien seinen Kumpan erst richtig anzufeuern.

»Jetzt hab ich dich!« bellte das Scheusal, doch die Worte blieben ihm im Halse stecken, als sein Kopf plötzlich zur Seite

knickte. Noch einmal richtete er ihn auf, doch seine Augen blickten starr durch seinen Angreifer hindurch, dann fiel er kerzengerade mit dem Gesicht voran zu Boden.

Nachtvogel bemerkte, daß der Ohrring des Riesen nicht mehr da war. Nein, er hatte ihn nicht verloren, irgend etwas hatte das Metallstück durch seinen Schädel hindurch mitten ins Gehirn getrieben.

Ohne eine Sekunde zu zögern, fuhr der Hüter zu dem letzten Riesen herum und brach in ohrenbetäubendes Siegesgebrüll aus, so daß dieser vor Schreck beinahe über seine eigenen Beine fiel und im Davonlaufen einen Pauri unter sich begrub, der gerade um die Ecke kam.

Eibryan wußte genau, wem er den mysteriösen Eingriff zu verdanken hatte, und er dachte voller Zärtlichkeit an Pony; dann spaltete er mit seinem Schwert den Schädel des toten Riesen in zwei Hälften und nahm den Magnetit an sich.

»Symphony!« rief er und rannte los, um sich seinen Bogen zu holen.

Das Pferd wieherte und wirbelte herum. Dann versetzte es dem am Boden liegenden Riesen noch einen ordentlichen Tritt, bevor es in scharfem Galopp auf Nachtvogel zulief. Der Hüter schwang sich in den Sattel, schob das Schwert unter seinen Oberschenkel und legte gleichzeitig den Bogen an.

Er schoß auf einen Pauri, den der Riese niedergetrampelt hatte bei dem Versuch, sein Gleichgewicht wiederzugewinnen, überrannte obendrein den Zwerg mit Symphony, bevor er sich den Weg ins Freie bahnte, in eine neue Gasse einbog und die ganze Jagd wieder von vorn anfang.

Ganz anders als der Hüter gab sich Roger Flinkfinger alle Mühe, keine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Der behende kleine Räuber arbeitete sich vorsichtig von einem Dach zum

andern vorwärts, da, wo die Häuser nah genug beieinanderstanden, oder an den Wänden hinauf und hinunter, wo das nicht der Fall war. Zweimal stieß er versehentlich fast mit einem Feind zusammen, doch er bewegte sich jedesmal so leise und verschwand wieder lautlos wie ein Schatten, daß der andere, abgelenkt vom Getöse des vorbeigaloppierenden Hüters, ihn nicht bemerkte.

Der Feuerschein des Scheiterhaufens zeigte Roger unfehlbar den Weg durch Caer Tinella, bis er schließlich auf einem Dach kaum zwanzig Fuß von den zerlumpten Gefangenen entfernt hockte, dreißig Mann, die, an den Füßen aneinandergekettet, in tiefer Verzweiflung am Boden saßen. Um sie herum standen viele Ungeheuer, und besonders zwei von ihnen fielen Roger sofort auf, ein hünenhafter Riese, der größte, den Roger je gesehen hatte, und der aufgeregt herumspringende Kos-kosio Begul.

»Jetzt sind wir alle erledigt!« jammerte der Pauri. »Der Nachtvogel ist gekommen, und die ganze Welt geht unter!«

Der Riese schüttelte seinen gewaltigen Kopf und forderte den Pauri auf, Ruhe zu geben. »Du wolltest ihn doch unbedingt herlocken!«

»Was weißt denn du!« fuhr ihn der Pauri an. »Du warst ja nicht mittendrin, als er uns da unten im Tal fertiggemacht hat.«

»Ich wünschte, das hätte er«, sagte der Riese trocken. Das gab Roger zu denken. Ein Riese mit Köpfchen? Bei dem bloßen Gedanken lief es ihm kalt den Rücken hinunter, denn bei diesen Ungetümen lag die einzige Schwäche nur allzuoft zwischen ihren Ohren.

Achselzuckend kletterte der junge Mann im Schatten des Hauses an der Rückwand hinunter, schlich sich auf Zehenspitzen um die Ecke und ließ sich unbemerkt zwischen zwei verblüfften Gefangenen nieder. Sie verhielten sich

mucksmäuschenstill, und schon machte sich Roger mit dem Häkchen in der Hand ans Werk.

»Erledigt, sag ich!« jammerte der Pauri erneut. »Alle beide sind wir erledigt!«

»Zur Hälfte hast du recht«, sagte der Riese ungerührt. Dann hob Maiyer Dek Kos-kosio mit einem Ruck in die Höhe und warf den um sich schlagenden Pauri auf den brennenden Scheiterhaufen. Jammernd versuchte der Zwerg, aus dem Feuer herauszukriechen, aber die Flammen erfaßten seine Kleider und verschlangen ihn mit Haut und Haaren, und nicht einmal die magischen Armschienen, die er dem gefallenen Ulg Tik'narn abgenommen hatte, konnten ihn vor einem gräßlichen Tod bewahren.

Jetzt brach ein Tumult unter den Ungeheuern aus; die einen verlangten lautstark nach der Hinrichtung der Gefangenen, andere – alles Pauris – schrien nach einem Aufstand gegen den Riesen.

Und mitten in dem ganzen Getöse tat Roger Flinkfinger heimlich, still und leise seine Arbeit, glitt von einem zum andern, öffnete die Fußfesseln und sagte den Männern, sie sollten sich ruhig verhalten, bis er alle befreit hätte.

»Alle mal herhören!« brüllte Maiyer Dek, und im Umkreis von hundert Metern konnte niemand die dröhnende Stimme überhören. »Das ist doch nur ein armseliges Bürschchen von einem Menschen. Hundert Goldstücke und zehn Gefangene für den, der mir Nachtvogels Kopf bringt!«

Das brachte die Ungeheuer auf die Beine, sie schrien und sprangen aufgeregt herum, und viele von ihnen rannten sofort los, um sich auf die Suche zu machen.

Nur für den Bruchteil einer Sekunde stellte sich Roger vor, was wäre, wenn sie Eibryan erwischen und umbringen würden, doch dann schämte er sich sofort, daß er so etwas überhaupt denken konnte, und war dem Hüter im stillen dankbar, daß er

hier noch einmal für die nötige Ablenkung sorgte, damit Roger seine Arbeit zu Ende führen konnte. Und während er die nächste Fessel öffnete, betete Roger Flinkfinger wortlos, daß Eibryan sich bald in Sicherheit bringen würde.

»Ich bin bei dir, Nachtvogel!« Mit Erleichterung vernahm der Hüter die vertraute Stimme, als er an einem Gebäude vorbeiritt, die Ungeheuer dicht hinter ihm. Dann hörte er Flügelflattern und das Schwirren eines Elfenbogens, und im nächsten Augenblick saß Belli'mar Juraviel auch schon hinter ihm auf dem Pferd, den Bogen gezückt.

»Du nimmst die vor uns, ich gebe dir Deckung zur Seite und nach hinten«, erbot sich der Elf und feuerte gleich einen Pfeil ab. Der Schuß traf ins Schwarze und bohrte sich einem Riesen mitten ins Gesicht, doch der Koloß brüllte nur und wischte den Pfeil mit einer Handbewegung weg. »Allerdings fürchte ich, daß mir die Pfeile ausgehen werden, bevor ich einen einzigen Riesen erledigt habe«, fügte Juraviel hinzu.

Das machte jedoch nicht viel aus, denn keines der Ungeheuer kam noch dazu, den in rasendem Galopp dahinsprengenden Hengst einzuholen. Mit gesenktem Kopf und heftig schnaubend ließ er die Erde um sich herum aufspritzen, und der Hüter, durch den Türkis mit seinem Pferd verbunden, brauchte nicht einmal seine Hände, um es zu dirigieren. Die Ungeheuer, die ihm in die Quere kamen, machten Bekanntschaft mit seinem zielsicheren Bogen und der Schlagkraft von Symphonys Hufen, und der Rest flüchtete in die Gasse, die an der Westseite der Stadt an den Barrikaden entlangführte.

Symphony bremste unvermittelt ab, und der Hüter gab ihm voll und ganz recht.

»Wir kommen nicht an sie heran«, sagte Juraviel mit einem Blick zu dem Scheiterhaufen und den Dutzenden von Ungeheuern, die vor ihnen auf dem Weg herumwimmelten.

Nachtvogel knurrte und wollte dem Pferd die Sporen geben.

»Nein!« schimpfte Juraviel. »Bis jetzt hast du es großartig gemacht, aber noch weiterzugehen, wäre der reine Wahnsinn. Und worauf könnten diese Männer noch hoffen, wenn sie sehen, wie Nachtvogel vor ihren Augen niedergeschlagen wird? Nichts wie über die Mauer, kann ich nur sagen! Das ist die einzige Möglichkeit!«

Als Eibryan das Spektakel vor ihm sah und hörte, wie die Ungeheuer von allen Seiten näher kamen, konnte er dem nicht widersprechen, und so zog er die Zügel straff an und lenkte das Pferd in Richtung Westen, auf die Barrikade und das dahinterliegende nächtliche Land zu.

Dort draußen in der Dunkelheit, nur ein paar Fuß von der Mauer entfernt, stand Pony wie angewurzelt da und versuchte verzweifelt herauszufinden, was sie tun konnte. Sie wußte nicht genau, wo Eibryan war, und obgleich sie ziemlich sicher war, daß er diese Seite der Stadt angesteuert hatte, fehlte ihr die Zeit, es mit dem Quarz oder dem Hämatit genau festzustellen. Einen Angriff ins Blaue hinein aber konnte sie nicht wagen.

Doch was war hiermit?

In ihrer Hand hielt sie einen Diamanten, die Quelle von Licht und Wärme. Pony wußte, daß dieser Stein über ein äußerst sensibles Gleichgewicht verfügte, denn in seinem Innern gab es kein absolutes Hell und Dunkel, vielmehr nur Abstufungen von beidem. Deshalb konnte ein Diamant entweder ein helles Licht oder einen sanften Schimmer hervorbringen. Doch was

würde passieren, fragte sich Pony, wenn sie das Gleichgewicht verlagerte?

»Ein guter Zeitpunkt für Experimente«, murmelte sie sarkastisch, und noch ehe sie den Gedanken zu Ende geführt hatte, war sie schon tief in den Zauber des Steins eingetaucht und sah vor ihrem inneren Auge dieses Gleichgewicht als runde Scheibe, die auf der Spitze einer Stricknadel saß. Wenn sie den einen Rand dieser Scheibe nach oben drehte, würde sie Licht erzeugen.

Doch sie drehte ihn nach unten.

Das lodernde Feuer des Scheiterhaufens wurde schwach, und sämtliche Fackeln flackerten müde, bis sie nur noch so groß wie Stecknadelköpfe aussahen. Zuerst dachte Nachtvogel, eine Windbö müsse über seinen Kopf hinweggefegt sein, obwohl er gar nichts gespürt hatte. Doch das schien ihm nicht ganz einzuleuchten, denn welcher Wind konnte so einfach ein Feuer wie das des Scheiterhaufens ausblasen?

Schließlich war es stockfinster, und Symphony, immer noch auf dem Weg zur westlichen Mauer, war irritiert, denn das Pferd konnte die Mauer, die es überspringen sollte, nicht erkennen.

»Das war Jilseponie mit den Steinen«, sagte Juraviel, obwohl der Elf eigentlich die Befürchtung hegte, die plötzliche Dunkelheit könnte etwas mit dem Dämon zu tun haben. Er war dem Scheusal schon einmal begegnet, kurz nachdem er ein paar Flüchtlinge nach Andur'Blough Inniness in Sicherheit gebracht hatte, und bei dieser Gelegenheit hatte sich der Geflügelte in eine schwarze Wolke gehüllt. Allerdings sah sie etwas anders aus als das hier. Die Finsternis des Dämons legte sich eher auf die Seele als auf die Augen.

»Jetzt sind sie völlig blind«, erwiderte Nachtvogel, der bemerkte, wie die Ungeheuer in Panik durch die Gassen stolperten. Sie konnten nichts mehr sehen, das war ihm klar, weder ihn, noch den Boden unter ihren Füßen oder die Mauer vor ihnen.

»Ich auch«, sagte Juraviel, und das gab dem Hüter zu denken. Er hatte angenommen, daß Pony tatsächlich mit irgendeinem Zauber seine Gegner blind gemacht hatte, doch warum war Juraviel dann ebenfalls davon betroffen und warum konnte er selbst noch sehen?

»Das Katzenauge«, überlegte er, denn er spürte den edelsteinbesetzten Stirnreif auf seinem Kopf. Das mußte es sein; aber wie auch immer, er wollte diese Wendung des Schicksals jedenfalls nicht ungenutzt lassen. Er ließ das Pferd wissen, daß es umkehren und zu den Gefangenen am Feuer gehen sollte, und dann lenkte er den Hengst mit Hilfe des Türkises, wie er es schon so oft getan hatte, und ließ Symphony durch seine Augen sehen.

»Halt dich gut fest!« sagte Eibryan zu dem Elfen, und Juraviel befolgte diesen Rat bereitwillig, da er mit seinem Bogen nichts mehr ausrichten konnte.

Nachtvogel hatte alle Mühe, den am Boden herumkriechenden Goblins und Pauris auszuweichen und einen großen Bogen um die beiden Riesen zu machen, die sich hilflos an einem Gebäude entlangasteten. Plötzlich und ohne Vorwarnung verließen sie den ins magische Dunkel getauchten Bereich und standen unmittelbar vor dem Scheiterhaufen. Der größte Teil der feindlichen Ungeheuer befand sich hinter ihnen, doch der hünenhafte Maiyer Dek stand in der Nähe des Feuers und schwenkte in der einen Hand mühelos ein riesiges Schwert.

Nachtvogel sah an ihm vorbei und entdeckte unter den Gefangenen Roger, der wie besessen ein paar Fußfesseln bearbeitete.

»Darauf habe ich lange gewartet«, sagte der Riese ruhig.

»Ich auch«, antwortete der Hüter grimmig und mußte all seinen Mut aufbringen, um den Blicken des anderen und aller Umstehenden standzuhalten.

»Und ich auch!« rief jemand von hinten, und Juraviel lehnte sich zur Seite, um einen Pfeil auf Maiyer Deks Gesicht abzuschießen.

Der Riese zuckte zusammen, doch das hätte er eigentlich gar nicht zu tun brauchen, denn obwohl Juraviel gut gezielt hatte, machte der Pfeil noch im letzten Moment einen Knick und flog an ihm vorbei.

»Unmöglich!« meinte der Elf.

Nachtvogel seufzte leise. Er hatte das schon einmal gesehen. Als er in den Wäldern gegen Ulg Tik'narn gekämpft hatte, waren seine Pfeile und Schwerthiebe aus irgendeinem unerfindlichen Grund stets an dem Pauri vorbeigegangen.

Offenbar war Maiyer Dek ebenso gewappnet. Und Nachtvogel hatte keinen Zweifel, auch wenn der Riese splitterfasernackt und mit bloßen Händen dagestanden hätte, wäre er immer noch gefährlich genug gewesen.

»Komm schon, Nachtvogel!« brüllte der Koloß jetzt; dann warf er den Kopf in den Nacken und lachte schallend.

Doch das Lachen verging ihm unvermittelt bei dem ausbrechenden Geschrei seiner Kumpane, als sämtliche übriggebliebenen Gefangenen mit Roger zusammen aufsprangen und sich zerstreuten, wobei der eine oder andere kurz innehielt, um ein paar Gegnern ihre Waffen abzuknöpfen, andere indes rannten einfach los oder kletterten auf die nächstbeste Barrikade.

»Was ist denn das für ein fauler Trick?« brüllte das Ungetüm und sah sich verblüfft um. »Vergeßt sie alle – außer dem da! Das ist der Nachtvogel, und ich will seinen Kopf!«

Der Hüter gab seinem Pferd die Sporen, doch er ritt nicht auf Maiyer Dek los, denn das hielt er zu diesem Zeitpunkt nicht für klug, sondern umkreiste das Gelände, trampelte etliche der Ungeheuer nieder und schlug mit seinem Schwert um sich, während Juraviel von neuem seinen Bogen zum Einsatz brachte. Es galt jetzt, ein ordentliches Durcheinander anzurichten, und das gelang den beiden Reitern auf ihrem prächtigen Hengst vortrefflich.

Nachtvogel zuckte zusammen, als er sah, wie einer der Männer unter einem Pauri-Hammer zusammenbrach und ein anderer von der Keule eines Riesen niedergeschmettert wurde. Doch viele andere konnten entkommen, über die Mauer klettern und im Schutz des Waldes untertauchen. Oben auf der Mauer, genau hinter dem Scheiterhaufen, entdeckte Nachtvogel Roger. Der Mann lachte und winkte ihm zu, dann war er verschwunden.

Weiter hinten in der Gasse ging der Dunkelheitszauber allmählich zurück. Nachtvogel riß Symphony herum und jagte in diese Richtung, so daß die Ungeheuer um ihn herum verdattert auseinanderstoben. Dann machte er eine scharfe Kehrtwendung in Richtung Osten, zurück ins Herz der Stadt, um die Aufmerksamkeit von den flüchtenden Gefangenen abzulenken.

Sie machten eine Runde nach der anderen, und stets schien Symphony den Verfolgern – den wütenden Maiyer Dek inbegriffen – um eine Nasenlänge voraus zu sein. Schließlich stimmte Juraviel ein Spottlied an und krönte jeden Vers mit einem gutgezielten Bogenschuß.

Nach ein paar Minuten begann Symphony zu keuchen, und der Kreis der Ungeheuer schloß sich immer enger um sie. Da

war der Hüter klug genug einzusehen, daß das Spiel vorbei war. Er lenkte das Pferd zur nächstbesten Barrikade an der östlichen Mauer, und mit einem Sprung waren sie in der Nacht untergetaucht. Er wollte zuerst nach Südosten und dann wieder zurück zum Flüchtlingslager und vertraute darauf, daß Roger und Pony sich um die Flüchtlinge kümmerten.

Doch er änderte seine Absicht, als er die riesige Gestalt von Maiyer Dek über die südliche Mauer stapfen und in Richtung Wald laufen sah.

Vielleicht kam er ja doch noch zu seinem Kampf mit dem Riesen.

»Wir müssen sie im Ungewissen lassen«, überlegte Juraviel und erhob sich von Symphonys Rücken, um zu einem nahe gelegenen Zweig zu fliegen.

»Führ sie weiter an der Nase herum«, erwiderte Nachtvogel. »Ich habe im Süden etwas Dringendes zu erledigen.«

»Der Riese?« fragte Juraviel ungläubig. »Er ist von einem Zauber umgeben!«

»Ich kenne diesen Zauber«, antwortete Nachtvogel. »Und ich weiß, wie man ihm begegnet. Wenn er unbedingt einen Kampf mit mir will, kann er ihn haben!«

Juraviel widersprach nicht, als der Hüter seinem Pferd die Sporen gab.

Die Verfolger bestanden aus einer wilden Horde durcheinanderwuselnder Ungeheuer, die immer wieder im Kreis herumliefen. Viele von ihnen gaben die Sache schnell auf, nachdem sie nicht mehr genau wußten, wen sie eigentlich jagen sollten, und weil sie nicht allein da draußen dem Nachtvogel gegenüberstehen wollten.

Maiyer Dek machte jedoch nicht kehrt, sondern stürmte vorwärts und brüllte dabei ununterbrochen, der Hüter solle herauskommen und ihm offen gegenübertreten.

Dieser folgte dem Rufen und konnte den Riesen so mühelos ausmachen. Er war hochofren, als er feststellte, daß von den anderen Monstern keine Spur zu sehen war, weil der Anführer in blinder Wut allein losgestürmt war. Er fragte sich, ob er nicht zuerst Pony ausfindig machen sollte. »Der Sonnenstein«, murmelte er, denn ihm fiel ein, wie Avelyn den magischen Schutzschild von Kos-kosio Begul durchbrochen hatte, und auch, daß sie keinen solchen Stein von Avelyn erhalten hatten, sondern der Sonnenstein beim Zusammenbruch des Aida-Bergs verlorengegangen war.

Eibryan betrachtete die Edelsteine, mit denen der Knauf seines Schwertes verziert war, und dachte, daß es sich hierbei mit Sicherheit um eine magische Zusammenstellung verschiedener Sorten handelte, unter ihnen auch ein Sonnenstein.

Weiter vorn tauchte jetzt der Riese auf, brach durch die letzte Reihe von Gestrüpp und Kiefern und trat auf eine Wiese hinaus.

»Hilf mir, Sturmwind«, flüsterte der Hüter und trieb sein Pferd an. Als der Riese das Feld zur Hälfte überquert hatte, kam Eibryan am anderen Ende zwischen den Bäumen hervor.

Maiyer Dek blieb wie angewurzelt stehen, erstaunt, daß der Mann es wagte, ihm so offen gegenüberzutreten.

»Du bist mir bis hierher hinterhergelaufen«, erklärte der Hüter ruhig. »Und jetzt hast du mich gefunden. Laß uns die Sache also erledigen.«

»Dich erledigen!« donnerte das Ungetüm, während es argwöhnisch um sich blickte.

»Ich bin allein«, sagte der Hüter. »Jedenfalls soviel ich weiß. Du wolltest mir folgen, aber in Wirklichkeit bin ich dir gefolgt.« Dann gab er dem Pferd die telepathische Anweisung, zu ihm zu kommen, falls der Sonnenstein seine Wirkung verfehlte, und ließ sich aus dem Sattel gleiten. Mit dem

Schwert in der Hand ging er langsam und mit festem Schritt auf den Riesen zu.

Bei jedem Schritt verzog sich Maiyer Deks Mund zu einem breiteren Grinsen. Der Riese hatte allen Grund zu der Annahme, daß es später in der Stadt noch Ärger geben würde. Schließlich hatte er den Pauri-Anführer ins Feuer geworfen. Aber wenn er mit Nachtvogels Kopf einmarschierte, würden sicher alle, Riesen, Goblins und selbst die verbohrten Pauris, vor ihm katzbuckeln. Und nach Maiyer Deks Vorstellung konnte er einfach nicht verlieren, denn er trug die Armschienen, das Geschenk des Geflügelten, und ihren Zauber konnte keine Waffe durchdringen.

Und so war er vollkommen verblüfft, als der andere auf den letzten fünfzehn Fuß in gleichmäßige Sprünge verfiel und ihm dann mit einem schnellen Ausfallschritt das glühende Schwert tief durch Kleider und Ledergurt hindurch in den Bauch stieß.

Nachtvogel zog die Klinge wieder heraus und schlug dem Riesen in die Knie Scheibe. Als dieser daraufhin das Bein abspreizte, schoß der Hüter mit einer Rolle mitten zwischen den stämmigen Gliedmaßen hindurch, kurz bevor Maiyer Deks riesiges Schwert hinter ihm niedersauste.

Mit einer halben Drehung kam er wieder auf die Beine und sprang erneut auf den Riesen zu, als dieser sich langsam umdrehte, und landete einen neuen Treffer in dessen Kniekehle. Dann rannte er wieder um den Koloß herum, drehte sich und stellte sich ihm gegenüber.

Der Riese war sichtlich verwirrt und hielt sich mit einer Hand die herausquellenden Eingeweide.

»Du hast wohl gedacht, deine Dämonenrüstung würde dich unverwundbar machen«, sagte der Hüter. »Und nun hat sich Bestesbulzibars Geschenk gegen dich gewendet, Maiyer Dek, denn meine Zauberkraft, die Zauberkraft des guten Gottes, ist viel stärker!«

Der Riese brüllte und rannte auf ihn zu.

Nachtvogel machte mit dem Schwert in der Hand einen Satz vorwärts, als wollte er den Angriff abwehren. Er konnte jedoch nicht hoffen, der rohen Kraft des Riesenschwerts standhalten zu können, und so sprang er im letzten Moment zur Seite und schlüpfte dann hinter dem niedersausenden Schwert hindurch, um dem Scheusal noch einmal sein Schwert in den Unterleib zu bohren.

Mayer Dek konnte den Angriff mit seinem breiten Schwertknauf teilweise abwehren, und dann streckte er mit einer fließenden Bewegung den Schwertarm weit aus und streifte Nachtvogel gerade noch an der bereits verletzten Schulter, so daß dieser zu Boden stürzte.

Der Hüter kam in vollkommener Körperbeherrschung sofort wieder auf die Beine, doch seine rechte Schulter schmerzte von dem harten Schlag, und Mayer Dek, der einen leichten Vorteil witterte, war sofort wieder zur Stelle – und diesmal mit gezücktem Schwert und nicht wild herumfuchteln wie zuvor.

Er holte gemächlich zum ersten Schlag aus, um die Abwehr des Hüters auf die Probe zu stellen. Sturmwind prallte hart gegen die riesige Klinge, einmal und dann noch einmal.

»Du fuhrwerkst ja ganz schön wild herum mit deinem Zahnstocher«, meinte der Riese.

»Wenn er nicht gerade in deinem Wams steckt«, erwiderte der Hüter.

Erwartungsgemäß stürzte sich Mayer Dek wütend auf ihn und ließ sein Schwert in der richtigen Höhe durch die Luft sausen, um dem Hüter den Kopf von den Schultern zu schlagen.

Doch Nachtvogel duckte sich schnell, dann sprang er wieder auf und ließ Sturmwind hin und her sausen, rechts, links, rechts, und dann zweimal gerade nach vorn, und beim dritten Mal stieß er die Klinge erneut in den Unterleib des Riesen.

Dann ließ er sich schnell wieder fallen, denn der Unhold erneuerte seinen Streich mit der Rückhand – diesmal so niedrig, daß Nachtvogel sich flach auf den Boden legen mußte.

Maiyer Dek stürmte vorwärts und trat mit seinem Stiefel nach ihm, doch der Hüter machte eine Rolle vorwärts und dann noch eine, während der Riese weiter versuchte, ihn zu zertrampeln. Nach der dritten Rolle zog er ein Bein unter sich, und als Maiyer Dek das nächste Mal seinen Fuß hob, schnellte Nachtvogel in die Höhe, stemmte das Schwert mit beiden Händen gegen seinen Brustkorb und rammte es dem Riesen mit voller Wucht von unten in die Fußsohle.

Die Klinge fuhr durch das Leder hindurch wie durch Papier und weiter durch Fleisch und Knochen. Maiyer Dek versuchte den Fuß wegzuziehen, doch der Hüter ließ nicht locker.

Die Erde bebte, als der Riese rückwärts umfiel und unter gewaltigem Getöse auf dem Boden aufschlug. Als er spürte, wie sein Gegner mit einem Satz auf seinen Oberschenkel hüpfte und an seinem Körper hinauflief, versuchte er, mit der freien Hand nach ihm zu greifen, doch sogleich hackte Sturmwind ihm einen Finger am Knöchel ab und schlitzte die anderen auf.

Nun sprang Nachtvogel dem Riesen auf den mächtigen Brustkorb und landete mit einem Satz genau auf der Schulter des Ungetüms, von wo aus er das Schwert mit aller Kraft seitlich in Maiyer Deks Hals stieß. Dann vollführte er eine Rolle rückwärts, sprang wieder auf die Füße und rannte auf dem ausgestreckt daliegenden Riesen entlang, dicht an dem gewaltigen Schwert vorbei, als Maiyer Dek versuchte, wieder auf die Beine zu kommen.

Bis der Riese sich schwankend aufgerappelt hatte, war Nachtvogel schon zwanzig Fuß weit entfernt. Er sah, wie das Blut seitlich am Hals des Riesen herunterlief, und wußte, daß der Ausgang der Sache klar war.

»Na warte, das zahl ich dir heim, du kleine Ratte!« giftete Maiyer Dek. »Ich spalte dir den Schädel! Ich werde dir – « Der Riese verstummte und griff sich mit der zerfetzten Hand an den Hals, dann hielt er sie sich vors Gesicht und starrte ungläubig auf den großen Blutfleck. Verständnislos sah er dem Hüter hinterher, der jetzt, das Schwert in der Scheide, auf sein Pferd stieg.

»Du bist erledigt, Maiyer Dek«, rief Nachtvogel ihm zu. »Und das einzige, was dich jetzt noch retten könnte, wäre die Zauberkraft des guten Gottes, aber ich fürchte, Er kennt wenig Erbarmen mit einem elenden Sünder wie dir.«

Dann wendete er sein Pferd und ritt davon.

Maiyer Dek machte Anstalten, ihm zu folgen, doch dann stutzte er plötzlich und griff sich noch einmal an den Hals, und als er endlich begriff, was los war, preßte er seine Hand fest auf die Wunde und versuchte, das heraussprudelnde Blut einzudämmen, während er auf Caer Tinella zurannte. Noch bevor er das Feld hinter sich gelassen hatte, spürte er, wie die Kälte an seinem Körper hinaufkroch, spürte den Hauch des Todes und die Dunkelheit, die sich auf ihn herabsenkte.

14. Vergebene Liebesmüh

»A-a-aber, nichts für ungut, Hochwürden«, stammelte die Frau. »Weiß gar nicht, was Ihr von der alten Pettibwa wollt.«

Vater Markwart musterte die alte Frau argwöhnisch. Ihm war klar, daß sie nicht so einfältig war, wie sie sich jetzt anstellte. Doch das war kein Wunder, denn sie war sichtlich verängstigt, nachdem man sie, ihren Mann Graevis und ihren Sohn Grady bei Nacht und Nebel aus dem »Fröhlichen Zecher«, ihrem kleinen Wirtshaus im ärmeren Bezirk von Palmaris, abgeführt hatte.

Der Abt nahm sich vor, mit Bruder Youseff und Bruder Dandelion über deren Vorgehensweise zu reden. Anstatt mit sanfter Gewalt hatten sie die drei brutal und unter massiven Drohungen in Gewahrsam genommen, und nun würde es ihn doppelt soviel Mühe kosten, etwas aus ihnen herauszubekommen. Ja, ohne sein persönliches Eingreifen hätten seine rabiaten Lakaien die Gefangenen womöglich ernstlich verletzt oder Grady sogar umgebracht.

»Beruhigt Euch doch, liebe Frau Chilichunk!« sagte Markwart mit scheinheiligem Lächeln. »Wir suchen einen von unseren Leuten, und wir haben Grund zu der Annahme, daß er mit Eurer Tochter zusammen ist.«

»Mit ›Cat?‹« fragte die Frau, die plötzlich hellhörig wurde, und Markwart merkte, daß er ins Schwarze getroffen hatte, auch wenn er keine Ahnung hatte, wer diese ›Cat‹ war.

»Eure Tochter«, sagte er noch einmal. »Die Ihr als Waisenkind adoptiert habt.«

»›Cat‹«, sagte Pettibwa noch einmal. »Wir haben sie immer Cat, die Streunerin genannt, wißt Ihr.«

»Diesen Namen kenne ich nicht«, mußte der Abt zugeben.

»Dann Jilly«, sagte die Frau. »Das ist ihr richtiger Name, zum Teil jedenfalls. Ach, ich würde meine Jilly so gern einmal wiedersehen!«

Jilly. Markwart ließ sich den Namen durch den Kopf gehen. *Jilly... Jilseponie... Pony.* Ja, dachte er, das paßt zusammen.

»Wenn Ihr uns helft«, sagte er liebenswürdig, »seht Ihr sie wirklich bald wieder. Wir haben allen Grund anzunehmen, daß sie am Leben und wohlauf ist.«

»Und bei den Kingsmen«, fügte die Frau hinzu.

Markwart verbarg geflissentlich seine Enttäuschung. Wenn Pettibwa und ihre Familie nicht mehr wußten als diese alten Kamellen, dann würden sie ihnen nicht viel nützen.

»Aber ich hab doch dem anderen Priester schon gesagt, ich weiß nicht, wo das Mädels hingekommen ist«, fügte Pettibwa hinzu.

»Dem anderen Priester?« wiederholte Vater Markwart. Sollte Bruder Richter die Frau bereits ins Verhör genommen haben? fragte er sich und hoffte, es wäre so, denn dann mußte Quintall auch von der Verbindung zwischen Avelyn und den Chilichunks erfahren haben. »Ein Mönch, meint Ihr? Einer aus St. Precious vielleicht?«

»Nein. Die meisten von St. Precious kenne ich – meine Jilly ist von Abt Dobrinion persönlich getraut worden, wißt Ihr«, sagte Pettibwa stolz. »Nein, der da hatte eine dunkelbraune Kutte an, so wie Ihr, und er redete wie einer aus den Ostlanden. Aus St. Mere-Abelle seid Ihr, habt Ihr gesagt? Ich schätze, daß er auch von da war.«

Während Markwart noch grübelte, wie er genau feststellen konnte, ob es Quintall gewesen war, wie er vermutete, ohne zuviel zu verraten, plapperte Pettibwa schon munter weiter.

»Oh, und ein großer, dicker, fetter Kerl war das, wenn ich's Euch sag! Ihr müßt sie ja gut füttern da oben in St. Mere-

Abelle, obwohl, Ihr selbst könntet ja wirklich ein bißchen was auf den Rippen vertragen, wenn Ihr mir's nicht übelnehmt.«

Einen Moment lang war der Abt irritiert, denn Bruder Richter hatte kein Gramm zuviel auf seinen gut trainierten Muskeln gehabt. Doch dann begriff er plötzlich, und er konnte seine Erregung kaum verbergen. »Bruder Avelyn?« fragte er atemlos. »War es Bruder Avelyn Desbris aus St. Mere-Abelle, der mit Euch gesprochen hat?«

»Avelyn«, wiederholte Pettibwa und ließ sich den Namen auf der Zunge zergehen. »Jawohl, Herr, das hört sich richtig an. Bruder Avelyn war's, der nach meiner Jilly gefragt hat.«

»War sie denn bei Euch?«

»O nein, damals war sie schon lange beim Heer des Königs«, erklärte Pettibwa. »Aber er hat sie ja auch gar nicht gesucht. Er wollte wissen, wo sie herkam und warum sie bei mir und Graevis wohnte. Ach, das war vielleicht ein netter, lustiger Kerl!«

»Und habt Ihr es ihm erzählt?«

»Aber sicher«, sagte Pettibwa. »Ich werd mich doch nicht mit der Kirche anlegen!«

»Vergeßt das nur nicht«, sagte der Abt trocken. So langsam fügte sich alles zusammen, stellte er fest. Avelyn war dieser Frau, Pony oder Jilly, nach dem Pauri-Überfall außerhalb von Pireth Tulme begegnet und mit ihr durch Palmaris nach Norden gezogen, wo sie dann den Zentauren getroffen hatten. Markwart war überzeugt, daß sie den großen Knall von Berg Aida überlebt hatte und dieser andere geheimnisvolle Knabe, Nachtvogel, den Bradwarden ungewollt beschrieben hatte, ebenfalls und daß die beiden jetzt die Steine hatten.

Sie aufzuspüren war offenbar nicht ganz einfach, aber vielleicht konnte Markwart einen Weg finden, damit Pony und Nachtvogel zu ihm kamen...

»Ich koch Euch ein nahrhaftes Süppchen«, plapperte Pettibwa gerade, als der Abt sich wieder der Unterhaltung zuwandte. Natürlich dachte sie immer an solche Sachen, sagte sich Markwart und betrachtete die pummelige Gestalt.

»Vielleicht bitte ich Euch tatsächlich einmal darum«, erwiderte er. »Aber nicht jetzt.«

»Geht ja auch schlecht«, meinte sie. »Aber kommt doch einfach heute abend bei uns vorbei oder wann immer Ihr wollt, dann werd ich Euch schon richtig satt machen.«

»Ich fürchte, ich kann Euch nicht so bald wieder gehenlassen«, erklärte Markwart und erhob sich von seinem Stuhl hinter Abt Dobrinions riesigem Schreibtisch. Er winkte Bruder Dandelion heran, der etwas abseits an der Wand des großen Zimmers stand.

»Aber – «

»Ihr sagtet doch, daß Ihr Euch nicht mit der Kirche anlegen wollt«, unterbrach Markwart die Frau. »Ich nehme Euch beim Wort, Frau Pettibwa Chilichunk. Unsere Sache ist äußerst wichtig – viel wichtiger als Euer erbärmliches Wirtshaus.«

»Erbärmlich?« wiederholte Pettibwa aufgebracht.

»Bruder Dandelion wird Euch beglei – «

»Das glaube ich aber nicht!« fuhr ihn die Frau an. »Ich habe wahrhaftig nichts gegen die Kirche, ehrwürdiger Vater, aber ich habe Familie und noch allerhand zu tun.«

Der Abt machte sich nicht die Mühe zu antworten. Die Frau fing an, ihm auf die Nerven zu gehen, und er war enttäuscht, daß sie ihm nicht mehr gesagt hatte, als er bereits wußte. Er winkte Dandelion noch einmal, und der Mann trat zu Pettibwa und packte ihren fleischigen Ellbogen.

»Laßt mich sofort los!« schrie sie ihn an und wehrte sich.

Dandelion sah Markwart an, der nur nickte. Dann packte er die Frau erneut. Pettibwa sträubte sich, aber der stämmige Mann hatte einen eisernen Griff.

»Hört zu, Frau Chilichunk«, sagte Vater Markwart mit toderner Stimme und hielt ihr sein runzliges altes Gesicht dicht vor die Nase. »Ihr geht jetzt mit Bruder Dandelion, ganz egal, wie er es anstellt.«

»Und Ihr nennt Euch einen Gottesmann?« schimpfte Pettibwa, aber ihr Zorn hatte schlichter Angst Platz gemacht. Noch einmal versuchte sie, den anderen abzuschütteln; da holte Bruder Dandelion aus und verpaßte ihr einen Schlag vor die Stirn, der sie benommen machte. Dann ergriff er ihre Hand und bog ihre Finger nach hinten.

Wellen von Schmerz durchfuhren die Frau und ließen ihr die Knie weich werden. Bruder Dandelion schob ihr den freien Arm unter die Schulter und hob sie mühelos etwas an, wobei er bei jedem Schritt weiter ihre Finger malträtierte.

Markwart aber kehrte ungerührt an seinen Schreibtisch zurück.

Als die beiden den Raum verlassen hatten, kam Abt Dobrinion herein und machte ein äußerst mißbilligendes Gesicht.

»So geht Ihr also mit meiner Gemeinde um?« fragte er Markwart.

»So verfährt die Kirche mit denjenigen, die nicht kooperieren wollen«, entgegnete der Abt kaltschnäuzig.

»Nicht wollen?« wiederholte Dobrinion zweifelnd. »Oder nicht können? Die Chilichunks sind eine redliche und gottesfürchtige Familie nach allem, was man hört. Wenn sie Euch bei Eurer Untersuchung irgendwie behilflich sein könnten – «

»*Meine* Untersuchung?« brüllte der Abt, sprang auf und schlug mit der Faust auf die Tischplatte. »Ihr glaubt wohl, daß das allein *meine* Untersuchung ist? Begreift Ihr denn nicht die Tragweite dieser Angelegenheit?«

Abt Dobrinion hob beschwichtigend die Hände, während Markwart sich in Rage redete, doch seine Abwiegungsversuche stachelten den Zorn des alten Mannes nur noch weiter an.

»Wir haben den Ketzer Avelyn gefunden«, zischte Markwart. »Jawohl, und zwar tot, wie er es verdient hat, in den Trümmern des Aida-Berges. Vielleicht hat sich sein Verbündeter, der geflügelte Erzfeind, gegen ihn gewendet, oder er hat sich und seine Macht überschätzt. Bescheidenheit war nie seine Stärke.«

Abt Dobrinion verschlug es die Sprache; er fühlte sich einerseits durch diese Mitteilung vor den Kopf gestoßen und andererseits auch durch die blanke Empörung in Markwarts Stimme.

»Und diese Frau«, ereiferte sich dieser weiter und zeigte mit einem knochigen Finger auf die Tür, durch die Pettibwa und Dandelion eben hinausgegangen waren, »und ihre elende Sippe können uns vielleicht verraten, was aus unseren Steinen geworden ist. *Unsere* Steine! Die Gott St. Mere-Abelle geschenkt und der Dieb und Mörder Avelyn Desbris uns gestohlen hat, verflucht sei sein Name! Was für ein Kleinod, Abt Dobrinion! Wenn diese Steine Feinden unserer Kirche in die Hände fallen, dann werden wir den Krieg auf einer höheren Ebene kennenlernen, verlaßt Euch drauf!«

Dobrinion hatte den Verdacht, daß Vater Markwart hier vielleicht etwas übertrieb. Er hatte sich bereits mit Meister Jojonah über die Steine unterhalten, und Jojonah war nicht annähernd so beunruhigt wie Markwart. Doch auch Dobrinion war ein alter Mann, dessen Tage auf dieser Welt gezählt waren, und es war ihm wichtig, etwas Bedeutendes zu hinterlassen. Deshalb lag es ihm so sehr am Herzen, daß Bruder Allabarnet heiliggesprochen würde, solange er noch St. Precious vorstand, und deshalb konnte er Markwarts

dringendes Bedürfnis, die Steine zurückzubekommen, nachempfunden.

Und das hätte er ihm auch gesagt, wenn er nur die Gelegenheit dazu gehabt hätte. Aber Vater Markwart hatte sich in Rage geredet und betete einen Kirchenlehrsatz nach dem anderen herunter, rühmte Meister Siherton, diesen ach so guten Menschen, den Avelyn ermordet hätte, und wetterte, daß die Chilichunks vielleicht der einzige Anhaltspunkt waren, um diese Verräterin und die Edelsteine aufzuspüren.

»Unterschätzt ja nicht meine Entschlossenheit«, beendete Markwart seine Tiraden und fügte in gefährlich leisem Ton hinzu: »Wenn Ihr mich auf irgendeine Weise behindert, werde ich es Euch doppelt und dreifach zurückzahlen.«

Dobrinion verzog fassungslos das Gesicht. Er war es nicht gewöhnt, von seinesgleichen bedroht zu werden.

»Wie Ihr wißt, ist Meister Jojonah schon unterwegs, um die Kanonisierung von Bruder Allabarnet einzuleiten«, sagte Markwart ruhig. »Ich kann ihn jederzeit zurückrufen und die ganze Sache abblasen.«

Dobrinions Muskeln strafften sich, und er baute sich kerzengerade vor Markwart auf. Er fand, daß der alte Abt den Bogen jetzt überspannt hatte. »Ihr seid zwar der Führer des Abellikaner-Ordens«, räumte er ein, »und übt großen Einfluß aus. Aber die Heiligsprechung ist eine übergeordnete Angelegenheit, in der alle Äbte entscheiden – und nicht nur der Abt von St. Mere-Abelle.«

Markwart fing an zu lachen, noch ehe der andere zu Ende gesprochen hatte. »Ich könnte ja so allerhand über Bruder Allabarnet erzählen«, sagte er und kicherte höhnisch. »Lange vergessene Geschichten aufgestöbert in den Kellergewölben von St. Mere-Abelle. Das Reisetagebuch dieses Mannes zum Beispiel, voller wilder Gelage und Weibergeschichten, Sauforgien und sogar einem kleineren Diebstahl.«

»Unmöglich!« rief Dobrinion aus.

»Durchaus möglich«, entgegnete Markwart kaltschnäuzig, »so etwas glaubhaft darzustellen.«

»Diese Lügen hätten keinen Bestand«, konterte Dobrinion. »So etwas gab es schon einmal bei der heiligen Gwendolyn, aber auch damals hat es die Heiligsprechung am Ende nicht verhindert.«

»Nein, aber bis dahin sind fast zweihundert Jahre ins Land gegangen«, erinnerte ihn Markwart unfreundlich. »Vielleicht würden die Lügen nicht alle Zeiten überdauern, aber das werden deine alten Knochen auch nicht, mein Freund.«

Dobrinion zuckte zusammen, als hätte er eine Ohrfeige bekommen.

»Ich werde schon herausbekommen, was ich wissen will«, sagte Markwart ungerührt. »Und zwar mit allen Mitteln. Ab sofort sind Graevis, Pettibwa und Grady Chilichunk unter dem Verdacht des Verrats an der Kirche festgenommen. Und vielleicht knöpfe ich mir auch noch diesen Connor Bildeborough vor, um festzustellen, ob er mit zu den Verschwörern gehört.«

Dobrinion setzte zu einer Entgegnung an, doch dann beschloß er, seine Ansichten für sich zu behalten. Connor Bildeborough war der Lieblingsneffe des Barons von Palmaris, eines Mannes von nicht gerade geringem Einfluß, und wurde von diesem praktisch als Sohn und Erbe angesehen. Doch das sollte Markwart ruhig selbst herausfinden, entschied Dobrinion. Möglicherweise würde sich das alte Ekel dabei einen mächtigen Feind schaffen.

»Wie Ihr wünscht, ehrwürdiger Vater«, sagte der Abt von St. Precious lediglich und machte nach einer knappen Verbeugung auf dem Absatz kehrt.

Als sich die Tür hinter Dobrinion geschlossen hatte, schnaubte Markwart verächtlich, fest davon überzeugt, daß er den Mann jetzt in der Hand hatte.

Dainsey Aucomb war nicht gerade ein großes Licht, das war Connor Bildeborough klar, aber sie war immerhin folgsam und gelehrig. Und im übrigen kam ihre Schwerfälligkeit dem lebenslustigen jungen Mann manchmal auch ausgesprochen entgegen. Wie so oft war der Neffe des Barons in dieser Nacht ins Wirtshaus gekommen – obwohl die Beziehung zwischen ihm und Pettibwa Chilichunk ein wenig abgekühlt war, seit man Connors Eheschließung mit Jill rückgängig gemacht hatte. Grady Chilichunk indes schätzte sich glücklich, den Edelmann zu seinen Freunden zu zählen, und selbst Graevis machte ihm keinen Vorwurf wegen dem Scheitern der Ehe, schließlich hatte Jill ihm seine ehelichen Rechte verweigert.

Und so ging er weiter in den »Fröhlichen Zecher«, obwohl ein Mann seiner Herkunft in den vornehmsten Gasthäusern von Palmaris verkehren konnte. Dort war er indes nur einer unter vielen, aber hier beim einfachen Volk galt er als etwas Besonderes und fühlte sich in jeder Hinsicht überlegen.

Wie viele andere Stammgäste war er überrascht, als er an diesem Abend vor verschlossener Tür stand. Nur hinter den Fenstern zweier Gästezimmer im oberen Stockwerk brannte Licht, außerdem in der Küche und in dem kleinen Raum auf der Rückseite des Hauses, der früher Jill gehört hatte und den jetzt Dainsey bewohnte.

Connor klopfte behutsam an die Tür und rief leise nach ihr: »Mach auf, Dainsey!«

Keine Antwort.

»Dainsey Aucomb!« rief Connor jetzt lauter. »Da vorn stehen die Stammgäste auf der Straße und werden ungehalten. Das können wir doch nicht zulassen, oder?«

»Dainsey ist nicht da«, sagte die Frau mit schlecht verstellter Stimme.

Connor seufzte, verwundert über den ängstlichen Tonfall. Was ging hier vor?

»Dainsey, ich bin's, Connor – Master Bildeborough, der Neffe des Barons«, sagte er mit Nachdruck. »Ich weiß, daß du da drin bist und jedes Wort hörst, und ich will auf der Stelle mit dir reden!«

Wieder kam keine Antwort, nur ein leises Wimmern.

Connor bekam es langsam mit der Angst zu tun. Etwas sehr Merkwürdiges mußte hier geschehen sein, vielleicht sogar etwas Schlimmes. »Dainsey!«

»Geht doch weg, Master Bildeborough!« bettelte die Frau. »Ich hab ja nichts Böses getan und weiß auch gar nicht, was die Frau und der Herr verbochen haben könnten, daß es die Kirche so verärgert hat. Ich hab nicht gesündigt, meiner Seel', und in meinem Bett hab ich auch immer nur selber gelegen – na ja, außer Euch und die andern zwei, drei Mal.«

Connor versuchte, irgendwie aus ihrem Gestammel schlau zu werden. Etwas verbochen? Die Kirche verärgert? Die Chilichunks? »Unmöglich!« sagte er laut und wollte gerade noch einmal kräftig gegen die Tür hämmern. Doch dann hielt er inne und dachte nach. Dainsey hatte Angst, und das offensichtlich aus gutem Grund. Wenn er sie noch mehr verschreckte, würde er wahrscheinlich gar nichts mehr aus ihr herausbekommen.

»Dainsey«, sagte er sanft und freundlich. »Du kennst mich doch und weißt, daß ich ein Freund der Chilichunks bin.«

»Die Frau hält nicht allzuviel von Euch«, erwiderte Dainsey unverblümt.

»Du kennst ja diese Geschichte«, sagte Connor und gab sich alle Mühe, ruhig zu bleiben. »Und weißt auch, daß ich es Pettibwa nicht übelnehme. Und ich komme trotzdem immer noch hierher und fühle mich hier zu Hause. Ich habe nichts gegen die Chilichunks, Dainsey, und dir tue ich auch nichts.«

»Das sagt Ihr so.«

»Ich könnte längst da drin sein, wenn ich nur wollte«, sagte Connor. »Und wenn ich die halbe Garnison mitgebracht hätte, würde dir diese Tür hier auch nichts mehr nützen.«

»Dainsey ist nicht da«, kam es von drinnen. »Ich bin nur ihre Schwester und weiß gar nicht, was Ihr da sagt.«

Connor stöhnte und knallte seine Stirn gegen die Tür. »Na schön«, sagte er dann. »Ich gehe wieder, und das solltest du am besten auch tun, bevor die Mönche, die da gerade die Straße heraufkommen, hier sind.« Dann blieb er stehen, wo er war, und hob abwechselnd die Füße, so daß seine Stiefel auf dem Holz Geräusche machten, die sich anhörten wie sich entfernende Schritte. Erwartungsgemäß öffnete sich ein paar Sekunden später die Tür einen Spalt breit, und der junge Mann stellte schnell den Fuß in die Öffnung, stemmte die Schulter gegen das Holz und drückte mit aller Kraft dagegen.

Dainsey war ein wehrhaftes Frauenzimmer, und da sie kräftig war vom vielen Herumtragen der schweren Tablettts im Wirtshaus, lieferten sich die beiden einen harten Kampf, doch am Ende gelang es ihm, sich durch die Tür zu quetschen und diese schnell hinter sich zuzumachen.

»Gleich schrei ich!« drohte die verängstigte Frau, wich vor ihm zurück und packte eine auf ihrem Nachttisch stehende Bratpfanne, so daß sich der Inhalt über sie ergoß. »Bleib mir ja vom Leib!« drohte sie und schwenkte die Pfanne über ihrem Kopf.

»Dainsey, was ist mit dir los?« fragte Connor und trat einen Schritt näher, machte diesen Versuch aber sogleich rückgängig

und hob abwehrend die Hände, als er die Pfanne herabsausen sah. »Wo sind die Chilichunks? Du mußt es mir sagen!«

»Das wißt Ihr doch ganz genau!« kreischte die Frau.
»Bestimmt hat Euer Onkel was mit dem Ganzen zu tun.«

»Womit denn?«

»Mit der Festnahme!« schrie Dainsey, und Tränen liefen ihr über die Pausbäckchen.

»Man hat sie festgenommen?« fragte Connor. »Wer? Die Stadtwache?«

»Nein«, erklärte ihm Dainsey. »Diese Mönche.«

Connor verschlug es beinahe die Sprache, als er das hörte.
»Festgenommen?« fragte er noch einmal. »Bist du ganz sicher, daß man sie nicht bloß abgeholt hat nach St. Precious, um irgend etwas zu erledigen?«

»Master Grady hat sich noch gewehrt«, sagte Dainsey »Hat gesagt, er wär ein Freund von Euch und so, aber da haben sie bloß gelacht, und als Master Grady sein Schwert ziehen wollte, hat ihm einer von diesen Mönchen, so ein hagerer Kerl, eine verpaßt und ihn umgehauen. Und dann ist der Alte angerannt gekommen und war ganz aus dem Häuschen – «

»Abt Dobrinion?«

»Nein, ein ganzes Stück älter«, sagte Dainsey. »Alt und klapprig und verhutzelt, aber er hatte genau solche Kleider an wie Dobrinion, nur mit mehr Verzierungen. Schön sah das aus, sogar an dem alten, verschrumpelten Kerl mit seinem verbiesterten Gesicht – «

»Dainsey«, sagte Connor streng und versuchte sie wieder zum Kern der Sache zurückzubringen.

»Der Alte hat den andern ganz schön angebrüllt, aber dann hat er Master Grady angesehen und hat zu ihm gesagt, wenn er noch mal solche Dummheiten macht, würde er ihm die Arme ausreißen«, fuhr Dainsey fort. »Und ich hab ihm das geglaubt

und Master Grady auch. Ganz weiß im Gesicht ist er geworden und hat am ganzen Leib gezittert.«

Connor ging bedächtig zum Bett hinüber und setzte sich.

Er war völlig benommen und konnte kaum einen klaren Gedanken fassen.

Er war vor zwei Jahren einmal abends im Gasthaus gewesen, als ein ungeheuer dicker Mönch dort vorbeigekommen war, aus St. Mere-Abelle, hatte man ihm erzählt, und nicht aus St. Precious, der sich mit Pettibwa unterhalten hatte. Das Gespräch war ziemlich ruhig verlaufen, obwohl der Mann von Jill geredet hatte, was die normalerweise recht freundliche Frau aufgebracht hatte. Doch damals hatte sich der Mönch ziemlich liebenswürdig und höflich benommen.

»Haben sie gesagt, warum sie gekommen sind?« fragte Connor. »Haben sie gesagt, welcher Vergehen sie die Chilichunks bezichtigen? Bitte, sag es mir!«

»Sie haben nur nach der Tochter der Frau gefragt, sonst nichts«, erwiderte Dainsey. »Zuerst haben sie gesagt, das wäre ich, und zwei von denen wollten mich packen, aber der Alte hat gesagt, ich wäre es nicht, und dann haben der Herr und die Frau das beide auch gesagt.«

Connor stützte sein Kinn in die Hand und versuchte krampfhaft und ergebnislos, sich einen Reim auf die Sache zu machen. Jill? Warum suchten sie bloß nach Jill?

»Dann haben sie gesagt, daß der Herr und die Frau sie wohl versteckt haben, und dann haben sie alles auf den Kopf gestellt«, redete Dainsey weiter. »Und dann haben sie sie alle drei mitgenommen.«

Connor Bildeborough hatte seine Verbindungen. Er verfügte über ein großes Netz von Freunden und Vertrauten, das vom Palast bis zur Abtei und bis ins Haus Battlebrow reichte, das bekannteste Bordell der Stadt – und damit eins der einflußreichsten Häuser weit und breit. Ihm war klar, daß es

Zeit wurde, diese Verbindungen zu nutzen, um hier einige Antworten zu erhalten.

Wenn die Kirche wegen Jill so rabiat auf die Chilichunks losgegangen war, dann würde sie sich womöglich auch für Connor interessieren. Es waren schließlich gefährliche Zeiten, und er, der sein Leben lang der herrschenden Klasse angehört hatte, wußte nur zu gut über die Intrigenspiele gewisser Kreise Bescheid.

»Du bleibst hier, Dainsey!« entschied er. »Halte die Tür gut verschlossen und antworte niemandem außer mir.«

»Aber woher soll ich denn wissen, daß Ihr es seid?«

»Wir machen ein Erkennungswort aus«, sagte Connor geheimnisvoll, und er merkte, wie Dainsey aufhorchte. Ihr Gesicht hellte sich auf, sie stellte die Bratpfanne wieder zurück auf den Nachttisch und ließ sich neben ihn aufs Bett fallen.

»Das ist aber aufregend«, sagte sie begeistert. »Wie heißt denn das Wort?«

Connor überlegte einen Augenblick. »Ogottogott«, sagte er und grinste anzüglich, so daß Dainsey heftig errötete. »Das behältst du doch sicher, nicht wahr?«

Das Mädchen kicherte verlegen und errötete noch mehr. Sie hatte diesen Ausdruck schon oft gehört und ihn in gewissen Momenten, wenn sie und Connor allein in ihrem Zimmer waren, immer wieder gebraucht.

Connor zupfte sie kurz am Kinn und stand auf. »Sprich mit niemandem!« sagte er noch einmal. »Und falls die Chilichunks zurückkommen – «

»Dann laß ich sie natürlich rein!« kam das Mädchen ihm zuvor.

»Ja, tu das!« sagte Connor. »Und sag Grady, er soll mich suchen. Kannst du dir das merken?«

Dainsey nickte heftig.

»Ogottogott«, sagte Connor beim Gehen noch einmal mit einem Augenzwinkern.

Dainsey saß noch eine ganze Weile kichernd auf ihrem Bett.

»Du glaubst wohl, das hier ist ein Kinderspiel, was?« schrie Markwart und durchbohrte den armen Grady Chilichunk förmlich mit seinen blutunterlaufenen Augen.

Der junge Mann war mit den Handgelenken so weit oben an die Mauer gefesselt, daß er die ganze Zeit auf den Zehenspitzen stehen mußte. Und es war heiß hier unten im Keller von St. Precious mit der Feuerstelle und dem Blasebalg, die in dem engen, niedrigen Raum betrieben wurden.

»Ich hab sie noch nie leiden können«, zischte der Gefangene und sprühte bei jedem Wort Schweiß und Speichel. »Ich wollte überhaupt keine Schwester!«

»Dann sag mir, wo sie ist!« brüllte Markwart.

»Das würde ich tun, wenn ich's wüßte«, erwiderte Grady mit mühsam beherrschter Stimme. »Das müßt Ihr mir glauben!«

Der Abt wandte sich zu den beiden Mönchen um, die ihn in das Verlies begleitet hatten. Es waren Bruder Francis und der hünenhafte Dandelion, der mit einem Kapuzenumhang bekleidet war, ein ausgesprochen passender Aufzug für diesen finsternen Anlaß.

»Glaubst du ihm?« fragte Markwart Francis.

»Er scheint ehrlich zu sein«, antwortete dieser spontan. Er wußte, daß er nicht unvoreingenommen war, denn er wollte ganz einfach nichts mehr sehen von dieser Art der Inquisition, die wohl das Brutalste war, was er jemals erlebt hatte. Er glaubte Grady und hoffte, daß Markwart es ebenfalls tat.

Das Gesicht des Gefangenen hellte sich ein wenig auf, und seine Mundwinkel ließen ein winziges Lächeln erahnen.

»Was heißt hier scheint?« insistierte Markwart verständnislos. »Mein lieber Bruder Francis, glaubst du vielleicht, bei einer so wichtigen Angelegenheit genügt der Anschein?«

»Natürlich nicht, ehrwürdiger Vater«, erwiderte Francis und seufzte ergeben.

Markwart drehte sich wieder zu Grady um. »Wo ist sie?« fragte er erneut, diesmal gefährlich leise.

Der Mann drehte und wand sich vor Ratlosigkeit.

Da nickte der Abt dem kapuzenverhüllten Dandelion zu. »Wir müssen ganz sichergehen«, sagte er und kehrte seinem Handlanger den Rücken, Bruder Francis im Schlepptau.

Sogleich baute sich der Henkersknecht vor Grady auf und rammte dem Mann seine riesige Faust mit voller Wucht zwischen die entblößten Rippen. »Bitte!« stammelte Grady, aber schon schlug der andere wieder und immer wieder zu, bis der Junge nur noch unverständliche Stöhnlaute von sich gab.

»Und wenn du fertig bist«, sagte der Abt zu Dandelion, »dann gehst du hinauf, holst dir aus dem Kamin einen Schürhaken und legst ihn ein Weilchen hier ins Feuer. Wir müssen schließlich herausfinden, ob der da die Wahrheit sagt, und ihm beibringen, was es heißt, der Kirche gegenüber Gehorsam zu zeigen.«

»Nein!« protestierte Grady, doch da traf ihn schon der nächste Faustschlag.

Markwart verließ den Raum, ohne sich noch einmal umzudrehen. Bruder Francis aber hielt einen Augenblick inne und starrte zurück. Grady Chilichunk war sicher nicht der einzige, dem hier eine Lektion erteilt wurde.

Der junge Mann stöhnte unter einem neuen Hieb, und Bruder Francis versuchte beflissen, Markwart einzuholen.

»Ihr würdet den armen Teufel doch nicht wirklich mit einem heißen Schürhaken malträtiert?« fragte er.

Markwarts Blick ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren. »Ich werde das tun, was ich für nötig halte«, sagte er ungerührt. »Komm schon, der Alte da unten macht's, glaub ich, nicht mehr lange. Vielleicht können wir noch einmal mit dem Seelenstein in seine Gedanken eindringen.« Als Markwart den Gesichtsausdruck des jungen Mönchs sah und darin Zweifel bemerkte, sagt er gleichmütig: »Immer wenn die Sache unerfreulich wird, mußt du einfach an die höheren Zwecke denken.«

»Und wenn sie nun die Wahrheit sagen?« wagte Francis einzuwenden.

»Dann haben wir eben Pech gehabt«, meinte der Abt. »Aber immerhin weniger Pech, als wenn sie lügen, und wir kommen ihnen nicht auf die Schliche. Denk an die höheren Zwecke, Bruder Francis!«

Dennoch machte es Francis einige Mühe, mit dem eben Erlebten fertigzuwerden. Aber er sagte nichts mehr darüber, sondern holte den Seelenstein hervor und lief pflichtbewußt hinter seinem Vorgesetzten her zum nächsten Verlies.

Über eine Stunde später, eine qualvolle Stunde für Grady und Graevis, traten Francis und Markwart wieder durch die schwere Tür, die auf die enge Steintreppe zur Kapelle führte. Auf der obersten Stufe wartete Abt Dobrinion. Auf sie.

»Ich verlange zu erfahren, was da unten vorgeht!« Der Abt schäumte vor Wut. »Das sind meine Schützlinge, die gottesfürchtig und gehorsam sind.«

»Gehorsam?« keifte Markwart: »Sie decken Abtrünnige.«

»Wenn sie wüßten...«

»Sie wissen es!« schrie ihn Markwart an. »Und sie werden reden, verlaßt Euch drauf!«

Der rohe Ton und die Heftigkeit des Abtes ließen Dobrinion ein paar Stufen zurückweichen. Er sah Markwart lange an und versuchte, den Mann einzuschätzen und festzustellen, wie weit

das alles schon gediehen war. »Ehrwürdiger Vater«, sagte er schließlich ruhig, als er seinen eigenen Zorn wieder unter Kontrolle hatte, »ich zweifle nicht an der Wichtigkeit Eurer Mission, aber ich werde nicht untätig zusehen, wie Ihr...«

»Wie ich die Kanonisierung Eures lieben Allabarnet in die Wege leite?« fiel ihm Markwart ins Wort.

Dobrinion schwirrte der Kopf. Nein, dachte er, er konnte nicht zulassen, daß der Abt das als Druckmittel gegen ihn benutzte, nicht in einem so gravierenden Fall. »Bruder Allabarnet verdient es einfach...«, hob er an.

»Als wenn das eine Rolle spielt«, geiferte Markwart. »Wie viele hundert andere hätten es auch verdient, Abt Dobrinion? Und doch kommen immer nur wenige Auserwählte überhaupt in die engere Wahl.«

Dobrinion schüttelte mißbilligend den Kopf. »Genug jetzt«, sagte er. »Richtet Eurer Vorgehen in dieser Angelegenheit nach den Verdiensten von Bruder Allabarnet und nicht danach, ob der gegenwärtige Abt von St. Precious sich mit Eurem Schreckensfeldzug einverstanden erklärt! Diese Leute sind mit Herz und Hand gute Menschen.«

»Was versteht Ihr denn davon?« tobte Markwart. »Wenn die Feinde der Kirche St. Precious in Schutt und Asche legen oder die Verderbnis innerhalb der Mauern, die Ihr für heilig haltet, den Niedergang herbeiführt, wenn erst einmal die Goblin-Horden ungeniert durch die Straßen von Palmaris ziehen, dann werdet Ihr Euch wünschen, Ihr hättet Vater Markwart die Dinge mit eiserner, aber gerechter Hand regeln lassen. Begreift Ihr überhaupt, was der Raub der Steine für Folgen haben kann? Könnt Ihr Euch vorstellen, welche Macht sie unseren Feinden verleihen können?« Der Abt schüttelte angewidert den Kopf und fuchtelte mit den Händen in der Luft herum. »Ich bin es leid, mich mit Eurer Dummheit herumzuärgern, Abt Dobrinion«, sagte er. »Und deshalb warne ich Euch: Diese

Angelegenheit ist zu wichtig, um mir von Euch dazwischenfunken zu lassen. Eure Einmischung wird nicht ohne Folgen bleiben.«

Abt Dobrinion straffte sich und sah den alten Mann direkt an. Tatsächlich hatten Markwarts Beschwörungen möglichen Unheils seine Überzeugungen ein wenig ins Wanken gebracht, dennoch sagte ihm sein Herz, daß die brutale Befragung der Chilichunks und des Zentauren nicht rechtens sein konnte. Doch er hatte im Moment keine Argumente, mit denen er Markwart standhalten konnte. Die Rangordnung des Abellikaner-Ordens gestattete es ihm als einfachen Abt nicht, die Autorität des ehrwürdigen Vaters in Frage zu stellen, nicht einmal innerhalb der Mauern seiner eigenen Abtei. Also machte er eine knappe Verbeugung, drehte sich um und ging fort, soweit es nur ging.

»Wer ist Dobrinions Nachfolger in St. Precious?« fragte Markwart Bruder Francis, sobald der andere außer Sichtweite war.

»Für das Amt des Abtes?« fragte dieser, und als Markwart nickte, schüttelte er den Kopf und zuckte mit den Achseln. »Sicherlich niemand von Bedeutung«, meinte er. »Zur Zeit gibt es noch nicht einmal einen Meister in St. Precious.«

Markwart sah ihn erstaunt an.

»Sie hatten zwei Meister«, erklärte Bruder Francis. »Der eine ist auf dem Schlachtfeld im Norden gefallen, und der andere ist erst vor ein paar Monaten am Rotfieber gestorben.«

»Eine interessante Situation«, meinte Markwart.

»Tatsächlich gibt es niemanden in St. Precious, der für die Nachfolge in Frage käme«, fuhr Bruder Francis fort.

Bei dieser Vorstellung lächelte Markwart verschlagen. Er hatte einen Meister in St. Mere-Abelle, der sich für diese Position eignen würde, ein Mann mit einer ebenso eisernen Hand wie seine eigene.

»Ihm den Titel streitig zu machen, wird nicht einfach sein«, wandte Francis ein, der Markwarts Gedankengang erkannte.

»Was?« fragte dieser ungläubig, als wäre ihm das noch gar nicht in den Sinn gekommen.

»Das Kollegium wird Abt Dobrinion unter diesen Umständen nie im Leben von seiner Abtei abziehen«, meinte Francis.

»In St. Mere-Abelle gibt es viele Meister, die das Amt des Abtes übernehmen könnten«, erwiderte Markwart. »Und anderswo auch.«

»Aber die Vergangenheit lehrt uns, daß das Kollegium nie einen Abt seines Amtes enthoben hat, ohne daß es in seiner eigenen Abtei einen Nachfolger gab«, wandte Francis ein. »Das zwölfte Kollegium von St. Argraine stand vor so einem Fall, im Zusammenhang mit einem Abt, dessen Vergehen weitaus eindeutiger waren als die von Abt Dobrinion.«

»Ja, ja, ich bezweifle nicht, daß du etwas von der Sache verstehst«, unterbrach ihn Markwart ungehalten. Dann blickte er in die Richtung, in die Abt Dobrinion verschwunden war, und noch immer war da dieses Lächeln.

»Zu schade«, murmelte er.

Dann eilte er wieder davon, doch wie zuvor im Verlies stand Francis noch einen Augenblick da, bevor er ihm folgte, und wunderte sich bei genauerem Hinsehen, daß Vater Markwart überhaupt auf eine solche Idee kam. Die Amtsenthebung eines Abtes war ganz entschieden keine einfache Sache! So etwas war in der tausendjährigen Geschichte der Kirche nur ein halbes Dutzend Mal vorgekommen, und in zwei Fällen hatten sich die betreffenden Äbte schwerer Verbrechen schuldig gemacht, der eine einer Reihe von Vergewaltigungen, darunter der Überfall auf die Äbtissin von St. Gwendolyn, und der andere eines Mordes. Darüber hinaus hatten die anderen vier in den ganz frühen Tagen des Abellikaner-Ordens stattgefunden,

als die Stellung eines Abtes häufig zur Disposition stand oder das Ergebnis politischer Händel war.

Bruder Francis stieß einen tiefen Seufzer aus, um seine Nerven zu beruhigen, und folgte wieder einmal pflichtschuldigst seinem Vorgesetzten. Er sagte sich, daß sich die Kirche, ja eigentlich das ganze Königreich, schließlich im Krieg befand und es wahrhaft hoffnungslose Zeiten waren.

Bruder Braumin Herde war in keiner guten Stimmung. Er wußte genau, was in den Verliesen des Klosters vor sich ging, obwohl man ihn nicht in die Nähe der Katakomben ließ. Und was noch schlimmer war, er wußte, daß er jetzt allein dastand, wenn es darum ging, sich dem ehrwürdigen Vater entgegenzustellen. Meister Jojonah war schon lange fort, genau wie es ihm sein früherer Mentor vorausgesagt hatte. Vater Markwart kannte seine Gegner und saß am längeren Hebel, eine Position, die er sich nicht streitig machen lassen würde.

So ging Bruder Braumin den Mönchen aus seiner eigenen Abtei lieber aus dem Weg, aus Angst, sie könnten zu Markwart laufen und ihm sofort von jeder Unterhaltung berichten, und verbrachte seine Zeit lieber mit den Brüdern von St. Precious. Er hatte festgestellt, daß diese ein viel freundlicherer Haufen waren als die ernsten Schüler von St. Mere-Abelle, und das, obwohl sie schon seit vielen Wochen den Lärm von den Schlachtfeldern im Norden hörten. Trotzdem war St. Precious im großen und ganzen viel heiterer. Vielleicht lag das am Wetter, dachte Bruder Braumin, denn in Palmaris schien normalerweise viel häufiger die Sonne als in der Allerheiligenbucht. Oder es lag an dem Umstand, daß St. Precious sich viel höher über den Erdboden erhob als das größere St. Mere-Abelle und viele Fenster und luftige Balkone

hatte. Vielleicht hatte es auch etwas damit zu tun, daß die Mönche weniger zurückgezogen lebten, da sie mitten in einer riesigen Stadt angesiedelt waren.

Oder vielleicht, sinnierte Bruder Braumin – und diese Erklärung erschien ihm am wahrscheinlichsten –, herrschte in St. Precious eine soviel fröhlichere Stimmung als in St. Mere-Abelle, weil die Äbte hier ein ganz anderes Naturell besaßen. Dobrinion Calislas war jedenfalls dem Vernehmen nach ein Mann mit Humor. Sein dröhnendes Lachen war in ganz Palmaris bekannt, ebenso wie seine Schwäche fürs Trinken, seine Leidenschaft für das Glücksspiel – allerdings nur unter Freunden – und seine Vorliebe für das Zelebrieren opulenter Hochzeiten, bei denen keine Kosten gescheut wurden.

Vater Markwart lachte nicht oft, wie Braumin wußte, und wenn er es doch einmal tat, wurde denen, die sich nicht seiner Gunst erfreuten, sehr unbehaglich zumute.

An diesem Nachmittag stand Braumin lange in dem mit Teppichen ausgelegten Korridor vor der Tür zu Abt Dobrinions Privatgemächern. Immer wieder hob er die Hand, um anzuklopfen, und ließ sie dann doch jedesmal wieder sinken. Er wußte genau, welches Wagnis er einging, wenn er jetzt eintrat, um mit Dobrinion zu reden und ihm von seinen Befürchtungen Markwart betreffend zu erzählen und von der stillschweigenden Übereinkunft, die er mit Jojonah getroffen hatte. Einerseits hatte Braumin das Gefühl, daß er keine andere Wahl hatte, nachdem Meister Jojonah auf diese Reise gegangen war, die ihn jahrelang von ihm fernhalten würde. Er allein war machtlos gegen Markwarts Entscheidungen. Wenn er sich mit Dobrinion verbündete, der es allem Anschein nach selbst nicht leicht hatte mit Vater Markwart, würde das die Sache für beide Männer erheblich erleichtern.

Aber auf der anderen Seite mußte sich Braumin Herde eingestehen, daß er Abt Dobrinion, insbesondere seine

Einstellung, nicht sehr gut kannte. Vielleicht stritten sich die beiden einfach um die Gefangenen, weil jeder von ihnen gern den Ruhm einheimsen wollte, die Steine wiedergefunden zu haben. Oder vielleicht war Dobrinions Unmut auch nur aus seinem Ärger darüber entstanden, daß Markwart so einfach in St. Precious aufgetaucht war und die Macht an sich gerissen hatte.

Bruder Braumin stand fast eine halbe Stunde so im Korridor und dachte darüber nach, wie er vorgehen sollte. Schließlich aber gaben Meister Jojonahs Worte den Ausschlag. »Verbreite unsere Botschaft im stillen«, hatte sein geliebter Lehrer zu ihm gesagt. »Nicht gegen den ehrwürdigen Vater oder sonst irgendwen, sondern für Avelyn und alle Gleichgesinnten.«

Geduld, dachte Bruder Braumin. Dies war der große Krieg der Menschheit, das wußte er, der endgültige Kampf zwischen Gut und Böse, und am Ende würde seine Seite, die Seite der Guten und Gottesfürchtigen, siegen. Daran mußte er glauben.

Jetzt fühlte er sich elend und von Gott und der Welt verlassen, aber das war der Preis, den ihn die Treue zu sich selbst auferlegte, und in diesen gefährlichen Zeiten zu Abt Dobrinion zu gehen, war nicht der richtige Weg.

In den folgenden Wochen sollte Bruder Braumin jedoch bedauern, daß er an diesem Nachmittag an der Tür des Abtes kehrtgemacht hatte.

15. Falscher Stolz

»Maiyer Dek und dieser Pauri, Kos-kosio«, sagte Pony, die sehr froh war über den Ausgang des Kampfes in Caer Tinella. Sie saß mit Eibryan, Tomas Gingerwart und Belster O'Comely im Flüchtlingslager an einem Feuer und wartete gespannt auf die Rückkehr von Roger Flinkfinger, der mit ein paar Spähern ausgezogen war, um sich einen gründlichen Überblick über die Auswirkungen ihres Angriffs in der vorangegangenen Nacht zu verschaffen. Er würde gute Nachrichten mitbringen, davon waren sie fest überzeugt. Es waren zusätzlich zu den beiden Anführern noch viele andere Ungeheuer umgekommen, doch selbst die drei Riesen fielen nicht übermäßig ins Gewicht verglichen mit diesen beiden – besonders wenn man in Betracht zog, daß es der Riese gewesen war, der Kos-kosio umgebracht hatte, und das auch noch vor den Augen vieler Pauris! Bevor der Geflügelte aufgetaucht war, hatte es kaum Verbrüderungen zwischen Riesen und Pauris gegeben, sondern diese hatten sich untereinander ebenso gehaßt, wie sie die Menschen haßten. Bestesbulzibar hatte diese Fehde nur vorübergehend unterbrochen, und nach der Vernichtung des Dämons hatten sie ihr Bündnis notgedrungen aufrechterhalten, da sich beide Heere inzwischen tief in den Gebieten der Menschen befanden.

Dennoch war es nur ein Übergangszustand, der sich jeden Augenblick grundlegend verändern konnte.

»Maiyer Dek hätte uns keinen größeren Gefallen tun können, wenn wir ihn überredet hätten, mit uns an einem Strang zu ziehen«, meinte Eibryan schmunzelnd. »Es übertraf all meine Erwartungen, als ich sah, wie er den Pauri ins Feuer warf.«

»Und nachdem Maiyer Dek und drei seiner Sippe tot sind«, fügte Pony hinzu, »kann man erwarten, daß die Pauris, wütend auf die Riesen, jetzt klar die Oberhand haben.«

»Allerdings sind die Goblins den Riesen entschieden freundlicher gesonnen als den bösen Zwergen«, bemerkte Tomas Gingerwart. »Und das, obwohl sie des öfteren von Riesen gefressen werden!«

»Wohl wahr«, räumte Eibryan ein. »Dann sind beide Seiten jetzt vielleicht einigermaßen gleich stark. In Caer Tinella wimmelte es ja vorher nur so von diesen elenden Goblins. Aber ich schätze, wenn sie nicht schleunigst einen in ihren Reihen finden, auf den sie alle hören, dann war das Geschehen letzte Nacht erst der Anfang der Kämpfe in der Stadt.«

»Da kann man nur hoffen, daß sie sich gegenseitig bis auf den letzten Mann umbringen«, sagte Belster O'Comely und erhob seinen Bierkrug – auf Roger Flinkfinger! –, um ihn dann in einem Zug zu leeren.

»Dann sind sie jetzt also schwächer, und unsere Mannschaft ist um zwanzig kampfbereite Leute angewachsen«, warf Tomas ein.

»Zwanzig Leute, die bereit sind, die anderen an der Stadt vorbei in den Süden zu bringen«, verbesserte ihn Eibryan. »Vom Kämpfen haben wir jetzt alle erst mal genug.«

»Nach Palmaris!« rührte Belster und beendete den Satz mit einem lauten Rülpsen.

Tomas Gingerwart fand das gar nicht lustig. »Vor einem Monat oder einer Woche, ja sogar noch vor zwei Tagen wäre ich damit zufrieden gewesen«, erklärte er. »Aber Caer Tinella ist unser Zuhause, und wenn unsere Gegner tatsächlich geschwächt sind, wird es vielleicht Zeit, die Stadt zurückzuerobern. Das hatten wir doch vor, oder? Solange zu warten, bis wir die Stärke unserer Feinde richtig einschätzen können, und sie dann zu schlagen?«

Eibryan und Pony tauschten nervöse Blicke. Dann sahen sie wieder den wild entschlossenen Mann an, dessen Wünsche sie nur zu gut nachempfinden konnten.

»Darüber können wir später noch diskutieren«, sagte der Hüter ruhig. »Bis jetzt wissen wir nicht, wie viele der Ungeheuer sich noch in Caer Tinella verbarrikadieren.«

Tomas schnaubte. »Wenn du es allein geschafft hast hineinzukommen«, sagte er, »wieviel verheerender wäre der Angriff erst gewesen, wenn all unsere Krieger bei dir gewesen wären!«

»Verheerend für beide Seiten, fürchte ich«, erwiderte Pony. »Nur durch den Überraschungseffekt konnten wir die Ungeheuer erledigen und die Gefangenen befreien. Beim Anblick eines größeren Heeres hätte Maiyer Dek alle Gefangene umbringen lassen, und die Stadt wäre viel hartnäckiger verteidigt worden.«

Tomas schnaubte erneut. Davon wollte er nichts hören. Er sagte sich, wenn Eibryan, Pony, ihr kleiner unsichtbarer Freund und Roger Flinkfinger solch eine Wirkung erzielt hatten, so konnte er mit seinen Kriegern jetzt auch den Rest erledigen.

Eibryan und Pony sahen sich noch einmal an und beschlossen stillschweigend, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Sie konnten Tomas' Gefühle verstehen und merkten, daß er seine Heimatstadt nicht verloren geben konnte, aber sie trauten ihm zu, daß er so vernünftig sein würde, auf sie zu hören, wenn es klüger wäre, einen großen Bogen um die Stadt zu machen und nach Süden zu gehen.

Belster O'Comely, der befürchtete, die Gemüter könnten sich weiter erhitzen, lenkte die Unterhaltung nun in eine andere Richtung, indem er über das Schicksal des feindlichen Heeres im ganzen Land nachdachte. »Wenn wir sie hier so empfindlich geschlagen haben, dann wird das woanders ja

wohl auch klappen«, sagte er. »Ich wette, im nächsten Frühjahr sitze ich wieder in der ›Heulenden Sheila‹ in Dundalis!« rief er zum Schluß und kippte noch einen Krug Bier die Kehle hinunter.

»Schon möglich«, meinte der Hüter ernsthaft, und Pony war erstaunt über seinen Optimismus. »Wenn das feindliche Heer zerfällt, wird der König die Waldlande schnell zurückgewinnen wollen.«

»Und dann wird Sheila wieder heulen!« lallte Belster, denn in seinem benebelten Zustand hatte er ganz vergessen, daß er immer lamentiert hatte, er wolle den Rest seines Lebens friedlich in Palmaris verbringen. Seine lauten Tiraden lockten andere an, die mit Speis und Trank zum Feuer herüberkamen.

Die Unterhaltung nahm nun einen unbekümmerten Verlauf, man ging dazu über, sich Geschichten aus glücklicheren Zeiten vor dem Einmarsch der feindlichen Truppen zu erzählen, und was als ängstliches Warten auf wichtige Nachrichten begonnen hatte, entwickelte sich zu einer Art Siegesfeier. Eibryan und Pony sagten nicht viel, sondern zogen es vor, dem Geplauder der anderen zuzuhören und sich dabei immer wieder anzusehen und zuzunicken. Sie hatten bereits verabredet, Juraviel bei Tagesanbruch auf der Wiese beim Kiefernwäldchen zu treffen, und wenn sie sich erst angehört hätten, was der Elf zu sagen hatte, und über die wirkliche Stärke ihrer Feinde in den beiden Städten im Bilde wären, würden sie ihre Entscheidungen treffen.

Die Nacht schritt voran, die Feuer brannten allmählich herunter, und die meisten der Leute verkrochen sich in ihre Zelte. Schließlich, nur eine Stunde vor dem Morgengrauen, kehrten die Kundschafter ins Lager zurück, angeführt von einem überschwenglichen Roger Flinkfinger. »Die Riesen sind alle weg!« rief der junge Mann aus. »Allesamt! Die Pauris

haben sie verjagt – und sie haben sich kaum dagegen gewehrt!«

»Eigentlich wollten sie ja auch gar nicht hierherkommen«, sagte Pony. »Sie hocken viel lieber in ihren Löchern in den steilen Bergen der Wilderlande.«

Tomas Gingerwart stieß ein Triumphgeheul aus.

»Und was ist mit den Goblins?« fragte Eibryan ruhig und dämpfte damit den Siegestaumel des anderen. Er wollte nicht, daß Rogers Begeisterung um sich griff und Tomas und alle andere ins Verderben stürzte. Auch ohne die Riesen konnten sich die restlichen Goblins noch als sehr gefährlich erweisen.

»Es gab einen Kampf, und dabei hat es ein paar von ihnen erwischt«, erwiderte Roger. »Und manche sind in die Wälder gegangen.«

»Und die anderen sind bei den Pauris geblieben«, sagte Eibryan.

»Ja, aber – «

»Und es sind nur ganz wenige Pauris umgekommen?« hakte der Hüter nach.

»Die Goblins, die noch da sind, werden sich beim ersten Anzeichen eines Angriffs aus dem Staub machen«, sagte Roger zuversichtlich. »Sie bleiben nur, weil sie Angst vor den Rotkappen haben.«

»Es ist schon vorgekommen, daß Heere lediglich aufgrund von Angst ungeheure Siege errungen haben«, meinte Pony trocken.

Roger starrte sie an. »Sie sind reif zum Abservieren«, sagte er gelassen.

»Davon sind wir noch meilenweit entfernt«, sagte der Hüter schnell und hinderte Tomas Gingerwart mit einer entschiedenen Handbewegung am Reden. Eibryan erhob sich und baute sich vor Roger auf. »Unsere Verantwortung ist zu groß, um überstürzte Entscheidungen zu fällen.«

»Wie deine, als du ganz allein nach Caer Tinella gegangen bist?« fauchte Roger.

»Ich habe getan, was ich für notwendig hielt«, erwiderte Eibryan leise. Er spürte, wie sich die Blicke vieler anderer auf ihn und Roger richteten, und wußte, daß jede Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen ihren Unmut erregen würde. Diese Leute liebten und vertrauten Roger Flinkfinger, und er hatte wahrhaftig viel für sie getan in all den Wochen, während sie sich versteckt hielten. Doch wenn er jetzt einen Fehler machte und seinen Wunsch, die Leute zum Sieg zu führen, über die Vernunft stellte, dann war alles umsonst gewesen, denn dann würden wahrscheinlich sämtliche Flüchtlinge bald tot sein.

»So wie ich, als ich die dreißig gefangenen Krieger befreit habe!« sagte Roger laut und mit Nachdruck.

»Ganz allein?« mußte Pony da einwenden.

Eibryan hob die Hand und brachte Pony und alle anderen zum Schweigen. »Es ist noch zu früh für die Entscheidung, ob wir die Städte angreifen oder einen Bogen um sie herum machen«, sagte er. »Wenn der Tag angebrochen ist, werden wir schon sehr viel mehr wissen.« In der Hoffnung, daß die Diskussion damit beendet wäre, drehte sich der Hüter um und ging davon.

»Wir holen uns Caer Tinella zurück!« erklärte Roger Flinkfinger und erhielt dafür etliche Beifallsbekundungen. »Und Landsdown«, fuhr der junge Mann fort. »Und wenn wir die Städte zurückerobert haben, dann sagen wir in Palmaris Bescheid, damit das Heer des Königs zu unserer Verstärkung anrückt.«

»Die Kingsmen werden nicht so weit in den Norden kommen«, wandte Pony ein. »Zumindest sollten wir uns nicht darauf verlassen. Noch nicht. Nicht solange Palmaris von einem Angriff bedroht ist.«

»Woher willst du das wissen?« fragte Roger prompt.

»Ich habe im Heer des Königs gedient«, sagte Pony. »Bei den Kingsmen und bei der Küstenwache. Ich kenne ihre Prioritäten und kann dir versichern, daß, gemessen an Palmaris, der zweitgrößten Stadt im Königreich und dem Tor zum Masur Delaval, Caer Tinella und Landsdown nicht wichtig sind. Wenn Palmaris fällt, ist der Weg frei zum Sitz des Königs in Ursal.«

Das nahm Roger ein bißchen den Wind aus den Segeln. Er wand sich einen Moment und suchte nach einer Erwiderung, doch bevor er sie loswerden konnte, schaltete sich Tomas Gingerwart ein. »Wir sind alle müde«, sagte er vernehmlich und zog damit die Aufmerksamkeit der Umstehenden auf sich. »Es heißt ja, daß gute Neuigkeiten genauso ermüdend sein können wie schlechte und beide so anstrengend wie eine Woche harter Arbeit.«

»Wie wahr, wie wahr!« pflichtete Belster O'Comely ihm bei.

»Wir sind also bester Stimmung und voller Hoffnung«, fuhr Tomas fort. »Aber der Hüter und Jilseponie haben recht. Es ist noch zu früh für Entscheidungen.«

»Unsere Gegner sind desorganisiert und verunsichert«, widersprach Roger.

»Das werden sie auch morgen noch sein«, erwiderte Tomas schlagfertig. »Wir greifen die Städte sowieso nicht bei Tage an. Legen wir uns also jetzt zur Ruhe; morgen früh sehen wir die Dinge dann hoffentlich klarer.«

Eibryan sah Tomas an und nickte. Er war dem Mann aufrichtig dankbar für seinen kühlen Kopf. Dann winkte er Pony, und die beiden machten sich auf zu der Wiese bei den Kiefern, um zu hören, was von ihren Gegnern noch übrig war.

Roger Flinkfinger wartete noch ein Weilchen, und dann, als niemand mehr von ihm Notiz nahm, stahl er sich davon, um

dem Hüter und der Frau – und ihrem ganz persönlichen Kundschafter, wie er wußte – aufzulauern.

Auf einer von Kiefern gesäumten Wiese hatte er sie eingeholt und wurde plötzlich rot vor Verlegenheit, als er sah, wie die beiden sich umarmten und leidenschaftlich küßten. Als sie schließlich wieder voneinander abließen, war ihm bedeutend wohler.

Hätte Roger in diesem Augenblick genauer und aufrichtiger in sich hineingehorcht, so wäre ihm aufgefallen, daß ihn dieser Kuß unverhältnismäßig stark berührt hatte, nicht nur, weil er Zeuge einer höchst intimen Angelegenheit geworden war, sondern vor allem, weil es ihm ganz und gar nicht gefiel, daß dieses schöne Mädchen daran beteiligt war. Doch vorläufig war er solcher Selbsterkenntnis, was die beiden Neulinge anging, noch nicht fähig, und so schlich er sich näher heran, sobald sie ihre Umarmung beendet hatten, und war nicht im mindesten erstaunt, als er aus den Zweigen einer benachbarten Kiefer eine melodische Stimme vernahm.

»Das Glück war uns hold heute nacht«, erklärte Juraviel den beiden. »Denn die Riesen sind allesamt verschwunden und eine ganze Menge Goblins dazu. Nur ein offener Kampf zwischen Riesen und Pauris hätte einen noch besseren Anblick bieten können.«

»Doch der hat nicht stattgefunden«, erwiderte Eibryan. »Also müssen wir annehmen, daß die Pauris noch über eine beträchtliche Streitmacht verfügen.«

»So ist es«, bestätigte Juraviel. »Auch wenn man ihren Anführer geröstet hat!«

»Die Leute möchten nach Caer Tinella marschieren und ihr Zuhause zurückerobern«, warf Pony ein.

»So ist es doch, nicht wahr, Robert Flinkfinger?« fügte Eibryan hinzu, dem die Anwesenheit des jungen Mannes nicht verborgen geblieben war.

Roger machte sich noch flacher und drückte sein Gesicht ins Gras.

»Langsam geht mir dieser kleine Spion auf die Nerven!« meinte Juraviel und flatterte vom Baum herab.

»Na los, komm raus«, sagte Pony. »Wenn du schon wissen wolltest, was wir sagen, dann sollst du wenigstens auch mitreden.«

Roger sagte sich immer wieder, daß die drei ihn nicht sehen konnten und Eibryan und Pony gar nicht genau wissen konnten, daß er ihnen gefolgt war.

»Dann steck eben weiter deine Nase ins Gras«, sagte Eibryan lachend. Und zu Juraviel gewandt: »Ich bin gegen den Angriff.«

»Und aus gutem Grund«, erwiderte der Elf. »Wenn die Kräfte noch so verteilt wären wie zuvor, dann könnten wir einen Angriff in Betracht ziehen. Aber ich bezweifle, daß sich die Pauris und die paar übriggebliebenen Goblins noch sehr lange in Caer Tinella aufhalten werden. Mit Sicherheit bietet es keinen Stützpunkt mehr für irgendeine ernstzunehmende Streitmacht. Ich wüßte nicht, was es uns einbringen könnte, sie anzugreifen; die Vorstellung, die Stadt zu diesem Zeitpunkt zurückzuerobern und zu verteidigen, ist vollkommen irrwitzig und könnte dazu führen, daß wir alles verlieren. Wir dürfen die Kampfkraft der noch in Caer Tinella verbliebenen Truppen nicht unterschätzen.«

»Ich halte es auch für klüger, einen Bogen um die Stadt zu machen und nach Süden zu gehen«, pflichtete Eibryan ihm bei.

»Wahrscheinlich ist der Weg bis nach Palmaris hinunter frei«, erwiderte Juraviel. »Ich weiß allerdings nicht, wie lange das noch so bleiben wird.«

»Es wird nicht so einfach sein, die Leute zur Aufgabe ihres Zuhauses zu bewegen«, sagte Pony.

»Aber wir werden es schaffen«, versicherte ihr Eibryan und warf einen Blick in Rogers Richtung – in der Hoffnung, daß diese Erklärung den jungen Burschen endlich aus seinem Versteck locken würde.

»Vielleicht schert Ihr Euch ja nicht um Eure Heimat!« sagte der und war mit einem Satz bei ihnen. »Wir hängen jedenfalls an Caer Tinella!«

»Und ihr sollt es ja auch zurückbekommen«, sagte Eibryan ruhig. »Dieser Krieg wird nicht mehr sehr lange dauern, und sobald die Gegend um Palmaris befriedet ist, wird der König sein Heer nach Norden schicken.«

»Was werden sie dann wohl hier vorfinden?« sagte Roger und reckte sich zu dem viel größeren Eibryan empor. »Die ausgebrannten Gerippe unserer Häuser?«

»Ihr werdet sie wieder aufbauen«, erwiderte Eibryan.

Roger schnaufte verächtlich.

»Auch unsere Heimatstadt Dundalis wurde vor Jahren in Schutt und Asche gelegt«, sagte Pony. »Dann haben Belster und seine Gefährten sie wieder aufgebaut. Und jetzt ist sie erneut gebrandschatzt worden.«

»Und man wird sie von neuem aufbauen«, meinte Eibryan entschlossen. »Häuser kann man wiedererrichten. Menschen hingegen sind für immer verloren.«

»Meine eigene Familie ist bei einem solchen Überfall umgekommen«, sagte Pony und nahm behutsam den Ellbogen des jungen Mannes.

»Meine auch«, fügte Eibryan hinzu. »Und all unsere Freunde.«

Einen Moment lang wurde Rogers Gesicht weich, während er Pony ansah, doch dann schüttelte er sie ab, und seine Augen sprühten wieder vor Zorn. »Erzählt mir keine Rührgeschichten!« fauchte er. »Ich weiß, wie es ist, seine Familie und seine Freunde zu verlieren. Und ich habe keine

Angst. Die Zwerge halten meine Heimatstadt Caer Tinella besetzt, und deshalb werde ich hingehen und sie mir vom Hals schaffen, einen nach dem andern! Ihr habt die Sache verzögert, aber jetzt könnt ihr mich nicht mehr davon abhalten. Die Leute werden *mir* folgen, Nachtvogel«, sagte er und warf sich in die Brust. »Du hältst dich für den Anführer, aber ich war es, Roger Flinkfinger, der die Gefangenen gerettet hat, genau wie es Roger Flinkfinger war, der die Leute mit Nahrung versorgt hat, die er dem blöden Kos-kosio Begul unter der Nase weg gestohlen hat. Das war *ich* ganz allein!« schrie er. »Du wirst sie nicht von Caer Tinella weglotsen, denn sie werden auf *mich* hören.«

»Und ins Verderben rennen«, sagte der Hüter gelassen. »Geht es hier eigentlich um Caer Tinella oder darum, wer von uns das Sagen hat?«

Roger machte eine wegwerfende Handbewegung. »Wir sind noch nicht fertig miteinander, Nachtvogel«, sagte er und zischte den Elfenmann verächtlich an. Dann drehte er sich um und marschierte über das Feld zurück.

Pony wollte ihm nachlaufen, doch Eibryan hob die Hand und hielt sie zurück. »Er ist ein junger Wirrkopf«, erklärte der Hüter. »Er dachte, er hätte sich seinen Platz unter den Leuten gesichert, und dann sind wir plötzlich aufgetaucht.«

»Er war noch nie der Anführer der Gruppe«, sagte Juraviel. »Das ist schon eher die Sache von Tomas Gingerwart und Belster O'Comely. Roger hat immer mehr auf eigene Faust gehandelt.«

»In seiner Vorstellung war er allerdings der Held der Gruppe«, sagte Pony.

»Das *ist* er ja auch«, meinte Eibryan.

»Zugegeben«, sagte Juraviel. »Aber er sieht nicht ein, daß hier auch noch Platz für andere ist.«

»Roger Flinkfinger!« rief Eibryan laut.

Dieser, inzwischen am anderen Ende der Wiese angelangt, hielt abrupt inne und drehte sich um.

»Die Sache muß hier und jetzt geklärt werden«, rief der Hüter. »Zum Wohle aller.« Und obwohl er die Worte mit Entschiedenheit sprach, verriet seine Miene doch Bestürzung. »Gib Juraviel dein Schwert!« bat er Pony mit einem leisen Seufzer.

Die junge Frau betrachtete den Gesichtsausdruck ihres Geliebten und überlegte. »Das ist nicht der richtige Zeitpunkt«, erwiderte sie.

»Es muß sein«, sagte der Hüter. »Gib Juraviel dein Schwert.« Er hielt inne, und sein Blick glitt von Pony zu dem näher kommenden Roger, dessen Absichten er zu ergründen versuchte. »Und laß uns allein«, fügte er hinzu. »Du solltest hierbei nicht Zeuge sein. Ihm zuliebe.«

Pony zog ihr kleines Schwert aus der Scheide und reichte es dem Elfen. Dabei sah sie Eibryan unentwegt in die Augen. »Tu ihm ja nicht weh!« drohte sie, dann machte sie kehrt und verschwand im Dickicht.

Eibryan wußte genau, was es bedeutete, wenn Pony ihm drohte.

»Gib acht!« sagte Juraviel warnend. »Es könnte unliebsame Folgen haben, wenn du den Jungen restlos in seinem Stolz verletzt.«

»Ich hoffe, so weit wird es nicht kommen«, sagte Eibryan aufrichtig. »Denn genau das möchte ich unbedingt vermeiden. Aber so kann das nicht weitergehen mit uns beiden. Wir können nicht von den Leuten verlangen, daß sie sich in so einer verzweifelten Situation zwischen mir und Roger entscheiden müssen.«

»Meinst du, er wird auf dich hören?«

»Dafür werde ich schon sorgen«, versicherte ihm Eibryan.

»Du machst hier eine ziemliche Gratwanderung, Nachtvogel«, sagte der Elf.

»Das habt ihr mir gut beigebracht, du und Tuntun«, erwiderte der Hüter.

Juraviel nickte und dachte nach. »Laß ihn anfangen, wenn es unbedingt sein muß«, riet er ihm.

Eibryan nickte und straffte sich, als Roger sich dreist wie immer vor ihm aufbaute.

»Ich bin es leid, Roger Flinkfinger, mich mit dir zu streiten, wer der Anführer der Gruppe ist«, sagte Eibryan. »Bei unserem letzten Angriff auf Caer Tinella hat sich doch wohl gezeigt, daß wir gut zusammenarbeiten können.«

»Es hat sich gezeigt, daß ich mehr für die Leute tun kann als du«, erwiderte der junge Mann.

Eibryan ließ diese Beleidigung unbeachtet, denn er erkannte die Enttäuschung dahinter. »Wir haben beide in der Stadt wertvolle Dienste geleistet«, sagte er ruhig. »Du hast die Gefangenen befreit, und dafür sind dir alle dankbar – auch ich. Und ich habe Maiyer Dek erledigt, ein Schlag, von dem sich unsere Gegner nicht so bald erholen werden.«

»Aber ich hätte mein Vorhaben viel leichter ausführen können, wenn du nicht dagewesen wärest!« sagte der junge Mann anklagend. »Und hast du mich überhaupt darum gebeten? Hat es den großen Nachtvogel jemals interessiert, meine Fähigkeiten da einzusetzen, wo sie am dringendsten gebraucht wurden?«

»Ich hatte gar keine Ahnung, daß sie Gefangene in der Stadt hatten«, erwiderte der Hüter aufrichtig. »Sonst hätte ich mein Vorhaben ganz anders angefangen.«

»Dein Vorhaben!« zischte Roger. »Seit du hier bist, höre ich immer nur von deinen Vorhaben.«

»Sind wir denn damit nicht weitergekommen?«

Roger starrte zu Boden. »Du bist hier überflüssig, Nachtvogel«, sagte er höhnisch. »Und ich wünschte, ihr würdet verschwinden, du und dein komischer kleiner Freund.«

»Jilseponie aber nicht?« fragte Juraviel.

Rogers Gesicht lief rot an. »Sie auch«, sagte er wenig überzeugend.

Eibryan merkte, daß es besser war, dieses heikle Thema fallenzulassen. »Wir verschwinden aber nicht«, sagte er. »Nicht bevor die Leute in Palmaris in Sicherheit sind oder das Heer nach Norden marschiert ist und die Städte zurückerobert hat. Ich bin ein Bestandteil deines Lebens, Roger Flinkfinger. Und wenn ich nun mal in die Rolle des Anführers geraten bin, die ich durch meinen Einsatz hier und aufgrund meiner Erfahrung verdient habe, dann nimm bitte zur Kenntnis, daß ich diese Funktion nicht deinem albernen Stolz zuliebe an den Nagel hängen werde.«

Roger machte eine Bewegung, als wolle er zuschlagen, doch dann hielt er sich im Zaum, obwohl sein Gesicht vor Zorn weiter rot anlief.

»Ich habe eine Verantwortung diesen Leuten gegenüber«, erklärte Eibryan ruhig. »Und du hast auch deinen Platz in dieser Gruppe, einen sehr wertvollen Platz.«

»Als dein Lakai?«

»Aber du mußt wissen«, fuhr der Hüter fort, als hätte er die dumme Bemerkung gar nicht gehört, »daß ich einen Angriff auf Caer Tinella zu diesem Zeitpunkt strikt ablehne. Die Flucht aus dieser Gegend ist jetzt für die Leute der einzig richtige Weg, und ich erwarte von dir, daß du mich in dieser Entscheidung unterstützt.«

Roger sah den Mann mit großen Augen an, sichtlich erstaunt, daß dieser sich erdreistete, ihm einen direkten Befehl zu erteilen.

»Ich dulde keinen Widerspruch in dieser Sache, Roger Flinkfinger.«

»Willst du mir etwa drohen? So wie Pon... Jilseponie mit ihrem albernen Fluch?«

»Ich sage dir nur, wie es ist«, erwiderte Eibryan. »Das hier ist zu wichtig – «

Bevor der Hüter den Satz zu Ende sprechen konnte, holte Roger blitzschnell zu einem Kinnhaken aus. Eibryan, den das nicht im mindesten überraschte, wehrte den Schlag mit erhobener Hand ab, lange bevor er sein Ziel erreicht hatte. Dann gab er Roger mit der flachen Hand eine Ohrfeige, so daß dieser rückwärts taumelte.

Roger zog einen Dolch und ging wieder auf ihn los, bremste dann aber plötzlich ab, als er Sturmwind aufblitzen sah.

»Ein Kampf zwischen uns beiden wäre aussichtslos«, sagte der Hüter. »Du hast bereits zugegeben, daß du noch nie jemanden getötet hast, während ich bedauerlicherweise schon sehr lange mit dem Schwert umgehen muß.« Mit diesen Worten steckte Eibryan Sturmwind zurück in die Scheide.

»Ich kann kämpfen!« schrie Roger ihn an.

»Das bezweifle ich nicht«, erwiderte Eibryan. »Aber deine wirklichen Talente liegen woanders, im Auskundschaften und darin, unsere Gegner mit Verstand und Geschicklichkeit zu übertölpeln.«

»In wichtigen Entscheidungen scheinst du diesem Verstand ja nicht zu trauen!«

Eibryan schüttelte den Kopf. »Hier geht es um Kriegführung, nicht um Diebstahl.«

»Und ich bin nichts weiter als ein gewöhnlicher Dieb?«

»Jetzt benimmst du dich wie ein ungezogenes Kind«, sagte der Hüter. »Wenn du auf mich losgehst und mich umbringst, oder ich bringe dich um, was wird dann aus den Leuten, die uns als ihre Anführer betrachten?«

»Ich will dich nicht umbringen«, erklärte Roger. »Ich will dich nur verletzen!« Und damit stürmte er erneut mit gezücktem Dolch auf ihn zu.

Eibryans linke Hand schoß unter der Klinge hindurch und packte Rogers Unterarm. Bevor der junge Mann reagieren konnte, fuhr der Hüter mit der freien Hand in entgegengesetzter Richtung quer durch die Luft. Roger verspürte einen Stich in der Hand, dann war er plötzlich wieder frei. Sobald er sein Gleichgewicht wiedergefunden hatte, wollte er einen erneuten Angriff starten, mußte jedoch feststellen, daß Eibryan inzwischen den Dolch in der Hand hielt.

Dieser ließ nun die andere Hand vorschnellen und ohrfeigte Roger dreimal hintereinander. »Willst du's noch mal versuchen?« fragte Eibryan und warf Roger das Messer wieder zu.

»Denk an seinen Stolz!« wisperte Juraviel hinter dem Rücken des Hüters.

Als dieser merkte, daß er es vielleicht zu weit trieb und den jungen Mann beleidigte, griff er hinter sich und nahm Juraviel Ponys Schwert aus der Hand. Dann wandte er sich wieder um und warf es von sich, so daß es genau zwischen Rogers Füßen im Boden steckenblieb. »Wenn du noch weitermachen willst, dann nimm auch eine richtige Waffe«, sagte er.

Roger griff nach dem Schwert, doch dann zögerte er, und sein Blick und der des Hüters trafen sich. »Ich kann kämpfen«, sagte er. »Aber das hier sind deine Waffen und nicht meine. Du gibst mir Ponys ganz normales kleines Schwert, während du die magische Klinge schwingst – «

Noch ehe er mit seinem Protest fertig war, zog Eibryan mit einer geschmeidigen Bewegung sein Schwert und pflanzte es neben das von Pony in die Erde. Dann nahm er selbst das andere zur Hand.

»Wir werden die Sache hier und jetzt klären«, sagte er gelassen. »Am besten ohne Kampf, aber wenn es sein muß... Also nimm die Waffe, Roger Flinkfinger. Oder laß es bleiben. Aber wie auch immer, nimm zur Kenntnis, daß meine Entscheidung über Caer Tinella feststeht. Und das heißt, daß wir an der Stadt vorbeigehen und an Landsdown ebenfalls und diese Leute in Palmaris in Sicherheit bringen.«

Doch Roger hörte ihm schon längst nicht mehr zu. Ihm ging es nicht um Caer Tinella, sondern um seinen Stolz. Es ging um die Führungsposition, die ihm seiner Meinung nach zustand, und es ging um eine Frau –

Diesen Gedanken schob er sofort beiseite, davon wollte er nichts wissen. Er warf einen kurzen Blick auf Eibryan, dann legte er die Hand um das Heft des Schwertes, dessen Knauf mit blauem Leder bezogen war. Es ging jetzt um seine Mannwerdung, entschied er, um Mut oder Angst, um beherrschen oder beherrscht werden – nicht von Eibryan, sondern von seiner eigenen Feigheit.

Er zog die Klinge aus der Erde und ließ sich mit ausgestreckter Waffe in eine standfeste Position zurückfallen.

»Bis Blut fließt?« fragte er.

»Bis einer aufgibt«, bestimmte Juraviel zu Rogers Überraschung. Nach den normalen Richtlinien des Schwertkampfes war die Auseinandersetzung mit dem ersten Blutstropfen beendet, doch in diesem Fall wollte Juraviel sichergehen, daß Roger Flinkfinger seine Lektion wirklich lernte.

Eibryan wartete in Ruhe ab. Er konnte dem ungeduldigen jungen Mann vom Gesicht ablesen, daß dieser zuerst und kräftig zuschlagen würde. Und wie erwartet, nahm Roger Anlauf und vollführte dann mit dem Schwert einen schwungvollen Bogen.

Eibryan hielt den Arm mit der Klinge nach unten quer über seinen Körper. Als Sturmwind ankam, fing der Hüter das Schwert geschickt mit seiner eigenen Klinge »ein« und zog dann den Arm zurück, um den Aufprall irgendwie abzuschwächen – andernfalls, so befürchtete er, hätte das Elfenschwert sein eigenes in zwei Teile gespalten. Dann drehte er seine Klinge schnell nach oben und hob dabei die Hand, so daß Rogers Angriff ins Leere ging.

Nun hätte er die Sache mit einem Schritt vorwärts und einem kurzen Hieb beenden können. Doch als er zu dieser Bewegung ansetzte, fiel ihm Juraviels Warnung ein, und er wich statt dessen zurück.

Da stürzte sich Roger, der gar nicht gemerkt hatte, daß er längst verloren hatte, schon wieder auf ihn. Diesmal war seine Taktik bedeutend verwirrender. Zuerst griff er Eibryan von oben, dann von unten und wieder von unten an, um nach einem Täuschungsmanöver von oben schließlich zum dritten Mal von unten zu kommen.

Eibryan ging dem ersten Schlag mit einer einfachen Kopfbewegung aus dem Weg, wehrte die beiden nächsten mit der Klinge ab und wich dem letzten durch einen Luftsprung aus. Nun parierte der Hüter und machte, sobald er wieder auf den Füßen stand, einen plötzlichen Satz nach vorn und vollführte einen großen Bogen in Rogers Richtung, nachdem er dem jungen Mann Zeit gelassen hatte, sein Schwert bereitzuhalten.

Eibryan arbeitete langsam, mit weit ausholenden und allzu offensichtlichen Bewegungen, so daß der kleine Roger jedem Angriff mühelos ausweichen und zwei davon zu Eibryans Überraschung sogar parieren konnte. Der Hüter erholte sich jedoch schnell davon und schlug mit der Hand gegen die flache Seite der Klinge, wobei er allerdings eine leichte Schramme abbekam.

»Nach der Regel ›Bis Blut fließt‹ hätte ich bereits gewonnen«, prahlte Roger.

Der Hüter bezwang seinen Stolz und ließ die Beleidigung durchgehen. Er hatte weder Zeit noch Lust für solche Albernheiten, denn er mußte sich auf diesen speziellen Kampf konzentrieren – es ging hier nicht darum, ob er gewinnen oder verlieren würde, sondern darum, daß weder er noch Roger Verletzungen davontrugen. Und deshalb mußte er die Sache perfekt in Szene setzen.

Ein weiterer Schlagabtausch folgte, in dessen Verlauf die beiden ihre Schwerter wiederholt durch die Luft sausen ließen, um die Schläge des anderen abzulenken. Hierbei machte Roger seine Sache erstaunlich gut, und der Hüter wich langsam, aber sicher zurück. Dadurch angespornt drängte Roger nun noch heftiger vorwärts und schwang sein Schwert in großen Bögen hin und her, wobei er ungewollt seine Deckung aufgab.

Doch Eibryan nutzte diesen Umstand nicht aus, sondern wich weiter zurück und bückte sich sogar ein wenig, als wäre er stark in Bedrängnis.

Roger hechelte vor Genugtuung, holte weit aus und ließ Sturmwind diagonal durch die Luft sausen.

Da ließ der Hüter sein Schwert von der rechten in die linke Hand gleiten und parierte kraftvoll, um dann blitzschnell die Klinge über Rogers stillstehendes Schwert zu bringen, mit der Spitze darunter zu fahren und die beiden Klingen so ineinander zu verhaken, daß er Roger das Schwert mit einem Ruck aus der Hand reißen konnte, so daß es in hohem Bogen durch die Luft flog. Dabei ließ Eibryan auch sein eigenes Schwert los.

Als sich der junge Mann nach der Waffe bückte, vollführte Eibryan einen Salto und drehte ihm den rechten Arm auf den Rücken. Bevor der andere sich mit dem linken, noch freien Arm wehren konnte, hatte Eibryan schon mit dem linken Arm unter seiner Achsel hindurchgegriffen und ihn im Genick

gepackt. Dann trat er mit einem Bein hinter ihn und legte ihn seitlich übers Knie. Nun gingen sie beide zu Boden, Eibryan obenauf, der dem hilflosen jungen Mann die Arme auf dem Rücken zusammenhielt.

»Ergib dich!« verlangte der Hüter.

»Das ist unfair!« beschwerte sich Roger.

Eibryan stand auf und zog den Jungen mit auf die Füße, dann ließ er ihn los und gab ihm einen Schubs. Roger machte sofort wieder Anstalten, das Schwert zu holen.

Eibryan wollte schon einen lautlosen Ruf aussenden, der Sturmwind wieder in seine Hand zurückgebracht hätte, beschloß dann aber, Roger gewähren zu lassen. Dieser ergriff die Klinge, fuhr zu ihm herum und sah ihn angriffslustig an.

»Das war nicht fair!« keuchte er wieder. »Das hier ist ein Schwertkampf und kein Ringkampf.«

»Dieser Griff war lediglich eine Fortsetzung des Spiels«, erwiderte Eibryan. »Hättest du dich lieber aufspießen lassen?«

»Das hättest du nicht gekonnt!« widersprach Roger. »Deine Parade hat uns beide unsere Waffen gekostet!«

Eibryan drehte sich zu Juraviel um und sah, daß dieser den wahren Sachverhalt kannte und wußte, daß er ehrlich gesiegt hatte. Doch der Elf sagte: »Der Junge hat recht.« Da war Eibryan klar, daß Roger seine Lektion noch nicht gelernt hatte, und so sagte er: »Dann ist der Kampf noch nicht beendet.«

»Geh und hol dir dein Schwert!« sagte Roger zu ihm.

»Nicht nötig«, mischte sich Juraviel ein, und sein Tonfall war ein bißchen zu freundlich nach Eibryans Geschmack. »Die Schwerter lagen am Boden, und du warst der letzte, der seins wieder in der Hand hatte. Nutze deinen Vorteil, junger Mann!«

Eibryan starrte Juraviel an und dachte, daß der Elf es jetzt ein wenig übertrieb.

Roger ging drei Schritte auf ihn zu, das Schwert auf Höhe von Eibryans Gesicht. »Ergib dich!« sagte der junge Mann mit breitem Grinsen.

»Nur weil du im Vorteil bist?« erwiderte Eibryan. »So wie vorhin mit dem Dolch?«

Roger machte einen Satz nach vorn, aber der Hüter tat ebenfalls einen Sprung an Roger vorbei und packte sein Schwert, bevor der andere eine Kehrtwendung machen und ihn einholen konnte.

Doch dann ging Roger auf ihn los, wütend über seinen eigenen Fehler, und schwang sein Schwert heftig hin und her. Metall traf aufeinander, wieder und wieder, und Eibryan fing jeden Schlag geschickt ab.

Da Roger bald ermüdete, versuchte er nun einen von Eibryans Tricks nachzumachen und ließ das Schwert in die linke Hand gleiten.

Doch Eibryans Rückhandparade ließ ihn sich fast einmal um sich selbst drehen, und als sich Roger wieder davon erholt hatte und sein Schwert abwehrend vor sich hinhielt, mußte er feststellen, daß der Hüter nicht mehr da war.

Und dann spürte er plötzlich eine Schwertschärpe in seinem Nacken.

»Ergib dich!« forderte Eibryan ihn auf.

Roger straffte sich und setzte zu einer Bewegung an, doch Eibryan bohrte die Spitze nur noch ein bißchen fester hinein und machte damit jeden Gedanken daran zunichte.

Da warf Roger Sturmwind zu Boden und wollte mit einem wütenden Blick auf den Hüter davonlaufen. Ein Blick, der noch finsterer wurde, als Eibryan unerwartet zu lachen anfang.

»Tapfer geschlagen!« beglückwünschte er ihn. »Ich hätte nicht gedacht, daß du so gut mit dem Schwert umgehen kannst. Du scheinst wirklich ein Mann mit vielen Talenten zu sein, Roger Flinkfinger.«

»Du hast mich doch mit Leichtigkeit geschlagen«, fauchte der junge Mann.

Eibryan lächelte unvermindert. »Nicht so leicht, wie du denkst«, sagte er und sah Juraviel an. »Der Schattensprung«, erklärte er.

»Allerdings«, erwiderte der Elf, der verstand, was der Hüter meinte, denn er dachte daran, wie der Elf Tallareyish Issinshine Eibryan einmal beim Training mit so einem Sprung geschlagen hatte. »Dieser Schachzug funktioniert zwei von drei Malen«, fuhr Juraviel an Roger gewandt fort. »Oder zumindest führt er in zwei von drei Fällen nicht zum völligen Desaster.«

Dann wandte er sich wieder Eibryan zu. »Es bekommt meinem alten Herzen nicht gut, wenn ich sehe, wie du, Nachtvogel, den wir auf höchster Ebene ausgebildet haben, zu solchen Mitteln greifen muß, um nicht von einem halben Kind geschlagen zu werden!« sagte er vorwurfsvoll.

Dann sahen sie Roger an und dachten, daß sie die Sache mit den Städten und dem Konkurrenzkampf zwischen den beiden nun wohl erfolgreich beigelegt hätten.

Roger blickte den Hüter und den Elfen eine Weile finster an, dann spuckte er vor Eibryan aus und stürmte davon.

Dieser stieß einen tiefen Seufzer aus. »Er ist nicht leicht zu überreden«, sagte er.

»Vielleicht hat er dein Täuschungsmanöver ja genauso leicht durchschaut wie ich«, überlegte Juraviel.

»Was denn für ein Täuschungsmanöver?«

»Du hättest ihn jederzeit und auf jede Weise schlagen können«, erklärte der Elf unverblümt.

»Zwei zu drei«, verbesserte ihn der Hüter.

»Bei Tallareyish vielleicht«, antwortete Juraviel schnell. »Allerdings blieb dem in dem Moment auch gar nichts anderes übrig, denn du hattest eindeutig die Oberhand.«

»Und diesmal?«

»Diesmal hatte der Schattensprung nur einen Grund, nämlich Roger seine Selbstachtung zu bewahren. Eine Strategie, von der ich nicht genau weiß, ob sie Erfolg hat.«

»Aber – «, wollte Eibryan protestieren, denn Juraviel hatte ihn ja vor dem Kampf genau darum gebeten.

»Gib nur darauf acht, daß deine ›Lektion‹ bei Roger nicht zu einer völligen Selbstüberschätzung führt«, gab ihm der Elf zu bedenken. »Wenn er gegen einen Pauri ins Feld zieht, wird er wahrscheinlich nicht mit dem Leben davonkommen.«

Eibryan dachte darüber nach und sah zu der Stelle hinüber, wo Roger das Feld verlassen hatte. Das schien ihm allerdings noch ihr geringstes Problem zu sein, denn bei Rogers Verhalten würde es nicht ganz einfach sein, die Leute davon zu überzeugen, daß es besser war, einen Bogen um die besetzten Städte zu machen.

»Geh und bring Pony ihr Schwert zurück«, sagte Juraviel.

Eibryan, der angestrengt darüber nachdachte, wie er die Sache mit Roger in den Griff bekommen konnte, antwortete ihm gar nicht mehr, sondern steckte Sturmwind in die Scheide und verschwand in der Dunkelheit.

»Inzwischen unterhalte ich mich mal mit Roger Flinkfinger«, murmelte der Elf, als der Hüter schon auf und davon war.

Bald darauf hatte er Roger auf einer wurzelüberwucherten Waldlichtung unter den kräftigen Zweigen einer weit ausladenden Ulme eingeholt.

»Anstand und Etikette hätten eigentlich verlangt, daß du dem Sieger gratulierst«, erklärte Juraviel und ließ sich auf einem Zweig genau über dem jungen Mann nieder.

»Verschwinde, Elf!« zischte Roger.

Juraviel hüpfte hinab und landete geradewegs vor den Füßen des anderen.

»Verschwinden?« wiederholte er ungläubig.

»Jawohl! Mach, daß du wekommst!«

»Spar dir deine Drohungen, Roger Flinkfinger«, antwortete der Elf ruhig. »Mich hast du nicht beeindruckt.«

»Ich habe deinen tollen Nachtvogel beinahe außer Gefecht gesetzt.«

»Er hätte dich jederzeit schlagen können«, unterbrach ihn Juraviel. »Das weißt du ganz genau.«

Roger reckte sich, und obwohl er nach menschlichen Begriffen nicht gerade groß war, überragte er den Elfen doch um einiges.

»Nachtvogel ist so kräftig wie irgendeiner«, fuhr Juraviel fort. »Und mit seiner Ausbildung durch die Touel'alfar ist er auch ebenso geschickt mit dem Schwert. Er ist ein perfekter Kämpfer und hätte dir deine eigene Klinge ins Gesicht rammen können, wenn er nur gewollt hätte. Oder er hätte einfach nach deinem Arm greifen und ihn zwischen seinen Fingern zerquetschen können.«

»Das ist doch nur Lakaiengeschwätz!« schrie Roger ihn an.

Spöttisch fragte ihn Juraviel: »Hast du etwa schon vergessen, wie euer Kampf anfing?«

Roger sah ihn fragend an.

»Was war denn, als du mit dem Dolch auf Nachtvogel losgingst?« fragte der Elf. »Beweist das nicht genug?«

Das brachte Roger vollends auf die Palme, und er holte zum Faustschlag gegen Juraviel aus. Dieser trat ihm entgegen, packte den Jungen beim Handgelenk und drehte ihm den Arm auf den Rücken. Gleichzeitig griff er mit der freien Hand in seine Haare, drehte ihn mit einem Ruck um die eigene Achse und knallte ihn mit dem Gesicht gegen den Baumstamm.

»Ich bin nicht Nachtvogel«, sagte Juraviel warnend. »Ich bin kein Mensch und habe herzlich wenig Mitleid mit Narren wie dir!« Mit diesen Worten rammte er Roger noch einmal gegen den Baum, drehte ihn dann wieder zu sich herum und schlug

ihm mit dem Handrücken ins Gesicht, so daß das Bürschchen sich hinsetzte.

»Du weißt Bescheid, Roger Flinkfinger«, schimpfte er. »Du weißt genau, daß Nachtvogel dir in diesen Dingen voraus ist und daß seine Entscheidung über euer Vorgehen beherzigt werden sollte. Aber du bist so blind in deiner albernen Eitelkeit, daß du deine Leute noch ins Verderben stürzen wirst, bevor du es überhaupt merkst!«

»Stolz?« brüllte Roger. »Wer war es denn, der nach Caer Tinella gegangen ist und die Gefangenen gerettet...«

»Warum ist Roger Flinkfinger denn jedes Mal nach Caer Tinella gegangen?« fiel ihm Juraviel ins Wort. »Wegen der armen Leute oder aus Angst, dieser neue Held könnte ihm die Schau stehlen?«

Roger kam ins Stottern, als er antworten wollte, doch Juraviel hörte ihm sowieso nicht zu. »Er hätte dich in jedem Augenblick und auf jede beliebige Weise schlagen können«, sagte der Elf noch einmal; dann machte er auf dem Absatz kehrt und ließ Roger leicht angeschlagen unter der Ulme sitzen.

16. Die Methoden des ehrwürdigen Vaters

»Abt Dobrinion wird zunehmend ungehalten«, sagte Bruder Francis zu Vater Markwart. Der junge Mönch war sichtlich erregt, er betonte jedes Wort einzeln und schwankte dabei irgendwie zwischen Angst und Entsetzen. Natürlich wurde Dobrinion ungehalten, sagte er sich, wenn man seine Schützlinge in den Verliesen dieses geheiligten Ortes folterte!

»Es steht mir vielleicht nicht zu, das zu sagen«, fuhr Francis fort und versuchte Markwarts Gelassenheit zu durchschauen, »aber ich fürchte – «

»Daß St. Precious uns nicht wohlgesonnen ist?« beendete der Abt den Satz.

»Vergebt mir«, sagte Bruder Francis kleinlaut.

»Vergeben?« wiederholte Markwart ungläubig. »Was denn? Deine Beobachtungsgabe? Deinen Argwohn? Wir befinden uns im Krieg, du junger Narr. Hast du das noch immer nicht begriffen?«

»Gewiß, ehrwürdiger Vater«, sagte Francis mit einer Verneigung. »Die Pauris und Goblins – «

»Vergiß sie!« unterbrach ihn Markwart. »Und auch die Riesen und den geflügelten Dämon. Bei diesem Krieg geht es längst um viel mehr als um irgendwelche Ungeheuer.«

Bruder Francis blickte auf und sah Markwart forschend an.

»In diesem Krieg geht es um die Grundprinzipien des Abellikaner-Ordens«, fuhr Markwart fort. »Ich habe dir das immer wieder erklärt, aber du verstehst es einfach nicht. Es ist ein Kampf zwischen jahrtausendealten Traditionen und lächerlichen neumodischen Ansichten über das Wesen von Gut und Böse.«

»Sind das nicht zeitlose Begriffe?« wagte Francis irritiert zu fragen.

»Natürlich«, erwiderte Markwart mit einem entwaffnenden Lächeln. »Aber es gibt einige, unter ihnen Meister Jojonah, die glauben, sie könnten sie nach ihrem Gutdünken neu definieren.«

»Und was wird mit Abt Dobrinion?«

»Du wirst mir über ihn Bericht erstatten«, befahl Markwart.

Bruder Francis schwieg und dachte nach. Er war nicht ganz sicher, was der ehrwürdige Vater von Dobrinion oder sonst irgendwem hielt. Zu Hause in St. Mere-Abelle hatte Markwart des öfteren heftige Dispute mit De'Unnero gehabt, und trotzdem war dieser der engste Ratgeber des Abtes, gleich nach Francis selbst.

»Bruder Avelyn, dieser Ketzer, mußte immer alles in Frage stellen«, meinte Vater Markwart. »Er konnte nicht einfach seinem Herzen folgen, und das, fürchte ich, war sein Verderben.«

»Abt Dobrinion wird uns bekämpfen«, platzte Francis heraus. »Ich traue ihm nicht, und ich glaube, daß er eher zu Meister Jojonahs Auffassungen neigt als zu der Euren – unseren.«

»Das sind harte Worte«, sagte Markwart listig.

Bruder Francis wurde blaß.

»Aber es ist etwas Wahres dran«, fuhr Markwart fort, und Francis atmete auf. »Abt Dobrinion war schon immer ein Traumtänzer. Ich dachte, mit der Heiligsprechung von Bruder Allabarnet könnte ich ihn bei der Stange halten, aber er ist anscheinend schwächer, als ich geglaubt habe.«

»Er wird uns bekämpfen«, sagte Bruder Francis jetzt noch überzeugter.

»Selbst in diesem Augenblick macht er sich für die Freilassung der Chilichunks stark«, erklärte Markwart. »Er

wird zum Baron von Palmaris gehen, wahrscheinlich sogar zum König – und natürlich zu den anderen Äbten.«

»Haben wir denn ein Recht, sie festzuhalten?« fragte Bruder Francis.

»Ist der Abellikaner-Orden nicht wichtiger als das Schicksal dreier Leute?« war die knappe Antwort.

»Ja, ehrwürdiger Vater«, erwiderte Francis. Markwarts einfache Argumentation machte es ihm leicht, seine eigenen Empfindungen beiseite zu schieben. Die Sache, so sagte er sich, war tatsächlich zu wichtig, um sie durch albernes Mitleid zu gefährden.

»Und was sollen wir nun tun?« fragte der Abt, obwohl es für Bruder Francis offensichtlich war, daß er sich längst entschieden hatte.

Wieder zögerte er und dachte nach. »Ein Äbte-Kollegium«, hob er an, denn er dachte daran, daß es erforderlich war, die ganze Ordenshierarchie einzuberufen, wenn der ehrwürdige Vater Dobrinion seines Amtes entheben wollte.

»Das wird es sicher geben«, erwiderte Markwart. »Aber es wird nicht vor Mitte des Calember zusammentreten.«

Bruder Francis überlegte. Der Calember war der elfte Monat, und bis dahin waren es noch mehr als vier Monate. »Dann müssen wir St. Precious sofort verlassen«, meinte er schließlich, denn er vermutete ganz richtig, daß Markwart bald die Geduld mit ihm verlieren würde. »Wir müssen die Gefangenen nach St. Mere-Abelle bringen, wo Abt Dobrinion nichts zu sagen hat.«

»Ganz recht«, pflichtete Markwart ihm bei. »Wir müssen tatsächlich morgen abreisen, mit dem Zentauren und den Chilichunks im Schlepptau. Kümmere dich darum, daß alles bereit ist, und leg die Marschroute fest.«

»Den direktesten Weg«, versprach ihm Francis.

»Und laß überall bekanntmachen, daß wir abreisen«, fuhr der Abt fort. »Und sieh zu, daß wir auch noch Connor Bildeborough erwischen, denn diese Nachricht wird sich herumsprechen.«

Bruder Francis machte ein zweifelndes Gesicht. »Das könnte uns Ärger mit der Krone einbringen«, gab er zu bedenken.

»Dann lassen wir ihn eben wieder laufen«, erwiderte Markwart. »Bis dahin ist der Klatsch vielleicht bis zu der Frau gelangt, die wir suchen.«

»Vielleicht schert sie sich gar nicht um Bildeborough«, wandte Bruder Francis ein. »Ihre Verbindung war nur kurz und unerfreulich, wie man hört.«

»Aber sie wird wegen der Chilichunks kommen«, erklärte Markwart: »Und wegen dieses häßlichen Pferdemenschen. Die Verhaftung von Master Bildeborough sorgt nur dafür, daß sich die Nachricht von den anderen Gefangenen herumspricht.«

Bruder Francis dachte einen Moment über diese Logik nach, dann nickte er. »Und was wird mit Abt Dobrinion?« fragte er.

»Dieses Problem ist geringer, als du denkst«, erwiderte Markwart prompt, und Francis hatte das Gefühl, daß der Mann etwas ganz Bestimmtes mit dem ehrenwerten Abt von St. Precious im Sinn hatte.

Connor Bildeborough ging in dem kleinen Zimmer auf und ab. Obwohl er von edler Herkunft war, liebte er das Treiben in den Hafenkaschemmen von Palmaris. Das einzige Abenteuer, das er im Palast seines Onkels genießen konnte, war die gelegentliche Fuchsjagd, und diese Art des Zeitvertreibs empfand er als törichte Selbstdarstellung, die in seinen Augen nicht als Sport gelten konnte. Nein, Connor hatte einen wachen Verstand und eine flinke Hand und bevorzugte eine ordentliche

Rauferei in der Schänke oder ein kleines Gefecht mit ein paar Wegelagerern in einer finsternen Gasse.

Zu diesem Zweck hatte er viel Zeit auf den Schlachtfeldern nördlich von Palmaris verbracht und versucht, dort im Kampf gegen Unmengen von Ungeheuern seinen Ruf als Krieger zu begründen. Bei Ausbruch des Krieges hatte ihn sein Onkel mit einem herrlichen Geschenk ausgestattet, einem schlanken Schwert von einzigartiger Machart. Seine Klinge schimmerte von einem undefinierbaren silbrigen Metall, und sein goldener Knauf war mit etlichen kleinen Magnetiten besetzt, so daß sich die Waffe hervorragend zur Abwehr benutzen ließ, denn die Steine zogen einfach die Klinge des Gegners an. Das Schwert trug den Namen Beschützer, und Connor hatte keine Ahnung, wo sein Onkel diese vortreffliche Klinge aufgetrieben hatte. Es rankten sich mannigfaltige Gerüchte um das Schwert, die sich unmöglich belegen ließen. Die meisten sagten, daß es aus der Schmiede des ersten Königs vom Bärenreich stamme – manche glaubten, ein geschickter Pauri, der seine Sippe auf den Wetterinseln im Stich gelassen hatte, habe es gemacht. Andere Geschichten erzählten, die geheimnisvollen Touel'alfar seien für seine Herstellung verantwortlich, und wieder andere behaupteten, alle beide hätten es zusammen mit dem besten menschlichen Waffenschmied dieser Tage fabriziert.

Was auch immer die Wahrheit über den Ursprung des Schwertes sein mochte, Connor war jedenfalls klar, daß er jetzt eine höchst außergewöhnliche Waffe besaß. Noch eine Woche zuvor hatte er mit diesem Schwert in der Hand eine Abteilung der Kingsmen gegen eine Horde mächtiger Riesen ins Feld geführt, und wenn das Ergebnis auch einigermaßen verheerend ausgesehen hatte – was im Kampf gegen Riesen nicht verwunderlich war –, hatte sich Connor doch tapfer geschlagen und sogar zwei erlegte Gegner verbuchen können. Was hatte er doch im Norden für Ruhm geerntet!

Als Connor aber jetzt mit seinem guten Freund Dobrinion in diesem Zimmer zusammentraf, wurde ihm klar, daß er sein Augenmerk wohl lieber ein bißchen mehr auf sein Zuhause richten sollte.

»Es geht um Jill«, sagte der Abt eindringlich. »Vater Markwart glaubt, daß sie den Edelsteinschatz besitzt, der aus St. Mere-Abelle gestohlen wurde.«

Jill. Der Name traf Connor wie ein Blitzschlag, weckte alte Erinnerungen und schnitt ihm ins Herz. Er hatte ihr monatelang den Hof gemacht, es waren wundervolle Monate gewesen, und dann war ihre Ehe innerhalb weniger Stunden in die Brüche gegangen. Als Jill ihm den Vollzug der Ehe verweigert hatte, hätte Connor von Rechts wegen ihren Tod verlangen können.

Aber das hatte er natürlich nicht getan, denn er hatte dieses lebenssprühende Wesen ja wirklich geliebt. So hatte er dafür plädiert, daß sie ins Heer des Königs geschickt wurde. Und es hatte ihm schier das Herz gebrochen, als seine Jury aus Palmaris fortgegangen war.

»Ich habe gehört, daß sie ganz weit weg ist«, sagte der junge Edelmann betrübt. »In Pireth Tulme oder Pireth Danard, bei der Küstenwache.«

»Das kann schon sein«, räumte Abt Dobrinion ein. »Wer weiß? Der ehrwürdige Vater sucht nach ihr und glaubt, daß sie im Norden war, in Dundalis oder noch weiter oben, zusammen mit Avelyn von St. Mere-Abelle, der die heiligen Steine gestohlen hat.«

»Kennst du diesen Mann?« wollte Connor wissen und fragte sich wieder, wer wohl dieser Mönch war, der Pettibwa Chilichunk besucht hatte.

»Nie gesehen«, erwiderte Abt Dobrinion.

»Weißt du, wie er aussieht?« fragte Connor weiter.

»Ein großer Mann mit einem dicken Bauch, hat Meister Jojonah jedenfalls gesagt.«

Connor nickte und dachte über diese Antwort nach. Der Mönch, der bei Pettibwa gewesen war, hatte tatsächlich einen dicken Bauch gehabt. Konnte es sein, daß Jill in Begleitung dieses Mannes nach Palmaris gekommen war? Daß Jilly, seine Jilly, ihm so nah gewesen war, ohne daß er davon gewußt hatte?

»Das Mädchen ist in großer Gefahr, Connor«, sagte der Abt ernst. »Und wenn du irgend etwas über sie weißt, zum Beispiel, wo sie ist oder ob sie sich wirklich im Besitz der Steine befindet, dann wird der ehrwürdige Vater dich aufspüren. Und seine Verhörmethoden sind alles andere als angenehm.«

»Woher sollte ich etwas über Jill wissen?« fragte Connor verduzt. »Das letzte Mal, daß ich sie gesehen habe, war bei ihrem Prozeß, als man sie zum Heer des Königs verwiesen hat.« Das war die Wahrheit – das letzte Mal hatte er sie bei der Annullierung ihrer Ehe und ihrer Dienstverpflichtung gesehen –, doch in letzter Zeit war Connor oft aus Palmaris fort gewesen, im Norden, um sich in den letzten Tagen des Krieges noch einen Namen zu machen. Dort hatte er Geschichten über eine Bande von Draufgängern gehört, die weiter oben im Norden operierten, in der Nähe der Städte Caer Tinella und Landsdown, und mit Tricks und Zauberei den Monstern zu Leibe rückten. Konnte es sein, daß Jill und dieser Mönch Avelyn mit ihren gestohlenen Edelsteinen für diesen Hokuspokus verantwortlich waren?

Natürlich würde Connor seinen Verdacht, selbst Abt Dobrinion gegenüber, für sich behalten.

»Der ehrwürdige Vater ist wild entschlossen, sie zu finden«, sagte Dobrinion.

»Wenn sich Jill in Schwierigkeiten gebracht hat, dann kann ich nicht viel tun, um die Sache wieder geradezubiegen«, erwiderte Connor.

»Aber du hängst mit drin, allein durch die Tatsache, daß du mit ihr verheiratet warst«, sagte der Abt warnend.

»Lächerlich«, meinte Connor, doch im selben Augenblick flog auch schon die Tür auf, und vier Mönche, Youseff und Dandelion, Bruder Francis und Markwart selbst, stürmten in das Zimmer.

Dandelion ging schnurstracks auf Connor zu, der sein Schwert ziehen wollte, jedoch verblüfft sah, wie dieses von allein aus der Scheide glitt. Connor streckte die Hand aus, aber als der den Knauf zu fassen bekam, zog es seinen Arm in die Höhe, und im nächsten Moment stand er auf den Zehenspitzen und brachte es mit aller Kraft und seinem ganzen Körpergewicht nicht zuwege, das Schwert wieder zu sich herabzuziehen.

Dandelion versetzte ihm einen kurzen, kräftigen Stoß, riß ihm das Schwert aus der Hand und hielt ihn fest. Das Schwert entschwebte, schwerelos, und Connor konnte es nicht fassen, bis ihm auffiel, daß der vierte Mönch, Bruder Francis, einen grün gestreiften Edelstein in der Hand hatte.

»Keinen Widerstand, Master Connor Bildeborough!« sagte Markwart. »Wir möchten mit Euch reden, das ist alles. Es handelt sich um eine Angelegenheit von ungeheurer Wichtigkeit, die etwas mit der Sicherheit der Pfründen Eures Onkels zu tun hat.«

Connor versuchte instinktiv, sich zu befreien, doch vergebens, denn Dandelion war zu kräftig und zu geübt, um ihn entwischen zu lassen. Außerdem stand der andere, Youseff, mit einer kleinen, aber massiven Keule in der Hand bereit.

»Mein Onkel wird davon erfahren«, drohte Connor.

»Euer Onkel wird meine Entscheidung billigen«, sagte Markwart überzeugt. Dann nickte er seinen beiden Lakaien zu, und sie zerrten Connor hinter sich her ins Freie.

»Ihr bewegt Euch auf unsicherem Boden«, meinte Abt Dobrinion. »Den Einfluß des Barons Rochefort Bildeborough sollte man nicht unterschätzen.«

»Einer von uns bewegt sich tatsächlich auf unsicherem Boden, soviel ist sicher«, erwiderte Markwart ruhig.

»Ihr wußtet, daß wir nach Connor Bildeborough suchten«, sagte Bruder Francis vorwurfsvoll und griff nach dem in der Luft schwebenden Schwert. »Und trotzdem seid Ihr hergekommen, um ihn zu warnen?«

»Ich bin hergekommen, um ihn aufzusuchen«, verbesserte der Abt. »Und ihm zu sagen, daß er mit Euch reden soll, daß alles, was er weiß – und ich versichere Euch, er weiß nichts! –, entscheidend sein könnte für den Ausgang des Krieges.«

Vater Markwart grinste verächtlich bei diesem halbherzigen Widerspruch Dobrinions. »Mit schönen Worten kann man vortrefflich die Wahrheit sagen oder verbergen«, sagte er.

»Zweifelt Ihr etwa an mir?« fragte Dobrinion.

»Für mich habt Ihr in dieser Sache klar Stellung bezogen«, erwiderte Markwart. »Ich weiß, warum Ihr Connor Bildeborough aufgesucht habt. Ich weiß, was Ihr vorhattet und daß Eure Absichten nicht dieselben sind wie die meinen.«

Dobrinion schnaubte beleidigt und marschierte auftrumpfend an den beiden vorbei. »Der Baron muß unterrichtet werden«, erklärte er und ging auf die Tür zu.

Als Bruder Francis ihn grob am Arm packte, fuhr er herum und starrte den jungen Mann ungläubig an.

Francis' Augen funkelten gefährlich, und einen Moment lang dachte der Abt, er würde ausholen und ihn schlagen. Doch eine Handbewegung Markwarts machte dem ein Ende, und Bruder

Francis ließ von Dobrinion ab, den Blick allerdings weiter auf sein Gegenüber geheftet.

»Entscheidend ist, wie man es ihm mitteilt«, meinte Markwart zu Dobrinion. »Sagt ihm, daß sein Neffe keines Verbrechens angeklagt ist, sondern sich bereit erklärt hat, uns in dieser wichtigen Angelegenheit einige Fragen zu beantworten.«

Abt Dobrinion stürmte davon.

»Sein Bericht an den Baron wird nicht gerade schmeichelhaft ausfallen«, meinte Bruder Francis, als Youseff und Dandelion Connor mit sich fortzogen.

»Ganz wie er will«, sagte Markwart.

»Baron Bildeborough könnte sich als unangenehmer Gegner erweisen«, insistierte Bruder Francis.

Doch Markwart schien noch immer nicht übermäßig beunruhigt. »Wir werden ja sehen, was passiert«, erwiderte er. »Bis Baron Bildeborough benachrichtigt ist, haben wir bereits festgestellt, was Connor weiß, und allein die Tatsache seiner Festnahme wird unsere Anwesenheit und die Identität der anderen Gefangenen bekanntmachen. Danach interessiert mich dieser Mann nicht mehr.«

Damit machte er sich auf den Weg, und Bruder Francis folgte ihm nach einer kurzen Denkpause, in der er über dieses Zusammentreffen und seine möglichen Folgen für den Abt von St. Precious nachgrübelte.

»Sollen wir uns jetzt vielleicht in den Straßen von Palmaris ein Gefecht liefern?« schäumte Bruder Francis in Richtung Dobrinion. Sie hatten kaum mit dem Verhör von Connor Bildeborough begonnen – und zwar in äußerst höflichem und liebenswürdigem Tonfall –, als ein großes Aufgebot von

Soldaten am Tor von St. Precious aufmarschierte und die Freilassung des Mannes forderte.

»Ich habe Euch ja gleich gesagt, daß es keine Kleinigkeit ist, den Neffen des Barons von Bildeborough festzunehmen«, erwiderte der Abt. »Habt Ihr etwa nicht geglaubt, daß sein Onkel so reagieren würde?«

»Schluß jetzt! Alle beide!« schimpfte Vater Markwart.

»Bringt mir den Abgesandten von Baron Bildeborough, damit wir die Sache erledigen können!«

Dobrinion und Bruder Francis setzten sich gleichzeitig in Bewegung, dann blieben sie stehen und starrten sich an.

»Und Ihr, Abt Dobrinion«, fuhr Markwart fort und bedeutete Francis mit einer Handbewegung, sich zu entfernen, »Ihr werdet bei dem Zentauren gebraucht. Er möchte mit Euch reden.«

»Mein Platz ist hier, ehrwürdiger Vater«, widersprach Dobrinion.

»Euer Platz ist da, wo ich es für richtig halte«, sagte der alte Mann. »Geht zu der elenden Kreatur.«

Dobrinion sah Markwart scharf an. Er hatte nichts dagegen, mit Bradwarden zu reden, aber die Zelle des Zentauren befand sich ganz am anderen Ende, und bis er dorthin und wieder zurückgegangen war, selbst wenn er nur wenige Worte mit dem Gefangenen sprach, war die Unterredung mit Bildeboroughs Leuten wahrscheinlich längst vorüber.

Dennoch tat er, wie ihm geheißen, verbeugte sich vor dem Abt und stürmte hinaus.

Im nächsten Augenblick kam Bruder Francis zurück. »Bruder Youseff bringt jetzt den Abgesandten«, erklärte er.

»Und du gehst zu Connor Bildeborough«, sagte der Abt und warf Francis einen grauen Seelenstein zu. »Oder jedenfalls in seine Nähe, ohne daß er dich sehen kann. Nimm ihn dir erst spirituell vor, und sei dabei nicht zimperlich. Sieh nach, was er

für Geheimnisse in seinem Kopf hat, und dann bring ihn zu mir. Ich werde die Soldaten des Barons solange wie möglich aufhalten, aber sie werden ohne Connor nicht wieder abziehen.«

Bruder Francis verbeugte sich und eilte davon. Er war kaum verschwunden, da stürzte schon ein anderer Mann herein.

»Wo ist Abt Dobrinion?« fragte der Soldat barsch und baute sich vor Vater Markwart auf. Er war ein stämmiger Mann und trug eine lederbezogene Rüstung mit dem Adler des Hauses Bildeborough darauf. Dieses Emblem zierte auch seinen metallenen Schild und den Kamm seines blanken Helms, ein fest sitzendes Gebilde, das sich bis tief über die Ohren hinabzog und in der Mitte mit einem einzigen Streifen zwischen den Augen entlang bis zur Nase lief.

»Und du bist?« wollte Markwart wissen.

»Ein Abgesandter von Baron Bildeborough«, sagte der andere im Befehlstone. »Um seinen Neffen zu holen.«

»Das hört sich ja an, als hätten wir den jungen Connor festgenommen«, meinte Markwart beiläufig.

Der bullige Soldat wippte auf den Fersen zurück und entspannte sich etwas bei Markwarts entgegenkommendem Tonfall.

»Der Neffe des Barons ist lediglich nach St. Precious gebeten worden, um einige Fragen im Zusammenhang mit seiner früheren Heirat zu beantworten«, fuhr Markwart fort. »Natürlich steht es ihm frei zu gehen, wohin er will. Der Mann hat ja schließlich nichts verbochen.«

»Aber uns ist gesagt worden – «

»Ein Irrtum, scheint mir«, sagte Vater Markwart lächelnd. »Bitte, setz dich doch und trink ein Gläschen Wein – vortrefflicher Elfennebel aus Abt Dobrinions Privatlager. Ich habe schon nach Master Connor geschickt. Er sollte in ein paar Minuten bei uns sein.«

Der Soldat sah sich verwundert um und wußte nicht recht, wie er sich verhalten sollte. Er war mit einer Abteilung von mehr als fünfzig schwerbewaffneten Kriegern hergekommen, um notfalls mit Gewalt Connor Bildeborough aus der Gefangenschaft zu befreien.

»Setz dich«, sagte Markwart erneut.

Der Soldat zog sich einen Stuhl heran, während der Abt aus einem Wandschrank eine Flasche Wein holte. »Wir sind doch schließlich keine Feinde«, sagte er scheinheilig. »Die Kirche und der König sind seit Generationen verbündet. Ich bin erstaunt, daß Ihr so überstürzt und bis an die Zähne bewaffnet ans Tor von St. Precious kommt.« Er entkorkte die Flasche und goß dem Soldaten eine ordentliche Menge in sein Glas, dann schenkte er sich selber einen kleinen Schluck ein.

»Baron Bildeborough verschwendet keine Zeit, wenn es um den jungen Connor geht«, erwiderte der Krieger und nippte an seinem Glas. Er blinzelte wiederholt, während er den kräftigen Wein die Kehle hinunterlaufen ließ.

»Und doch seid ihr hier aufmarschiert, um euch zu schlagen«, fuhr der Abt fort. »Weißt du eigentlich, wer ich bin?«

Der Mann nahm noch einen Schluck – diesmal einen bedeutend größeren – und musterte den verknitterten alten Mann. »Irgendein Abt«, antwortete er. »Von einer anderen Abtei. St. Mere-Abelle – oder so.«

»St. Mere-Abelle«, bestätigte Markwart. »Die Mutterabtei des ganzen Abellikaner-Ordens.«

Der Soldat leerte sein Glas und griff nach der Flasche, aber Markwart zog ihm den Wein weg; sein Gesichtsausdruck war jetzt voller Entrüstung. »Du bist doch sicher auch ein Mitglied der Kirche, nicht wahr?« fragte er scharf.

Der Soldat blinzelte ein paarmal, dann nickte er.

»Dann solltest du dich in acht nehmen, wenn du mit dem ehrwürdigen Vater des Abellikaner-Ordens redest!« schrie

Markwart ihn an. »Ich könnte dich mit einem Fingerschnippen auf den Scheiterhaufen schicken! Ein Wort zu deinem König, und du wirst zum Verbrecher erklärt.«

»Was hab ich denn getan?« protestierte der Mann.

»Das liegt ganz an mir!« brüllte Markwart.

Da kam Bruder Francis – und Connor Bildeborough gleich hinter ihm. Der junge Edelmann sah etwas verwirrt aus, war aber ansonsten unversehrt.

»Master Connor!« sagte der Soldat und sprang so plötzlich auf, daß sein Stuhl hinter ihm zu Boden polterte.

Der Abt erhob sich ebenfalls und ging zu dem nun sichtlich eingeschüchterten Soldaten. »Vergiß nicht, was ich dir gesagt habe!« meinte der alte Mann. »Ein Wort genügt.«

»Bedroht Ihr jetzt die Soldaten meines Onkels?« sagte Connor Bildeborough. Seine Gegenwart und sein bestimmter Tonfall bestärkten den Soldaten wieder; er nahm Haltung an und sah dem Abt fest in die Augen.

»Bedrohen?« echote Markwart, und da war wieder dieses Lachen, doch diesmal hatte es einen bösen Unterton. »Ich drohe nicht, du junger Narr. Aber ich glaube, es könnte dir und deinem Onkel und den Soldaten deines Onkels nicht schaden, wenn ihr einsehen würdet, daß es hier um Dinge geht, die ihr nicht versteht. Und die euch nichts angehen. Es wundert mich nicht, daß ein so stolzer und ehrgeiziger junger Mann wie du den Ernst unserer Lage nicht begreifst«, fuhr Markwart fort. »Aber es überrascht mich, daß der Baron von Palmaris so töricht ist, eine bewaffnete Abordnung gegen die Anführer des Abellikaner-Ordens loszuschicken.«

»Er dachte, daß diese Anführer ihre Befugnisse überschritten haben«, erklärte Connor und gab sich alle Mühe, nicht entschuldigend zu klingen. Er hatte schließlich nichts Unrechtes getan – und sein Onkel auch nicht. Wenn hier

irgend jemand etwas verbochen hatte, dann war das dieser alte Mann, der da vor ihm stand.

»Er dachte, du dachtest...«, sagte Markwart wegwerfend. »Es scheint so, als wenn ihr alle euch eure eigenen Gesetze macht und euch benehmt, als wärt ihr vom lieben Gott selber dazu berufen worden.«

»Wollt Ihr etwa bestreiten, daß Ihr gekommen seid und mich mitgenommen habt?« fragte Connor ungläubig.

»Ihr wurdet gebraucht«, erwiderte Markwart. »Seid Ihr etwa mißhandelt oder gefoltert worden, Master Bildeborough?«

Der Soldat versteifte sich und schob den Unterkiefer vor.

»Nein«, gab Connor zu, und der bullige Mann entspannte sich wieder. »Aber was ist mit den Chilichunks?« fragte er. »Bestreitet Ihr, daß Ihr sie festhaltet und daß Ihr mit ihnen nicht so freundlich umgeht?«

»Keineswegs«, erwiderte Markwart. »Sie haben sich durch ihr eigenes Verhalten zu Feinden der Kirche gemacht.«

»Unsinn!«

»Das werden wir ja sehen«, erwiderte der Abt.

»Ihr wollt sie von Palmaris fortbringen«, sagte Connor vorwurfsvoll.

Keine Antwort.

»Das werde ich nicht zulassen!«

»Entscheidet Ihr neuerdings über diese Angelegenheiten?« fragte Markwart sarkastisch.

»Ich spreche für meinen Onkel.«

»Wie anmaßend«, sagte Markwart kichernd. »Aber sagt einmal, Master Connor, sollen wir uns vielleicht in den Straßen von Palmaris eine Schlacht liefern, so daß die ganze Stadt von dem Bruch zwischen der Kirche und ihrem Baron erfährt?«

Connor zögerte einen Moment mit seiner Antwort, denn er erkannte die möglicherweise verheerenden Folgen eines solchen Vorgehens. Sein Onkel stand in hohem Ansehen, aber

die meisten der einfachen Leute in Palmaris und jeder anderen Stadt des Königreichs fürchteten den Zorn der Kirche. Trotzdem, hier stand das Schicksal der Chilichunks auf dem Spiel, und das war für Connor keine Kleinigkeit. »Wenn es nötig ist«, sagte er bestimmt.

Markwart lachte noch immer; er zitterte vor Erregung, als er seine Hand in eine Tasche seines voluminösen Gewandes steckte und einen Ladestein hervorholte. Er hob die Hand in die Höhe, und einen Sekundenbruchteil später zertrümmerte der Magnetit den Nasenschutz am Helm des Soldaten. Der bullige Mann winselte und griff sich ins Gesicht; Blut lief ihm aus beiden Nasenlöchern, und Wellen von Schmerz ließen ihn in die Knie gehen.

Im selben Moment machte Bruder Youseff einen Satz vorwärts und schlug dem ahnungslosen Connor Bildeborough mit der Handkante in die Nierengegend, so daß dieser ebenfalls in die Knie sank.

»Bemächtige dich seiner!« befahl Markwart Bruder Francis. »Befiehl den Soldaten durch seinen Mund, uns passieren zu lassen.« Er wandte sich zu Youseff um. »Sind die Gefangenen fertig zum Abtransport?«

»Bruder Dandelion hat die ganze Karawane im hinteren Hof versammelt«, antwortete dieser. »Aber Abt Dobrinion hat viele Wachen abgestellt, bevor er in die Verliese hinuntergegangen ist.«

»Sie werden sich uns nicht in den Weg stellen«, versicherte ihm Markwart.

Der Soldat stöhnte und versuchte aufzustehen, als der Abt sich den Ladestein zurückholte, aber Youseff, der flinke Wachhund, war sofort zur Stelle und landete ein paar gemeine Schläge im Gesicht des Mannes, so daß er flach auf dem Boden liegenblieb.

Markwart sah Bruder Francis an, der Connor anstarrte, ohne eine Hand zu rühren. »Bruder Francis!« rief der Abt durchdringend.

»Ich bin in seine Gedanken eingedrungen«, erklärte Francis. »Und habe einiges erfahren, was sich für uns als wertvoll erweisen könnte.«

»Aber?« meinte Markwart, der das Zögern in der Stimme des anderen bemerkte.

»Aber es geht nur, wenn er nicht darauf gefaßt ist«, erwiderte Bruder Francis. »Und auch dann nur für ein paar Sekunden. Er ist willensstark und hat mich sofort wieder ausgetrieben, obwohl er gar nicht wußte, was geschah.«

Vater Markwart nickte und trat näher an den noch immer benommenen Connor heran. Die Faust des alten Mannes schoß vorwärts und riß den Kopf des jungen Mannes brutal zur Seite, so daß dieser sich auf dem Boden krümmte. »Jetzt nimm ihn dir!« sagte der Abt ungeduldig. »Das sollte nicht allzu schwierig sein.«

»Aber ich werde nichts aus ihm herauskriegen, wenn er in diesem Zustand ist«, sagte Bruder Francis. Das war nur zu wahr. Von einem bewußtlosen oder benommenen Menschen konnte man zwar relativ leicht Besitz ergreifen, aber nur von seinem Körper, nicht von seinen Gedanken. Und wenn er das Bewußtsein zurückerlangte, würde der Kampf wieder von vorn anfangen.

»Wir brauchen nichts mehr von seinen Gedanken«, erklärte Markwart. »Wir brauchen nur noch seinen Körper und seine Stimme.«

»Das bedeutet nichts Gutes«, flüsterte Bruder Braumin Bruder Dellman zu. Die beiden standen etwas abseits im Klosterhof von St. Precious, um sie herum die anderen Brüder aus St.

Mere-Abelle und in der Nähe die vier Gefangenen. Bruder Braumin hatte der plötzliche Befehl zum Aufbruch nicht sonderlich überrascht, denn er hatte genau beobachtet, was sich zwischen dem ehrwürdigen Vater mit seinem Lakaien Francis und Abt Dobrinion abgespielt hatte, und ihm war klar, daß ihre Tage in St. Precious gezählt waren.

Was den Mönch allerdings wunderte, war der Aufmarsch bewaffneter Soldaten an sämtlichen Toren der Abtei, ein Aufgebot, das ihnen offensichtlich mit ihren Gefangenen den Abzug verwehren sollte. Gerüchte sprachen von einem neuen Gefangenen, einem Edelmann, obwohl niemand außer Markwart, Bruder Francis und den beiden Leibwächtern des Abtes in die Nähe des Mannes gelassen wurde. Jedenfalls war dem Verhalten der Soldaten unschwer zu entnehmen, daß der ehrwürdige Vater hier zu weit gegangen war.

»Was wollen die hier?« fragte Dellman.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Braumin, der diesen vielversprechenden jungen Mönch nicht zu tief in die Verwicklungen hineinziehen wollte. Er hegte die Befürchtung, daß, wenn er und seine Brüder aufbrachen und die Soldaten sie daran zu hindern versuchten, die Stadt ein nie dagewesenes Schauspiel der Verwüstung erleben würde.

Was soll ich nur tun? fragte sich der gutmütige Bruder Braumin. Wenn der ehrwürdige Vater den Befehl gab, die Soldaten zu bekämpfen, welchen Weg sollte er dann einschlagen?

»Du siehst besorgt aus, Bruder«, meinte Dellman. »Fürchtest du, daß die Soldaten uns angreifen könnten?«

»Ganz im Gegenteil«, erwiderte Braumin verzweifelt und schlug mit der flachen Hand gegen den Wagen. Wenn doch nur Meister Jojonah da wäre, um ihm einen Rat zu geben!

»Bruder!« sagte Dellman beruhigend.

Braumin wandte sich zu dem jungen Mönch um, legte die Hände auf seine Schultern und sah ihn offen an. »Gib genau acht auf das, was jetzt passiert, Bruder Dellman!« sagte er.

Der andere starrte ihn verdutzt an.

Braumin Herde seufzte und machte auf dem Absatz kehrt. Er konnte dem jungen Mann über den ehrwürdigen Vater noch keinen reinen Wein einschenken. Jetzt noch nicht. Nicht bevor die Sache offensichtlich war. Eine solche Anschuldigung, die Offenbarung, daß so vieles, was Dellman heilig war, nur eine Lüge war, konnte den Mann zerbrechen oder ihn schnurstracks zu Markwart laufen lassen, um Trost zu suchen.

Und dann käme Braumin Herdes wahre Einstellung ans Licht, und man würde ihn, ebenso wie Jojonah, schleunigst aus dem Weg räumen.

Jetzt wußte der Mönch, was er zu tun hatte, wenn der Befehl ergehen sollte: Er würde an der Seite seiner Brüder kämpfen oder zumindest so tun als ob. Er konnte sich jetzt noch nicht offenbaren.

»Vergebt mir, Meister Jojonah«, murmelte er leise, und dann fügte er spontan hinzu: »Vergebt mir, Bruder Avelyn!«

Bald darauf gaben die grimmig dreinschauenden Wachen des Barons Bildeborough auf Befehl des Mannes, den sie hatten befreien sollen, den Weg für den Troß aus St. Mere-Abelle frei und ließen ihn ungehindert zum Klostertor hinausrollen. Die drei Chilichunks hockten gefesselt und geknebelt im hinteren Teil eines Wagens, scharf bewacht von Bruder Youseff, während Bruder Dandelion auf dem Rücken des geschundenen Bradwarden saß, dessen obere, menschliche Körperhälfte in Tücher gewickelt war. Die Mönche hatten den Zentauren eng an den vor ihm fahrenden Wagen gebunden, und Dandelion zwang ihn brutal, sich weit nach vorn zu beugen, so daß beinahe der ganze Torso des legendären Geschöpfs in dem Wagen verschwand.

Auch Vater Markwart und Bruder Francis hielten sich vor den Blicken ihrer Umgebung verborgen. Der Ordensobere in dem Wunsch, nicht von gemeinen Soldaten belästigt zu werden, und Bruder Francis noch tief versunken im Bemühen, Connor in seiner Gewalt zu halten. Als die Karawane sicher entkommen war und sich unaufhaltsam auf den östlichen Hafbereich zu und schließlich Richtung Norden bewegte, ließ er Connors Körper zur Abtei zurückkehren und gab die Kontrolle über ihn auf, so daß der Mann, noch immer betäubt von den Schlägen, die Markwart ihm verabreicht hatte, zusammenbrach.

Auch als die Karawane schließlich durch das nördliche Tor endgültig die Stadt verließ, stieß man auf keinerlei Widerstand. Markwart lenkte sie fast unmittelbar darauf nach Osten, und alsbald hatten sie Baron Bildeboroughs Herrschaftsgebiet hinter sich gelassen. Erneut nutzten die Mönche die Levitationskräfte des Malachits, um die starke Strömung des Masur Delaval zu überqueren und damit etwaigem Ärger an der gutbewachten Fähre aus dem Weg zu gehen.

Im selben Augenblick, da er in den unteren Verliesen angelangt war und festgestellt hatte, daß Markwart den Zentauren vor über einer Stunde hatte fortbringen lassen, war Dobrinion klar, daß es oben Schwierigkeiten geben würde. Sein erster Impuls ließ ihn zur Steintreppe zurücklaufen und nach den Wachen rufen.

Doch dann beruhigte sich der praktisch denkende Abt sofort wieder. Was konnte er schon tun? fragte er sich. Falls es ihm überhaupt gelänge, noch vor der Abfahrt der Karawane den Hof zu erreichen, würde er es wagen, gegen Markwarts Leute den Kampf aufzunehmen?

»Ja, mein Vater!« rief ein junger Mönch, kaum älter als ein Knabe, in dem Dobrinion einen Neuling in St. Precious erkannte, beflissen und kam knapp vor dem müden alten Mann zum Stehen. »Zu Eurer Verfügung!«

Dobrinion sah den jungen Mann schon als qualmendes Gerippe vor sich, als verkohlten Leichnam, den eine magische Feuerkugel getroffen hatte. Er wußte, daß Markwart über solche Steine verfügte und Bruder Francis ebenfalls. Und die beiden jüngeren Mönche waren abgerichtete Bluthunde oder, wie man solche Mörder im Orden nannte, Brüder Richter.

Wie viele von Dobrinions Schäfchen würden heute niedergemetzelt werden, wenn er hinaufging und sich Markwart in den Weg stellte? Und selbst wenn es ihm gelang, die Mönche aus St. Mere-Abelle zu schlagen, was dann?

Dalebert Markwart war der oberste Abt des Abellikaner-Ordens.

»Es besteht keine Notwendigkeit, diese leeren Zellen zu bewachen«, sagte Dobrinion ruhig. »Geh und ruh dich aus!«

»Ich bin gar nicht müde«, erwiderte der Mönch mit einem breiten, unschuldigen Lächeln.

»Dann ruh dich für mich aus«, sagte der alte Mann ganz ernsthaft, und dann machte er sich gemächlich an den langen Aufstieg, Stufe für Stufe die steinerne Treppe hinauf.

17. Auf höheren Befehl

Eibryan stieß einen tiefen Seufzer aus und sah Pony hilflos an. Er wußte, daß Juraviel ihm ebenfalls zusah, obwohl der Elf sich weit von dem Lagerfeuer entfernt hielt, an dem die Anführer der Gruppe sich versammelt hatten.

»Wenn Caer Tinella und Landsdown erst einmal gesichert sind«, sagte Tomas Gingerwart, sichtlich bemüht, den hartnäckigen Hüter zu besänftigen, »werden wir dir nach Süden folgen, zumindest diejenigen, die nicht hierbleiben und unsere Heimat verteidigen müssen.«

Eibryan hätte den Mann am liebsten bei den Schultern gepackt, kräftig durchgeschüttelt und ihm ins Gesicht geschrien, daß, selbst wenn es ihnen gelang, die beiden Städte einzunehmen, wahrscheinlich kaum jemand übrigbleiben würde, um sie zu verteidigen. Er hätte Tomas und die anderen gern daran erinnert, daß, wenn sie es nicht schafften und die Pauris sie dann verfolgten, am Ende voraussichtlich alle verloren wären, sowohl die Krieger als auch die Kinder und Alten. Doch er ließ die Sache auf sich beruhen. Er hatte all das immer wieder vorgebracht, auf jede erdenkliche Weise, und war damit doch immer nur auf taube Ohren gestoßen. Und diese Machtlosigkeit war bitter für Eibryan, wenn er daran dachte, daß all seine Bemühungen, dafür zu sorgen, daß das Schicksal seiner eigenen Heimat und Familie sich hier nicht wiederholte, umsonst waren, und das nur um lächerlicher Eitelkeiten willen. Sie behaupteten, ihr Zuhause retten zu wollen, aber wie konnte man einen Ort als Zuhause bezeichnen, der keinerlei Schutz bot?

Einem, der neben ihm saß, war seine Enttäuschung allerdings nicht entgangen. »Hast du denn keine Einwände mehr?« fragte Belster O'Comely.

Der Hüter sah seinen alten Freund an und hob nur resigniert die Hände.

»Dann zieht ihr also mit in den Kampf?« sagte Tomas und erzeugte damit einigen Jubel bei den Umsitzenden.

»Nein«, sagte Pony unerwartet bestimmt. Alle Blicke richteten sich jetzt auf sie. »Ich komme nicht mit«, sagte das Mädchen entschieden.

Einige schnappten erstaunt nach Luft und flüsterten dann aufgeregt miteinander.

»Ihr wißt, daß ich noch nie vor einem Kampf zurückgeschreckt bin«, fuhr Pony fort und verschränkte entschlossen die Arme. »Aber wenn ich mich einverstanden erkläre, an diesem Kampf teilzunehmen, dann bestärkt euch das nur in eurem Glauben, auf dem richtigen Weg zu sein. Und das seid ihr nicht. Ich weiß das, und Nachtvogel weiß es auch. Ich werde jetzt nicht mit den gleichen Argumenten anfangen, auf die ihr schon seit Tagen nicht gehört habt, aber ich werde mich auch nicht an dem Gemetzel beteiligen. Ich wünsche euch viel Glück in eurer Dummheit, aber ich werde bei den Schwachen bleiben und irgendwie versuchen, sie in Sicherheit zu bringen, wenn die Pauris aus Caer Tinella herüberschwappen in den Wald, ohne daß irgend jemand sich den wilden Horden entgegenstellt.«

Dies schien Eibryan denn doch ein wenig übertrieben, aber Ponys deutliche Worte lösten eifriges Geflüster unter den Zuhörern aus; einige waren verärgert, bei anderen regten sich ernste Zweifel am geplanten Vorgehen. Der Hüter hatte eigentlich mit in den Kampf ziehen wollen und angenommen, daß Pony vor der Stadt Posten beziehen und verheerende Blitze auf das Geschehen schleudern würde. Ihr Entschluß,

sich nicht am Angriff zu beteiligen – und er wußte, daß sie nicht bluffte –, traf ihn völlig unerwartet. Als er jedoch ein paar Sekunden darüber nachdachte, begriff er ihren Standpunkt.

»Auch ich werde nicht mitkommen«, sagte der Hüter und zog damit teils erstaunte, teils verärgerte Kommentare auf sich. »Ich kann dieses Vorgehen nicht gutheißen, Meister Gingerwart. Deshalb werde ich mit Jilseponie bei den Schwachen bleiben, und wenn die Pauris kommen, werde ich, werden wir tun, was wir können, um sie in Schach zu halten und die Leute in Sicherheit zu bringen.«

Tomas Gingerwart bebte förmlich, als er Belster O’Comely vorwurfsvoll ansah.

»Überlegt es euch doch noch mal«, sagte Belster zu Eibryan. »Auch ich habe genug von diesem Krieg und würde lieber einen großen Bogen um die Pauris machen. Aber die Entscheidung ist gefallen, wir haben gerecht abgestimmt. Die Krieger werden um ihr Zuhause kämpfen, und wir als Verbündete müssen ihnen bei diesem Kampf beistehen.«

»Auch wenn es Unfug ist?« fragte Pony.

»Wer sagt das?« erwiderte Belster. »Euren Angriff auf die Stadt haben auch viele für Unfug gehalten, und doch hat er uns ein großes Stück weitergebracht.«

Eibryan und Pony sahen sich tief in die Augen, und die Selbstsicherheit der jungen Frau gab dem Hüter Kraft. Pony hatte sich entschieden, und daran würde sich nichts mehr ändern, und so beschloß auch Eibryan, diesen Kurs beizubehalten.

»Ich kann mich an der Sache nicht beteiligen«, sagte er ruhig. »Als ich nach Caer Tinella ging, habe ich damit denen nicht geschadet, die nicht kämpfen konnten.«

Belster sah Tomas an und zuckte mit den Achseln. Dieser simplen Logik konnte er nicht widersprechen.

Da kam Roger Flinkfinger ins Lager geschlendert. Er sah etwas mitgenommen aus. Er blickte Eibryan eine ganze Weile an, und alle, der Hüter inbegriffen, warteten gespannt und dachten, er würde die Gelegenheit nutzen, um Eibryan zum Feigling oder Verräter zu erklären.

»Nachtvogel hat recht«, sagte der junge Mann plötzlich. Er ging an dem verblüfften Pärchen vorbei und sagte laut und vernehmlich zu den versammelten Leuten: »Ich war gerade in Caer Tinella. Wir können nicht angreifen.«

»Aber Roger –«, protestierte Tomas.

»Die Pauris haben aufgerüstet«, fuhr Roger fort. »Sie sind mehr als wir, zwei oder drei zu eins vielleicht, und sie haben sich in starken Verteidigungsstellungen verschanzt. Und außerdem haben sie große Speerschleudern hinter den Mauern versteckt. Wenn wir sie angreifen, auch wenn Nachtvogel und Pony dabei sind, werden wir niedergemacht.«

Die schlimme Nachricht ließ alle zunächst für eine Weile verstummen, dann erhob sich mannigfaltiges Geflüster, das sich jedoch weder erregt noch wütend, sondern ziemlich niedergeschlagen anhörte. Nach und nach richteten sich alle Blicke auf Tomas Gingerwart.

»Davon haben unsere Kundschafter aber nichts gesagt«, erklärte der Mann an Roger gewandt.

»Waren eure Kundschafter, noch vor mir, im Innern der Stadt?« erwiderte Roger.

Tomas sah Belster und die anderen Anführer hilfesuchend an, aber sie schüttelten alle nur ratlos die Köpfe.

»Wenn ihr in den Kampf ziehen wollt, dann werde ich ebenfalls mit Pony und Nachtvogel hierbleiben«, erklärte Roger, und damit trat er zurück und stellte sich neben den Hüter.

Das reichte endlich, um Tomas und sein dickköpfiges Verhalten umzustimmen.

»Na schön, dann bring uns nach Palmaris«, sagte er widerwillig zu Eibryan.

»Wir brechen bei Tagesanbruch auf«, erwiderte der Hüter und nickte Roger beifällig zu, während sich die Versammlung zerstreute. Roger erwiderte den Blick mit keinem Lächeln oder Kopfnicken; er hatte getan, was er tun mußte, nicht mehr und nicht weniger. Wortlos und ohne den Hüter anzusehen, ging der junge Mann seines Weges.

Bald waren Eibryan und Pony allein am Feuer, und Juraviel kam aus den Bäumen hinter ihnen herabgeflattert und gesellte sich zu ihnen.

»Was hast du ihm gesagt?« fragte der Hüter, der erraten hatte, daß der Elf ein Wörtchen mit Roger Flinkfinger geredet hatte.

»Dasselbe, was ich dir damals am Melktrog gesagt habe, als du vor Stolz fast übergeschnappt bist«, erwiderte Juraviel mit einem schelmischen Blick.

Eibryan lief rot an und wandte seinen Blick von Pony und dem Elfen ab, denn er erinnerte sich nur zu gut an diesen peinlichen Augenblick. Er hatte gerade einen Kampf mit Tuntun ausgetragen – einen echten Kampf und kein Übungsgefecht – und das Elfenmädchen beschuldigt, geschummelt zu haben, was ihm ein kaltes Mittagessen einbrachte. Tuntun hatte ihn ehrlich geschlagen, aber der junge Eibryan, blind vor Zorn und verletzter Eitelkeit, hatte die Niederlage nicht hinnehmen wollen und mit bösen Worten und leeren Drohungen um sich geworfen.

Belli'mar Juraviel aber, sein Mentor und das Wesen, das er damals in ganz Andur'Blough Inninness am ehesten als Freund bezeichnen konnte, hatte prompt dafür gesorgt, daß er wieder zu sich kam, indem er ihn ein paarmal in das kalte Wasser des Trogs getunkt hatte.

»Eine empfindliche Lektion«, sagte Juraviel schließlich.
»Aber eine, die du all die Jahre über nicht vergessen hast.«

Das konnte Eibryan nicht bestreiten.

»Der kleine Roger läßt hoffen«, fuhr der Elf fort. »Es war keine Kleinigkeit für ihn hierherzukommen und sich hinter dich zu stellen, auch wenn er wußte, daß du recht hattest.«

»Er wird erwachsen«, pflichtete Pony ihm bei.

Juraviel nickte. »Ich werde heute nacht unsere Marschroute erkunden«, erklärte er.

»Weit weg von den Pauris«, sagte Pony.

Wieder nickte der Elf.

»Noch eine letzte Frage«, bat Eibryan, als Juraviel schon wieder in die Bäume entschweben wollte. Der Elf drehte sich noch einmal um. »Haben die Pauris tatsächlich aufgerüstet?«

»Spielt das für dich eine Rolle?« fragte sein Freund.

»Nein.«

Juraviel lächelte. »Soviel ich weiß – und ich weiß einiges, darauf kannst du dich verlassen –, war Roger Flinkfinger heute abend gar nicht in der Nähe von Caer Tinella.«

So etwas hatte sich der Hüter bereits gedacht, und die Bestätigung seiner Annahme flößte ihm nur um so größeren Respekt vor Roger ein.

Es gab keinerlei Anzeichen dafür, daß man sie verfolgte. Wie Vater Markwart vermutet hatte, waren Baron Bildeborough, Abt Dobrinion und vor allem die Bewohner von Palmaris heilfroh, die Mönche aus St. Mere-Abelle los zu sein. Sie schlugen an diesem Abend ihr Lager auf der anderen Seite des Flusses auf, von wo aus man die Lichter von Palmaris noch deutlich in der Ferne sehen konnte.

Nachdem er sich mit Bruder Francis unterhalten und sich angehört hatte, was dieser bei seinem kurzen Eindringen in die Gedanken von Connor Bildeborough in Erfahrung gebracht hatte, ging der Abt lange allein auf und ab und versuchte

krampfhaft, seine wachsende Erregung im Zaum zu halten. Nur zwanzig Fuß von ihm entfernt flackerte das Feuer, und die Mönche sprachen fröhlich über ihre baldige Heimkehr. Für derlei Zeitvertreib hatte der Abt jetzt keine Muße. Connor Bildeborough wußte, daß sie nach dieser Frau suchten, und darüber hinaus glaubte er, daß sie gar nicht allzuweit entfernt, auf dem Schlachtfeld nördlich von Palmaris, mit den magischen Steinen hantierte. Francis hatte den Namen Caer Tinella aufgeschnappt, und ein kurzer Blick auf seine Landkarten bestätigte ihm, daß es sich dabei um eine Stadt an der Straße durch die Waldlande handelte, an der Francis und die Karawane bei ihrer rasenden Jagd nach Palmaris vorbeigekommen waren.

Das Ziel war nah, so nah – und damit das Ende seines Ärgers über Avelyn Desbris und die Wiederherstellung des guten Namens von Vater Dalebert Markwart in den Annalen des Ordens. Youseff und Dandelion würden die Sache zu Ende bringen und die Steine zurückholen, und das einzige, was Markwart noch zu tun übrig blieb, war die vollständige Verunglimpfung des Ketzers Avelyn. Er würde seine Legende zerstören, so wie die Explosion am Berg Aida seinen Körper zerstört hatte.

Und dann würde alles wieder sein wie zuvor, und alles würde wieder gut.

»Wäre es das wirklich?« fragte sich der Abt laut. Er seufzte tief und dachte über die möglichen Folgen seiner Unternehmung nach. Jojonah war nicht mehr auf seiner Seite und würde sich ihm wahrscheinlich entgegenstellen, vielleicht sogar soweit gehen, öffentlich für den toten Avelyn einzutreten! Und Dobrinion war nicht mehr unparteiisch in dieser Sache. Der Abt von St. Precious war mit Sicherheit außer sich über die Entführung der Chilichunks und über seine eigene Behandlung durch die Abordnung aus St. Mere-Abelle.

Besonders letzteres, vermutete Markwart, denn er dachte, daß es dem Abt eher um seinen eigenen verletzten Stolz ging als um seine mißhandelten Schäfchen.

Und was war mit Baron Bildeborough, der schon seinem Neffen zuliebe auf einen Kampf gegen die Kirche vorbereitet war?

Während er so immer wieder über alles nachdachte, erschien ihm das Ganze wie ein zusammengekauertes schwarzes Untier, das immer größer wurde, bis es ihn von allen Seiten umgab, ihm die Luft abdrückte und ihn unter sich begrub.

Der alte Mann stampfte mit den Füßen auf und stieß einen ersticken Schrei aus. Würde sich die ganze Welt und sogar die Kirche gegen ihn wenden? Stand er ganz allein da mit seiner Auffassung der Wahrheit? Welche Verschwörung hatten dieser niederträchtige Jojonah und der Narr Dobrinion inzwischen angezettelt? Ganz zu schweigen von dem Unheil, das der elende Avelyn Desbris angestiftet hatte!

Markwart schwirrte der Kopf, und er suchte verzweifelt nach Schlupflöchern in den schwarzen Mauern, die ihn umgaben, nach einem Weg aus der Finsternis, die sich in ihm ausbreitete. Er mußte Jojonah von seiner Reise nach Ursal zurückrufen, zurück nach St. Mere-Abelle, wo er den Mann auf Schritt und Tritt beobachten konnte. Ja, das mußte er tun.

Und er mußte Youseff und Dandelion unverzüglich losschicken, um die Sache mit den Steinen in Ordnung zu bringen, damit sie an ihren rechtmäßigen Ort in St. Mere-Abelle zurückkehrten. Ja, das war unbedingt notwendig.

Und Connor und Dobrinion waren ein Problem. Man mußte sie überzeugen oder –

Der Abt blieb reglos auf der kleinen Waldlichtung außerhalb der Wagenburg stehen und atmete tief durch. Er spürte, wie die Kraft in ihn zurückkehrte, der Wille, weiterzukämpfen und alles Nötige zu tun, um das ersehnte Ziel zu erreichen.

Langsam öffnete er die Augen und lockerte die geballten Fäuste.

»Ehrwürdiger Vater?« ertönte eine vertraute Stimme hinter ihm. Er wandte sich um und erblickte Bruder Francis, der ihn erschrocken ansah.

»Ehrwürdiger Vater?« sagte der Mann noch einmal.

»Geh und schick Bruder Youseff und Bruder Dandelion zu mir«, forderte ihn der alte Mann auf. »Und dann setz dich zu den anderen in die Wagenburg. Ich muß wissen, worüber sich die Brüder unterhalten.«

»Jawohl, ehrwürdiger Vater«, erwiderte Bruder Francis. »Aber Ihr solltet nicht allein hier draußen sein, mit den Dämonen – «

»Los jetzt!« knurrte Markwart.

Bruder Francis verschwand hinter einem Wagen innerhalb des Lagers. Kurz darauf tauchten zwei Gestalten auf, die eine schwerfällig, die andere drahtig, und verbeugten sich vor Markwart:

»Es wird Zeit, daß ihr eure Ausbildung nutzbringend anwendet«, sagte er zu ihnen. »Von jetzt an heißt ihr beide nur noch Bruder Richter. Ihr könnt gar nicht ermessen, wie wichtig diese Angelegenheit ist. Das Schicksal des gesamten Ordens hängt in den nächsten paar Tagen von eurem Einsatz ab. Bruder Francis ist zu der Erkenntnis gelangt, daß sich die Steine in den Händen dieser Frau befinden, Jilseponie Ault, die von ihren Freunden Jill oder Pony genannt wird«, fuhr der alte Mann fort. »Und sie hält sich, wie wir glauben, in der Gegend um Caer Tinella, nördlich von Palmaris, an der Straße in die Waldlande auf.«

»Wir machen uns sofort auf den Weg«, erwiderte Youseff.

»Ihr geht morgen früh«, verbesserte ihn Markwart.
»Verkleidet und nicht als Mönche. Ihr nehmt die Fähre über

den Fluß, dann geht ihr nach Palmaris. Die Reise nach Norden hat noch einen Tag Zeit – «

»Ja, ehrwürdiger Vater«, sagten die beide wie aus einem Munde, als der alte Mann zögerte.

»Oder auch fünf Tage«, fuhr Markwart fort, »wenn es sein muß. Wir haben ein Problem in Palmaris, das ihr zuerst beseitigen müßt.«

Wieder zögerte Markwart und dachte nach. Vielleicht sollte er die beiden getrennt losschicken. Wenn einer in dieser Angelegenheit scheiterte, dann konnte der andere immer noch die Steine holen. Vielleicht sollte er Palmaris aufschieben und sich auf die Steine konzentrieren, und dann, wenn das erledigt war, konnte er die beiden dorthin zurückschicken.

Nein, sagte er sich. Bis dahin würde die Verschwörung gegen ihn in vollem Gange sein, und was noch schlimmer wäre, Connor kannte die Frau und fand sie womöglich noch vor den Mönchen.

»Connor Bildeborough«, sagte er unvermittelt. »Er ist ein Problem für mich und den ganzen Orden geworden. Er will die Steine für sich selbst haben«, log er.

»Das Problem muß beseitigt werden«, sagte Bruder Youseff.

»Hinterlaßt keine Spuren.«

Nach längerem Schweigen verbeugten sich die beiden Männer und entfernten sich.

Markwart nahm kaum Notiz davon, denn er dachte über seine letzten Worte nach. *Hinterlaßt keine Spuren.*

Würde das möglich sein, solange der mißtrauische Dobrinion in Palmaris war? Dobrinion war nicht dumm, und er war auch nicht ganz machtlos mit den paar Steinen, die er besaß. Einer davon war ein Seelenstein. Möglicherweise konnte der Mann in Connors Seele schauen, bevor sie völlig aus dieser Welt entwich, und so die Wahrheit herausfinden.

Doch Dobrinion stand allein. Es gab keinen anderen Mönch in St. Precious, der ihn ersetzen konnte, keinen, der mit dem Hämatit umgehen konnte.

»Brüder Richter!« sagte Markwart.

Die beiden Männer fuhren herum und eilten zu ihm zurück.

»Das Problem betrifft nicht nur Connor Bildeborough, denn er ist mit einem anderen im Bunde, der die Steine auf verheerende Weise nutzen könnte«, erklärte Markwart. »Wenn dieser Mann in den Besitz der Steine gelangt, wird er die Führungsrolle im Orden beanspruchen und sich in St. Mere-Abelle niederlassen.«

Das war natürlich völlig absurd, aber die beiden Männer, deren Verstand unter der fachmännischen Arbeit von Meister De'Unnero gelitten hatte, hingen an den Lippen des Abtes.

»Es schmerzt mich sehr«, heuchelte Markwart. »Doch ich habe keine andere Wahl. Ihr müßt in Palmaris zwei Männer beseitigen. Der andere ist Dobrinion Calislas, der Abt von St. Precious.«

Ein Anflug von Erstaunen streifte das wachsame Gesicht von Bruder Youseff, während Bruder Dandelion den Befehl ebenso selbstverständlich aufnahm, als hätte Markwart ihm gerade gesagt, er solle die Küchenabfälle hinaustragen.

»Es muß wie ein Unfall aussehen«, fuhr Markwart fort. »Oder wie ein Überfall der feindlichen Ungeheuer vielleicht. Wir dürfen da keinen Fehler machen, habt ihr verstanden?«

»Jawohl, ehrwürdiger Vater«, erwiderte Bruder Dandelion sofort.

Markwart musterte Youseff, der boshaft lächelte. Der Mann nickte, und es schien dem Abt, als gefiele ihm die Aussicht auf dieses Unternehmen ungemein.

»Eure Belohnung wartet in St. Mere-Abelle auf euch«, sagte Markwart zum Schluß.

»Unsere Belohnung liegt in der Sache selbst, ehrwürdiger Vater«, erklärte Bruder Youseff.

Nun wurde auch das Gesicht des Abtes von einem boshafte Lächeln überzogen. Er fühlte sich schon viel besser. Jetzt erschien ihm plötzlich alles ganz klar, als hätte er eine tiefere Konzentrationsebene gefunden, auf der all seine Ängste verschwunden, alle Ablenkungen vergessen waren und alle Probleme durch logische Voraussicht gelöst werden konnten. Er dachte noch einmal über seine Absicht nach, Meister Jojonah zurückzurufen. Sollte der Mann doch in Ursal bleiben, bis er starb; ohne Dobrinions Unterstützung schien ihm Meister Jojonah keine wirkliche Gefahr mehr zu sein.

Ja, wenn alles gutging mit der Erledigung dieser zwei potentiellen Probleme und er die Steine zurückerhielt, dann wäre die Angelegenheit für ihn erledigt, und sein Platz in der Geschichte des Abellikaner-Ordens wäre ihm sicher. Jetzt wurde der Abt erneut von Erregung ergriffen. Er wußte, daß er in dieser Nacht nicht würde schlafen können und etwas Zerstreuung finden mußte, etwas, das ihm das Gefühl gab, auf dieses begehrte Ziel hinzuarbeiten. Deshalb ging er zu Bruder Francis und bat ihn, Grady Chilichunk zu holen und ihn nach draußen vor die Wagenburg zu bringen. Als Bruder Francis kam und den sich wehrenden Grady regelrecht hinter sich her zerrte, bedeutete ihm Markwart, ihm zu folgen, und ging dann ein ganzes Stück.

»Sind wir hier sicher?« wagte Francis zu fragen.

»Bruder Youseff und Bruder Dandelion bewachen uns auf Schritt und Tritt«, log Markwart, denn er hatte kaum Angst vor Ungeheuern, da er irgendwie spürte, daß nur wenige in dieser Gegend unterwegs waren. Ebenso wie ihm die Lösung seiner Probleme zugefallen war, wußte er plötzlich auch, daß es hier keine Gefahr gab.

Jedenfalls nicht für ihn. Das konnte der arme Grady Chilichunk nicht von sich behaupten.

»Du warst jahrelang ihr Bruder«, sagte Markwart zu ihm.

»Nicht freiwillig und nicht vom Blut her«, erwiderte Grady verächtlich.

»Aber durch die Umstände, und das ist genauso verdammenswert«, erklärte Markwart.

Der junge Mann grinste und wandte sich ab, doch sofort war Francis bei ihm und zwang ihn, Markwart in die Augen zu sehen.

»Du zeigst keine Reue«, meinte der Abt.

Grady versuchte wieder, in die andere Richtung zu sehen, und diesmal drehte Francis nicht nur seinen Kopf zurück, sondern trat ihm heftig in die Kniekehlen, so daß er vor dem Abt in die Knie ging. Der Mönch blieb neben Grady stehen, packte ihn bei den Haaren und bog ihm den Kopf nach oben, so daß er Markwart ansehen mußte.

»Ich habe nichts verbochen!« protestierte der Junge. »Und meine Eltern sicher auch nicht. Wenn hier einer ein Sünder ist, dann ihr!« Grady Chilichunk war nie besonders mutig gewesen. Er war immer den bequemen Weg gegangen und hatte sich bei höhergestellten Männern eingeschmeichelt, besonders bei Connor Bildeborough, um es selbst leichter zu haben. Er war auch kein pflichtbewußter Sohn gewesen, sondern hatte sich jahrelang von seinen Eltern und ihrem Geschäft abgewendet – mit Ausnahme des Geldes, das es ihm einbrachte. Doch nun, einsam und verlassen unterwegs mit diesen brutalen, machtgierigen Mönchen, verwandelte sich plötzlich etwas in ihm, und er entwickelte eine Art von Verantwortungsbewußtsein. Sein eigenes Wohlbefinden kümmerte ihn jetzt wenig, es beunruhigte ihn nur, daß man seine Eltern, seine Mutter so schlecht behandelte. Die ganze Welt war verrückt geworden, so schien es Grady, und ihm

wurde klar, daß alles Winseln und Betteln und alle Zugeständnisse, die er machen konnte, ihn und sicher auch seine Eltern nicht aus diesem Schlamassel herausbringen würden. Mit der Hoffnungslosigkeit kam die Wut, und diese Wut in ihm zwang ihn zum Handeln – eine Seltenheit bei diesem eher feigen Menschen. Er spuckte Markwart an und schlug ihm ins Gesicht.

Der Abt lächelte nur kalt, aber Francis, entsetzt, daß ein gewöhnlicher Bauer sich unterstand, dem ehrwürdigen Vater so etwas anzutun, stieß Grady seinen Ellbogen gegen den Kopf. Der Mann stöhnte und taumelte, und im nächsten Augenblick war Francis über ihm und trat ihm gegen den Schädel, ließ sich dann auf ihn fallen, rollte ihn auf den Bauch und drehte ihm schmerzhaft die Arme auf den Rücken.

Grady sagte nichts; er war zu benommen, um sich noch zu wehren.

»Genug, Bruder Francis«, sagte Markwart ruhig und fuhr mit der Hand durch die Luft. »Sein Handeln beweist nur, daß er dem Abellikaner-Orden und allem Guten der Welt den Rücken gekehrt hat.«

Grady lag noch immer zusammengekrümmt neben Bruder Francis und stöhnte leise.

»Nun, es sieht nicht so aus, als ob wir heute abend noch irgend etwas Wichtiges aus dem da herausbekommen würden«, meinte Markwart.

»Es tut mir leid, ehrwürdiger Vater«, sagte Francis nervös, aber Markwart beklagte sich auch diesmal nicht. Angesichts der Dinge, die er in Gang gesetzt hatte, war der Abt einfach in viel zu guter Stimmung, als daß er sich von irgend etwas hätte ärgern lassen.

»Bring ihn zurück«, sagte Markwart.

Bruder Francis zerrte Grady wieder auf die Füße und trieb ihn vor sich her; doch dann blieb er stehen, weil er merkte, daß Markwart ihnen nicht folgte.

»Ich will noch ein wenig die friedliche Nacht genießen«, erklärte der Abt.

»Ganz allein hier draußen?« fragte Francis.

»Geh jetzt!« sagte Markwart. »Es besteht keine Gefahr.«

Francis kam zu dem Schluß, daß er keine andere Wahl hatte, als diesem Befehl Folge zu leisten. Er ging langsam davon, blickte immer wieder zurück, und jedesmal sah er den ehrwürdigen Vater ruhig und furchtlos dastehen.

Der Abt fühlte sich tatsächlich vollkommen sicher, denn ohne daß er es wußte: Er war nicht allein.

Der Geist von Bestesbulzibar war in dieser finsternen Nacht bei ihm, ergötzte sich an seinen Absichten und lenkte seine Entscheidungen.

Viel später schlief Markwart so friedlich, daß er Bruder Francis, der ihn am nächsten Morgen wecken wollte, fortschickte und ihn bat, er möge ihn und die anderen Brüder ausschlafen lassen. Etliche Stunden später stand Markwart auf, um festzustellen, daß im Lager große Aufregung herrschte und Francis nervös bei den drei Wagen auf und ab ging, in denen die drei Chilichunks untergebracht waren.

»Er will nicht aufwachen«, erklärte ihm der Mönch, als Markwart zu ihm ging, um nachzusehen, was los war.

»Wer?«

»Der Sohn, Grady«, sagte Francis, schüttelte den Kopf und zeigte zu dem einen Wagen hinüber. Der Abt ging hinein und kam kurze Zeit später mit finsterem Gesicht wieder heraus.

»Begrabt ihn neben der Straße«, sagte er. »Ein flaches Grab in ungeweihter Erde.« Dann ging er an Francis vorbei, als wäre nichts Besonderes geschehen und als wäre dies nichts weiter als ein Routinebefehl. Nach ein paar Schritten blieb er stehen

und ging zu Francis zurück. »Und gib acht, daß die anderen Gefangenen, besonders der gefährliche Zentaur, nichts davon merken«, erklärte er. »Und, Bruder Francis, du begräbst ihn selbst, nachdem die Karawane abgefahren ist.«

Francis sah ihn entgeistert an, doch Markwart lachte nur und ließ den Mönch mit seinen Schuldgefühlen allein.

In Francis' Kopf wirbelte alles durcheinander. Er hatte einen Menschen getötet! Gestern abend mußte er ihn zu kräftig geschlagen oder getreten haben. Er ließ die Ereignisse immer wieder an seinem inneren Auge vorüberziehen und fragte sich, wie so etwas hatte geschehen können oder was er hätte anders machen können, und währenddessen mußte er sich die ganze Zeit zusammenreißen, um sein Entsetzen nicht laut hinauszuschreien.

Er zitterte am ganzen Leib, und sein Blick irrte hin und her. Er merkte, wie ihm der Schweiß ausbrach, und sah den ehrwürdigen Vater auf sich zukommen.

»Beruhige dich, Bruder«, sagte Markwart. »Es war ein bedauerlicher Unfall.«

»Ich habe ihn getötet!« erwiderte Francis keuchend.

»Du hast nur deinen ehrwürdigen Vater verteidigt«, antwortete Markwart. »Wenn wir wieder in St. Mere-Abelle sind, werde ich dir die Absolution erteilen, aber ich versichere dir, daß ein paar einfache Gebete ausreichen werden.«

Er versuchte, sein Grinsen zu verbergen, und ließ den Mann wieder allein.

Doch Bruder Francis war nicht so leicht zu beruhigen. Er verstand Markwarts Logik – schließlich hatte der Mann dem ehrwürdigen Vater des Abellikaner-Ordens ins Gesicht gespuckt. Aber so sehr er sich auch einzureden versuchte, daß es ein bedauerlicher Unfall gewesen war, sein Herz wollte diese Rechtfertigung doch nicht annehmen. Irgend etwas hatte ihm den Boden unter den Füßen weggezogen und seine

bisherige Selbstsicherheit zerstört. Natürlich hatte er auch vorher schon Fehler gemacht, das wußte er, allerdings keine so schwerwiegenden. Er erinnerte sich der vielen Momente in seinem Leben, in denen er sich stets für die treibende Kraft gehalten hatte, der alle anderen folgen mußten.

Jetzt hatte er plötzlich das Gefühl, nur einer von vielen zu sein, ein ganz kleines Rädchen in einem großen Getriebe.

Später an diesem Morgen, als die Karawane aufgebrochen war, scharfte Bruder Francis die Erde über dem bleichen Gesicht von Grady Chilichunk zusammen. Und in einem tief verborgenen Winkel seines Herzens wußte er, daß er verloren war.

Doch unwillkürlich lief diese verlorene Seele dann wieder zum ehrwürdigen Vater, denn in den Augen dieses Mannes war er kein Sünder, und das erlaubte es Bruder Francis, sich seine Illusionen zu bewahren.